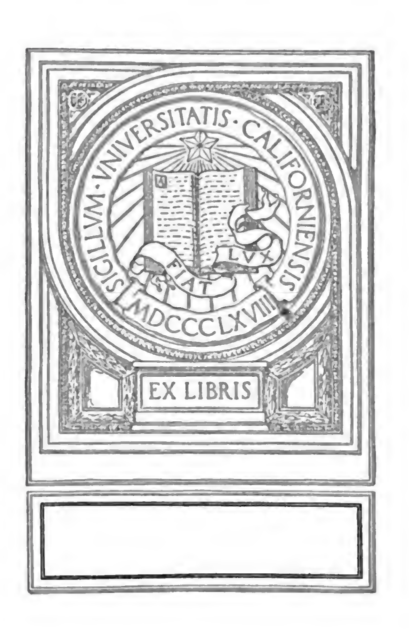
Die Amerikaner: Bd. Das geistige und soziale Leben

Hugo Münsterberg


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Die

Amerikaner

Von

Hugo Münsterberg

Professor an der Harvard-Universität



Erste bis dritte Auflage

Zweiter Band

Das geistige und soziale Leben

Berlin 1904

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstraſse 68–71

Inhaltsübersicht.

Dritter Teil:

Das geistige Leben.

Vierter Teil:

Das soziale Leben.



Dritter Teil.

Das geistige Leben.

Siebzehntes Kapitel.

Der Geist der Selbstvervollkommnung.

Amerika hat drei Hauptstädte, eine für das politische, eine für das wirtschaftliche und eine für das geistige Leben: Washington, Newyork und Boston. In Washington ist das gesamte Treiben so völlig von der Politik beherrscht, daß schon das äußerliche Stadtbild von allen übrigen amerikanischen Städten gänzlich verschieden ist; aller Geschäftsverkehr scheint hier verbannt. Man wird trotz der dreihunderttausend Einwohner an Potsdam oder Versailles erinnert; Diplomaten, Parlamentarier und Beamte geben den Ton an. Keine andre Großstadt tritt da in Konkurrenz; das Leben und Treiben Washingtons ist einzig im Lande, nur in ganz kleinem Maßstab vielleicht dort widergespiegelt, wo die Einzelstaaten ihre politischen Zentren außerhalb ihrer wirtschaftlichen Hauptplätze haben, wie etwa in Albany, wo die Regierung des Staates Newyork tagt. Gerade weil es so einzigartig ist, bleibt Washington nun aber auch in hohem Maße isoliert und in seinem Einfluß im wesentlichen auf die politische Sphäre beschränkt. Es liegt etwas Künstliches, Unnatürliches und daher Unlebendiges in dieser Abgeschlossenheit vom Rest des Landes, und die nichtpolitischen Impulse, die von Washington ausgehen, üben daher nicht ihre volle Wirksamkeit aus. Sicherlich wird besonders für die Wissen-

schaft, aber auch für die Kunst und für das sittliche Leben dort viel getan und erreicht, aber es bleibt ohne rechte Kraft, der Geist des Beamtentums lähmt die freieren Bestrebungen; zur geistigen Hauptstadt entwickelt sich Washington nicht.

In gleicher Weise ist auch Newyork im letzten Grunde von einem einzigen Drange beherrscht; der Trieb zur wirtschaftlichen Entfaltung gibt dem ganzen Newyorker Leben Sinn und Bedeutung. Gewiß steht Newyork darin nicht isoliert wie die Stadt Washington in ihrer politischen Rolle. Vor allem Chicago ringt mit Riesenkräften, es Newyork gleichzutun, für absehbare Zeit ist aber die Dreimillionenstadt an der Hudsonmündung die ökonomische Beherrscherin der Neuen Welt. Die Großkaufleute und Bankherren, die Industriellen und die Korporationsanwälte spielen da denn jene tonangebende Rolle, die in Washington den Senatoren und Diplomaten zukommt, und alle Funktionen der Metropole werden von ihrem Geiste beherrscht. Durch ihren Einfluß wird dort der Reichtum zum mächtigsten Faktor im sozialen Leben und Newyork der Mittelpunkt des Luxus und der Mode.

Das alles aber kann nicht solch extreme Entfaltung finden, ohne die übrigen Faktoren des Kulturlebens umzumodeln: was auch Newyork hervorbringen mag, der kommerzielle Geist bleibt fühlbar. Auf der Oberfläche sieht es wohl aus, als ob die Zentrale des Wirtschaftsverkehrs und des Luxus auch die Führerschaft auf andern Gebieten an sich risse. Gewiß ist die Politik Newyorks von entscheidender Bedeutung, die Newyorker Zeitungen beherrschen das Land, zur politischen Zentrale aber kann Newyork nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich niemals werden. Große neue wirklich politische Impulse gehen aus dieser kommerziellen Atmosphäre nicht hervor. Für den Ausgleich zwischen Politik und Wirtschaft ist Newyork der wichtigste Platz; die rein politischen Gedanken werden aber dort sofort ins Wirtschaftliche umgebogen.

Noch mehr gilt das von den rein geistigen Bestrebungen.

Gewiß leben in keiner Stadt des Landes mehr Schriftsteller, in keiner erscheinen mehr Bücher und Zeitschriften, in keiner ist ein ähnlicher Absatz für Kunstschöpfungen aller Art, und nirgends ist die Stimme der sittlichen Reformapostel lauter. Aber das darf über den innern Charakter dieser Erscheinungen nicht täuschen. Daß die Newyorker Millionenbevölkerung der sittlichen und sozialen Reform den breitesten Schauplatz bietet, beweist noch nicht, daß sie eine reichere, tiefere Quelle sittlicher Kräfte darstellt; und jene großartige Entfaltung des literarischen und künstlerischen Marktes deutet tatsächlich mehr auf Newyorks wirtschaftliche Stärke, als auf seine innere Fruchtbarkeit für die geistige Produktion. Die wirtschaftliche Organisation des geistigen Lebens hat sich naturgemäß am festesten an Newyork angeschlossen, und der Kunstmarkt hat naturgemäß sich an den Hauptplätzen des Luxus entfaltet, aber diese äußere Beziehung der höhern geistigen Bewegungen zu der Hochburg des wirtschaftlichen Lebens hat wenig mit der innern geistigen Initiative zu tun.

Aus solchen Verbindungen muß eher eine Schwächung als eine Stärkung des Geisteslebens hervorgehen; die Kunst wird unter die Laune der Mode geraten, die Literatur wird zur Geschäftssache werden, die Wissenschaft wird Zugeständnisse an das praktische Leben machen, kurz, das Geistesleben wird unter der Gefahr stehen, oberflächlich zu werden. Es mag sich äußerlich glänzend entfalten, aber es wird seine Tiefe einbüßen, keine neuen, innerlich wertvollen Impulse aus sich selbst hervorbringen und deshalb für die Gesamtheit doch schließlich keine zentrale Bedeutung besitzen. So wie das Geistesleben in der politischen Hauptstadt etwas beamtenmäßig Unlebendiges annimmt, so ist das Geistesleben in der wirtschaftlichen Hauptstadt durch die Beziehungen zur Geschäftswelt und zur Luxuswelt veräußerlicht und verflacht; fortwirkende Impulse für das ganze Land kann das geistige Leben nur dort schaffen, wo es lebendig, rein und tief ist und aus eignem Drang für eigne Ideale sich auslebt.

Die Hauptstadt des geistigen Lebens ist Boston, und so wie Washington auch die nichtpolitischen Funktionen politisch anfärbt und Newyork auch die nichtwirtschaftlichen Bewegungen kommerziell beeinflußt, so kann man von Boston sagen, daß sein idealistisches Streben nach geistigen Werten auch alle andern Funktionen seines Lebens ergreift und selbst die Wirtschaft und die Politik mit seinen Idealen durchdringt.

Es ist überraschend, wie diese Sonderstellung Bostons auch dem oberflächlichen Beobachter bemerkbar ist. Der Europäer, der nach beliebtem Plane von Newyork nach Philadelphia, Washington, Chicago, Niagara geht und dann seine Rundreise in den Vereinigten Staaten mit Boston abschließt, hat bei dieser letzten Station meisthin die Empfindung, daß er aus der Neuen Welt wieder in die alte zurückgekehrt sei. Die würdige Tradition der Kultur, der durchgeistigte Charakter der Gesellschaft, das Vorherrschen der nichtkommerziellen Interessen, das altertümliche charakteristische Städtebild, alles berührt ihn so ganz verschieden von dem, was sich in seiner Phantasie als Bild des spezifisch amerikanischen Lebens aus altweltlichen Vorurteilen und neuweltlichen oberflächlichen Eindrücken zusammengesetzt hat. Erst wenn er das Land näher kennt, beginnt er einzusehen, daß gerade in dieser Yankeestadt das Wesen des Amerikanertums am reinsten zum Ausdruck kommt.

Der Amerikaner selbst erkennt diese Führerrolle Bostons im Geistesleben des Landes mit vollem Bewußtsein, wenn auch oft mit gemischten Gefühlen, an. Er liebt es, mit leichter Ironie Holmes' Wort zu zitieren, daß Boston „the hub of the universe“ sei, liebt es vor allem, die Bostonerin als Blaustrumpf zu verdächtigen, und in den Witzblättern können die Droschkenkutscher in Boston lateinisch sprechen. Aber alles das verschleiert nicht das Empfinden, daß schließlich doch alles geistig Hohe und Bedeutende des Landes auf Boston zurückweist, daß Massachusetts unter Bostons Führung ein Vorbild in allen Fragen des Unterrichts und der geistigen Kultur gewesen ist, und daß dort

am Sitz der ältesten und größten Hochschule des Landes, der Harvard-Universität, das eigentliche Heim der Ideale in der Neuen Welt zu suchen sei. Und Neu-Englands geistige Führerschaft wird auch dann noch erkennbar bleiben, wenn Boston die Sendboten seines Geistes zu fremden Plätzen ausschickt; die künstlerischen Triumphe der Kolumbus-Weltausstellung mögen Chicago zugerechnet werden, aber die Männer, die das Werk vollbracht, kamen von Massachusetts; die sittlichen Reformkriege gegen Tammany gehören in die Moralgeschichte Newyorks, aber die Kämpfer, deren moralischer Enthusiasmus den Sieg gewann, entstammen Neu-England. Dieser latente Eindruck, daß die besten ästhetischen, moralischen und intellektuellen Anregungen von Neu-England ausgehen, vertieft sich aber nun vor allem, sobald der Blick auf die Vergangenheit fällt. In der Gegenwart verschwimmt das Bild leicht, weil seit der industriellen Erschließung des Westens die Auswanderung von Neu-England solch großen Umfang angenommen hat und die Wesenszüge von Massachusetts dadurch mehr in das ganze Land getragen wurden. In der Vergangenheit war die Sonderstellung bei weitem deutlicher.

Wer den Anfängen amerikanischen Geisteslebens nachspürt, muß bis zum vierten Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts zurückgehen. Die Kolonien im Süden und in den Mittelstaaten blühten neben den nördlichen Kolonien von Neu-England, aber nur in diesen regte sich selbständige intellektuelle Kultur. Im Jahre 1636, acht Jahre bereits nach der Gründung Bostons, wurde Harvard College als erste und für lange Zeit einzige Hochschule errichtet, und unter den Druckwerken, die das Land im ganzen siebzehnten Jahrhundert ans Licht brachte, kommt eine so überwältigende Mehrheit auf Neu-England, daß die Literaturgeschichte keinen Anlaß hat, die andern Kolonien jener Zeit zu berücksichtigen; die bedeutendste literarische Gestalt des Jahrhunderts war der Bostoner Cotton Mather. Das achtzehnte Jahrhundert führt diese Traditionen fort; der größte Denker des Landes, Jonathan Edwards, findet seine Ausbildung in

Harvard, Benjamin Franklin ist in Boston erzogen; Neu-Englands Literatur geht voran, und als die Zeiten für die Befreiung gekommen, da stehen Bostons sittliche Energie und Bostons Enthusiasmus im Vordergrund.

Erst mit diesen Tagen der politischen Selbständigkeit beginnt auch die eigentliche Geschichte des unabhängigen freien amerikanischen Geisteslebens. Jetzt reiht sich ein bedeutender Name an den andern, und die besten führen nach Boston hin. Dichter wie Longfellow, Lowell und Holmes sind Bostoner, Edgar Poe ist in Boston geboren, Whittier und Hawthorne wurzeln im Boden von Neu-England. Hier erscheinen die geistig führenden Magazine, in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die „North American Review", in der zweiten Hälfte das „Atlantic Monthly". Hier ringt sich die religiöse Bewegung des Unitarismus empor. Hier bildet sich die Philosophenschule, in deren Mitte die leuchtende Gestalt von Ralph Waldo Emerson steht. Hier tönt das siegende Wort gegen die Sklaverei, hier schleudern Parker und Garrison, Phillips und Sumner ihre Anklagen gegen den Süden in die sittlich erregte Masse, und hier gedeiht das stille Werk der wissenschaftlichen Forschung. Seit den Tagen, da Ticknor und Everett 1815 in Göttingen studierten, ging hier am vollsten die Saat auf, die junge amerikanische Gelehrte von deutschen Hochschulen heimbrachten; Historiker wie Prescott und Sparks, wie Bancroft, Parkman und Motley gehören hierhin. Hier in Boston war der klassische Boden für die Pflege ernster Musik, hier entstand die erste große Volksbibliothek, und alle diese Bewegungen wirken weiter bis in unsre Tage: keine der Traditionen ist abgebrochen, und wer sich nicht von oberflächlichen Eindrücken täuschen läßt, der weiß, daß die Wesenszüge von Boston und Neu-England noch heute im ernsteren Geistesleben der Nation die herrschenden sind. So wie das marmorne Kapitol in Washington Symbol von Amerikas politischer Macht und die „Himmelskratzer" am untern Broadway in Newyork Symbol von Amerikas wirtschaftlichem Leben sind, so kann der ulmenbeschattete Collegehof von Harvard in Boston als

Symbol von Amerikas geistigem Können und Wollen dastehen.

Zunächst mag es überraschend erscheinen, daß eine einzelne Gegend zu solcher Vorherrschaft gelangen konnte, und vor allem, daß ein räumlich so kleiner Teil der Union seinen Charakter dem ganzen weiten Lande aufprägen konnte. Die Erscheinung wird aber beinahe selbstverständlich, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie dieses Weltreich langsam, ganz langsam aus kleinsten Anfängen gewachsen ist, und wie das Wachstum nicht etwa so erfolgte, daß große festgefügte Massen mit eigner Kultur sich anschlossen und ihren Geist selbständig entwickelten, sondern so, daß kleine, unselbständige, unzusammenhängende Zuwanderergruppen stetig sich an das schon Bestehende anlagerten und sofort assimiliert wurden. War aber erst einmal ein Anfang gemacht, war dem Geistesleben erst einmal an einer Stelle ein spezifischer Ausdruck gegeben, so mußte diese Denkart und Sitte zur bestimmenden werden, so sehr sich auch allmählich der Kreis erweiterte. Hätten im siebzehnten Jahrhundert statt der kleinen Neu-Englandstaaten etwa die südlichen Kolonien ein charakteristisches, selbständiges Geistesleben ausgebildet, so hätte durch denselben Prozeß der stetigen Assimilation Charakter und Geist von Virginia schließlich ebenso das ganze Reich durchdrungen, wie heute Charakter und Geist von Massachusetts. Aber ein Zufall war es anderseits nicht, daß der Geist, der lebendig werden sollte, nicht von den genußfreudigen Virginiern kam, sondern von den pflichtstrengen Ansiedlern des Nordens.

Die Sinnesart jener kleinen Gruppe nördlicher Kolonisten kann durch ein einziges Wort charakterisiert werden: sie waren Puritaner. Puritanischer Geist hat das innere Leben an der Boston-Bay im siebzehnten Jahrhundert und deshalb das innere Leben des ganzen Landes bis auf unsre Tage tiefer und entscheidender beeinflußt als irgend ein andrer Faktor. Puritanischer Geist: unvergleichlich Wertvolles ist damit zum Ausdruck gebracht, sehr viel Wertvolleres als seine Verspotter sich träumen lassen, aber auch beengende Schranken

sind damit sofort bezeichnet. Durch nun bald drei Jahrhunderte hat der Genius Amerikas sich an diesen Werten gestärkt und durch diese Schranken gelitten. Was die Puritaner wollten, ist, wie ihr Name besagt, Reinheit; Reinheit des Gottesdienstes, Reinheit des Charakters, Reinheit des Lebens in einer verderbten Zeit. Erfüllt von den religiösen Forderungen des Calvinismus, hatte die kleine Schar der Auswanderer unter schweren Leiden den Ozean gekreuzt, um eine Freistätte für ihre puritanischen Ideale zu finden; sie hatten England verlassen, wo erst später, unter Cromwell, die Puritaner zu kurzem und im wesentlichen einflußlosem Triumph kommen sollten. Viel mehr als äußerer Sieg galt ihnen die Unbeflecktheit des Glaubens, für den sie gelitten, und jede Regung ihres ärmlichen Lebens ward durchleuchtet von ihren Überzeugungen. Unter solchen Bedingungen war es kein Zufall, daß hier die geistig sittlichen Interessen unter den wirtschaftlichen oder politischen Kämpfen nicht verkümmerten, sondern von vornherein selbständige Bedeutung gewannen. Harvard College wurde als Schule für puritanische Geistliche gegründet, und fast die gesamte amerikanische, und das ist neuenglische, Literatur des siebzehnten Jahrhunderts ist entweder rein religiös oder wenigstens von tiefreligiöser calvinistischer Gesinnung durchdrungen.

Äußerlich hat sich das natürlich durchaus umgestaltet, und es erscheint fast als ein typisches Beispiel dieser Wandlung, daß Harvard, das einstige Predigerseminar, heute nicht einmal den fünfzigsten Teil seiner fünftausend Studenten auf einen geistlichen Beruf vorbereitet. Ja, bereits als 1700 die Universität Yale in Connecticut gegründet wurde, geschah es nicht zum wenigsten, um dem strengen Glauben eine Hochburg zu schaffen, weil Harvard inzwischen zu freigeistig geworden war, und Harvards großer Schüler, der Prediger Jonathan Edwards, wandte sich zürnend von Boston ab, weil dort im achtzehnten Jahrhundert die alten calvinistischen Traditionen erloschen schienen. Im neunzehnten Jahrhundert schien der Unitarismus schließlich des Calvinismus energischster Feind. Und doch: alle diese Kämpfe haben etwas

Esoterisches. Sie sind im Grunde doch nur Gegensätze innerhalb einer puritanischen Gemeinschaft: von der Leidenszeit der „Pilgerväter" bis zu den Tagen, da Emerson mit rhapsodischem Schwung Fichtes ethischen Idealismus verkündete und Longfellow den „Psalm des Lebens" schrieb, es blieb im Grund der gleiche, der alte Puritanergeist.

Eines steht dauernd im Mittelpunkt: das Leben ist nicht um der Freude willen, sondern um der Pflicht willen da. Nur durch das sittliche Streben gewinnt das Dasein Sinn und Wert; Selbstprüfung ist die große Aufgabe, die alles beherrscht. Unter den besondern dogmatischen Vorstellungen der calvinistischen Theologie ward diese Selbstprüfung im engsten Kreise wohl zur entmutigenden Suche nach innern Anzeichen, durch die sich Gottes willkürlich verschenkte Gnade bekundete. In den breitern Schichten bedeutete sie aber doch im wesentlichen eine fortdauernde Gewissensprüfung, eine bewußte Unterdrückung unreiner, weltlicher, selbstischer Regungen und somit eine unablässige sittliche Läuterung. Und wenn es in dem theologischen Ideenkreis erschien, als wenn Gott dort in den Neu-England-Kolonien eine besonders große Zahl Begnadeter zusammengeführt hätte, so lag dem offenbar die Tatsache zugrunde, daß in einer solchen Gemeinschaft selbstprüfender Charaktere eine sittliche Reinheit sich ausbildete, wie sie im wirren Widerspiel der alten Welt nirgends zu finden war. Wo das einzelne Leben so von sittlichen Idealen durchdrungen ist, da kann auch in der Gemeinde das edlere Bemühen nicht von den niedern Trieben und Forderungen des praktischen Lebens überwunden werden, da muß eine sichere Heimstätte für geistige Bestrebungen geschaffen sein, da werden ernste Bücher willkommener sein als die lauten Vergnügungen, die in den übrigen Kolonien gediehen, da wird für Erziehung und Rechtspflege und Gottesdienst mehr getan werden als für äußern Lebensgenuß, kurz, Geistesleben wird da von der ersten Stunde an gedeihen.

Und doch, wie anders muß sich diese Geisteskultur da gestalten als im englischen Mutterland, wie anders als auf

dem Kontinent, wie anders, als wenn die südlichen Kolonien die Führung übernommen hätten. Dem Puritaner kommt die gesamte Kultur nur vom sittlichen Standpunkt in Betracht; die sittliche Beurteilung führt aber sofort zum einzelnen Individuum. Weder in der physischen noch in der psychischen Welt kann es irgend etwas geben, das sittlichen Wert hat außer dem guten Willen des einzelnen Individuums. Kein Kulturgebilde hat an sich Wert, erst durch sein Verhältnis zum individuellen Willen wird es sittlich bedeutungsvoll, und alles Geistesleben hat dann nur die eine Aufgabe, der höchsten sittlichen Ausbildung des einzelnen zu dienen. Unter diesem Gesichtspunkt sind somit die Wissenschaft, die Poesie, die Kunst nicht ein objektiv Wertvolles, dem sich der einzelne empfangend und gebend unterordnet, sondern ein an sich untergeordnetes Hilfsmittel für die einzige Hauptaufgabe, wertvolle Menschen heranzubilden. Das Leben ist eine sittliche Aufgabe, für die Kunst und Wissenschaft nur dadurch wichtig werden, daß sie dem innern Wachstum des Strebenden Nahrung geben. In der Sprache der neueren Zeit werden wir sagen können, daß eine Gemeinschaft, die sich unter puritanischen Einflüssen entwickelt hat, sich mehr um die „Bildung" ihrer Mitglieder, als um die Schöpfung objektiver Geistesprodukte bekümmern wird, daß es dem geistig Strebenden nicht an der Vervollkommnung von Kunst und Wissenschaft, sondern um Selbstvervollkommnung durch Kunst und Wissenschaft zu tun sein wird.

Gewiß muß eine Wechselwirkung zwischen dem allgemeinen Kulturgut und den individuellen Persönlichkeiten stattfinden; die vorherrschende Haupttendenz wird aber doch eine andre sein, wenn der Schwerpunkt in sittlicher Strenge auf den persönlichen Willen, eine andre, wenn er in ästhetischem oder intellektuellem Genießen auf die unpersönliche Kultur gelegt wird. In Europa war in den entscheidenden Perioden und ist noch heute das Objektive der Ausgangspunkt, und nur in sekundärer Weise gewann es Einfluß auf die Persönlichkeit; im puritanischen Amerika stand das persönliche Seelenheil im Vordergrund, und erst sekundär wurde

das Streben nach Selbstvervollkommnung, Selbstprüfung und Selbstkultur zum Anlaß für die positive Förderung der Weltkultur. Die individuelle Bildung muß daher ungewöhnlich hoch stehen, auch schon zu einer Zeit, in der die schöpferischen Beiträge von bleibender Bedeutung noch spärlich sind, so wie umgekehrt die Kulturgeschichte im antipuritanischen Europa immer wieder große schöpferische Leistungen mit einem Tiefstand der allgemeinen persönlichen Bildung vereint zeigt. Der Geist der Selbstvervollkommnung aus puritanischem sittlichen Verlangen war so der bedeutendste Antrieb in der Geistesgeschichte Amerikas.

Aber der Geist der Selbstvervollkommnung kann auch eine ganz andersartige Quelle haben. Dem sittlichen Idealismus ist die Ausbildung der Persönlichkeit Selbstzweck; die Vervollkommnung des Individuums kann aber auch Mittel zum Zweck, Werkzeug für die größtmögliche Leistungsfähigkeit im praktischen Leben sein: das ist die Logik des Utilitarismus. Auch dem Utilitarismus liegt nicht an dem Wachstum von Wissenschaft und Kunst und sittlichen Institutionen als solchen, sondern nur an der Rückwirkung auf die handelnden Menschen. Der Idealismus verlangt Geistesleben um des individuellen Seelenheils willen, der Utilitarismus um der individuellen Wohlfahrt willen — ein größerer Gegensatz ist kaum denkbar, und doch ist beiden der Trieb nach Selbstvervollkommnung gemeinsam und beiden das Wachstum der objektiven nationalen Geisteskultur zunächst unwesentlich.

Daß beide Tendenzen im soziologischen Kausalzusammenhang weit über ihre Motive hinausführen müssen, ist klar: der Puritanismus und der Utilitarismus, obgleich sie vom Individuum ausgehen, müssen sich schließlich doch im Wachstum der nationalen Geistesschätze bekunden. Der sittliche Idealismus will nicht nur empfangen, sondern auch geben; gewiß will er zunächst geben, um in andern die Selbstvervollkommnung anzuregen, aber um so zu wirken und so zu überzeugen, muß er das Beste zum Ausdruck bringen, das im

einzelnen lebendig ist, und so wird der Drang, für die eignen Ideale einzustehen, zur Schaffung objektiver Geisteswerte führen. Der Utilitarismus dagegen muß bald an die Werke, welche die Wohlfahrt fördern, so große soziale Prämien knüpfen, daß auch auf diesem Wege, aus utilitarischen Wünschen, der einzelne zur Schaffung neuer geistiger Produkte angestachelt wird. Das Geistesleben einer Nation, die von puritanischen und utilitarischen Impulsen bestimmt wird, wird somit nach einer gewissen Periode, die im wesentlichen mit der individualistischen Aneignung des vorhandenen Bildungsmaterials erfüllt ist, ebenfalls zu neuer nationaler Geisteskultur vorschreiten. Die besten Leistungen werden aber teils im Dienste sittlicher Überzeugung, teils im Dienste technischer Kultur stehen. Im Gefolge der ersten Tendenz werden Geschichte, Literatur und Philosophie, Recht und Religion, im Gefolge der zweiten Tendenz die praktischen Naturwissenschaften und die angewandten Künste zur Blüte gelangen.

Im modernen kontinentalen Europa waren beide Tendenzen schwach entwickelt. Der Idealismus hatte von vornherein intellektuelle und ästhetische Richtung; sittlicher Rigorismus war dem Geist der Nationen dort stets nur eine Episode. In gleicher Weise aber spielte der Utilitarismus im wesentlichen eine untergeordnete Rolle für das Geistesleben, weil der Selbstbetätigungstrieb doch nur ein schwach entwickelter Zug in der geistigen Physiognomie war. Das Interesse an der Wahrheit, die Freude an der Schönheit, und die sozialen Prämien für alle, welche dieses Interesse und diese Freude befriedigten, waren im kontinentalen Europa für das nationale Geistesleben wirksamer, als der moralische Idealismus und der praktische Utilitarismus. Daß in Amerika der sittliche Rigorismus nicht ebenfalls Episode blieb, ergab sich eben dadurch, daß die stetige Assimilation der Zuwanderer den Geist der puritanischen Neu-England-Kolonien zum Grundzug des Landes machte. Daß aber daneben der Utilitarismus als Impuls für alles Geistesleben in Amerika wirksam war, das verlangt kaum weitere Begründung. Wir haben ja ausführlich verfolgt, wie tief der Selbstbetätigungs-

drang als Triebfeder des wirtschaftlichen Lebens alle Schichten der Bevölkerung durchdrungen hat; und stets galt es der amerikanischen Gemeinde als selbstverständlich, daß die erfolgreiche Selbstbetätigung neben der Energie des Charakters vor allem sachliche Schulung und die bestmögliche Bildung voraussetzt.

Hier und da erscheint wohl ein materiell erfolgreicher „self-made man" — nach alter Übersetzung, ein Mann, der sich seine Unbildung selbst zu verdanken hat — und warnt die jungen Leute vor höherer Bildung, und predigt ihnen, die Schule des praktischen Lebens sei die beste für den Erfolg. Aber die mustergültige Organisation der großen wirtschaftlichen Korporationen selbst straft solche Paradoxen Lügen; gerade dort wird der gründlichste Sachkenner überall an die Spitze gestellt und die Erfolge etwa der amerikanischen Technik wären undenkbar gewesen, wenn der Amerikaner wirklich die Energie oder gar den „dash", die bloße Schneidigkeit, über die intellektuelle Bemeisterung des Problems gestellt hätte. Die Gegensätze, die den Amerikaner wirklich ernsthaft beschäftigen, sind nicht die zwischen den Anhängern der Bildung und den Anhängern des von Bildung unbeirrten Energieprotzentums; der utilitaristische Wert der bestmöglichen Geistesbildung ist durchaus Dogma geworden. Die wirklichen Gegensätze sind tatsächlich auch heute noch die zwischen der puritanischen und der utilitaristischen Selbstvervollkommnung. Die Kämpfenden sind sich dessen natürlich nicht bewußt, aber wenn etwa heute in immer neuen tausendfältigen Diskussionen der Kampf wogt, ob die höheren Schulen und Colleges vorgeschriebene Lehrpläne im Dienste einer gleichmäßigen allgemeinen Bildung haben sollen, oder aber so früh wie möglich der Spezialisierung im Dienste der späteren Fachbildung Vorschub leisten sollen, so stehen sich, mit modernisierten Argumenten, doch nur wieder die Puritaner und die Utilitarier, die Neu-Engländer und die Mittelstaaten gegenüber, auch wenn die Ironie es will, daß die Stimme fürs Griechische vielleicht mitten aus Chicago herausklingt, und vielleicht gar führende Pädagogen

Neu-Englands für möglichst frühen Anfang der intellektuellen Spezialisierung eintreten.

In der Tat waren es die Mittelstaaten und später vor allem der Westen, wo mit der gigantischen Entwicklung des Selbstbetätigungstriebes der Drang nach utilitarischer Ausnutzung der höheren geistigen Kräfte am lebhaftesten war. Auch diese Seite des Amerikanertums stammt nicht von heute und gestern, und ihr Einfluß bedeutet nicht etwa eine unmoralische oder auch nur moralisch indifferente Potenz. Der Utilitarismus verlangt durchaus Ethik; es ist die biedere Philisterethik mit ihren trivialen Anweisungen im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt. Benjamin Franklin etwa predigt nicht wenig Moral neben seinen Bemühungen für die Politik und die Naturwissenschaften, aber sein Wort: „Ehrlichkeit ist die beste Politik" bringt das sittliche Verhalten in die gleiche Sphäre mit dem Blitzableiter, den er erfand; beides sind Mittel für die menschliche Wohlfahrt. Obgleich in Boston geboren und erzogen, fühlte sich Franklin dort nicht heimisch, dort, wo den Besten das Leben ein „trembling walk with God", ein erzitterndes Wandeln mit Gott war; für ihn wurde Philadelphia der fruchtbare Schauplatz. Heute ist es kein einzelner Platz, der bei der utilitarischen Gestaltung des Geisteslebens die Führung übernimmt, es handelt sich vielmehr um eine Massenwirkung, da der Einfluß der gesamten weststaatlichen Bevölkerung in diese Richtung drängt. Aber davon kann keine Rede sein, daß dieser utilitarische Trieb den puritanischen überwunden oder gar ausgerottet hätte. Erst aus dem Zusammenwirken dieser beiden Formen des Geistes der Selbstvervollkommnung kann das Wesen der nationalen Geisteskultur verstanden werden; und heute noch ist der puritanische Einfluß der stärkere, der Geist von Boston der führende.

Das alles bezieht sich nun aber nur auf das, was wirklich selbständige nationale Hervorbringung ist; in überreicher Ergänzung tritt dazu alles das, was der Amerikaner von andern Nationen einführt und nachahmt. Die verschiedensten Faktoren wirken dahin, diesen Import von fremdem

Geistesleben zu erleichtern; der Reichtum und die Reiselust des Amerikaners, seine Sammelwut und sein Wunsch, von allem das Beste zu haben, der ununterbrochene Strom der Einwanderung und vieles andre haben es dahin gebracht, daß nur zu willig das Fremde in die heimische Kultur aufgenommen wurde. Erst in neuester Zeit ist eine mehr oder weniger bewußte Reaktion dagegen eingetreten, teils durch das Erstarken des nationalen Selbstbewußtseins, teils und vor allem durch das überraschend schnelle Wachstum der selbständigen Leistung. Die Nachahmungszeit in der Architektur hat aufgehört, das Monopol der englischen Romane ging zu Ende. Aber auch heute noch üben englische Literatur, französische Kunst, deutsche Musik und vieles andre ihren stark fühlbaren Einfluß.

Und zu diesen Einflüssen aus fremden nationalen Kulturen gesellen sich nun schließlich jene Antriebe, die keiner Nation im besondern zukommen, sondern überall aus den niedern Instinkten und Gelüsten erwachen. Überall in der Welt will die Lust am Vergnügen an die Stelle der ästhetischen Freude treten, überall wollen Neugier und Sensationslust das logische Interesse herabziehen, überall will ein lautes Hurraschreien sich als sittliche Tat aufspielen, überall wird die ethische, die ästhetische und die intellektuelle Varietätenbühne mit ihren Trivialitäten zu oft dem ernsten Schauspielhause vorgezogen. Man sagt, daß diese Neigung, die von jeher in der Menschennatur begründet war, sich in unsrer heutigen nervenaufreibenden Zeit überall lebhafter bekundet als in frühern Zeiten. In gleicher Weise wird man behaupten können, daß sie sich in Amerika vielleicht noch eine Nuance stärker zeigt als in andern Ländern. Der Grund dafür liegt nahe.

Einen gewissen Anteil daran hat natürlich die politische Demokratie, die um der postulierten Gleichheit willen nun auch instinktiv dem ästhetischen Geschmack, dem intellektuellen Urteil und der sittlichen Inspiration von „Gevatter Schneider und Handschuhmacher" etwas mehr Respekt zuwendet, als es im Interesse der Kulturentwicklung wün-

schenswert sein mag. Entscheidend aber ist doch wohl der rein ökonomische Umstand, daß die große Masse in Amerika kaufkräftiger ist als in irgend einem andern Lande, und durch diese größere finanzielle Beweglichkeit einen viel unmittelbareren Einfluß auf das Geistesleben des Landes ausübt. Der große Haufe ist in den Vereinigten Staaten nicht trivialer als anderswo, im Gegenteil, er ist, wie es die Demokratie mit sich bringt, eine Schattierung gereifter und geschulter, aber nur in Amerika ist dieser Haufe in der materiellen Lage, sich große Zeitungen zu halten und ins Theater zu gehen, und das heißt praktisch, auf das Geistesniveau von Zeitung und Theater seinen herabziehenden Einfluß auszuüben.

So mag denn der trivialisierende Andrang der niedern Klassen die feinern Striche im Bilde des nationalen Geisteslebens leicht verwischen, und die Gewohnheit der Nachahmung mag manchen fremden Zug äußerlich hineintragen; im wesentlichen bleibt aber doch ein freies selbständiges Geistesleben erkennbar, das überall den Kampf oder den Ausgleich zwischen Puritanismus und Utilitarismus aufzeigt und überall von jenem einzigen Verlangen beherrscht wird, das Puritanern und Utilitariern gemeinsam zukommt: dem Verlangen nach bestmöglicher Ausbildung des Individuums, dem Verlangen nach Selbstvervollkommnung.

Da es aber künstliche Abstraktion bleibt, einen einzelnen Zug, und sei es der wesentlichste, aus der geistigen Verfassung der Nation herauszulösen, so muß es von vornherein als selbstverständlich gelten, daß alle übrigen Eigenschaften des Amerikaners färbend und formend auf das Gesamtresultat dieses Geisteslebens einwirken. So bekunden sich überall sein leicht entzündlicher Enthusiasmus und seine unerschöpfliche Versatilität, seine religiöse Gesinnung und sein stark ausgeprägtes Formgefühl, sein Rechtsbewußtsein und seine Energie, und überall, vom Kleinsten bis zum Größten, sein launiger Humor. Und jeder dieser Vorzüge bringt seine Fehler mit sich. Jener rasche Enthusiasmus verträgt sich schlecht mit der ausdauernden Beharrlichkeit, die so oft die

deutsche Geistestat zum Sieg geführt hat; das Formgefühl wird leicht Ungeduld erzeugen, wenn es sich um Geistesarbeit handelt, die breite schleppende Behandlung verlangt; der übersinnliche Drang mag in Aberglauben und Mystik entarten, das Gerechtigkeitsgefühl mag zur hysterischen Sympathie mit schwächlicher Leistung führen, die Versatilität verleitet gar zu oft, unstet herumzuexperimentieren, und der überall hineinflackernde Humor kann gar zu leicht dem Großen und Ernsten den Text verderben. Aber alles das, im Guten wie im Schlechten, bleibt doch schließlich Beiwerk; im Mittelpunkt steht der Geist der Selbstvervollkommnung, und von diesem Punkt aus müssen wir das Gebiet überblicken.

Eine soziale Gemeinschaft, die es als ihre wesentlichste Aufgabe betrachtet, für die bestmögliche individuelle Vervollkommnung ihrer Glieder zu sorgen, wird ihr Hauptaugenmerk auf die Kirche und auf die Schule richten. Das kirchliche Leben in Amerika ist aus politischen Gründen dem staatlichen Einfluß nahezu gänzlich entzogen; die Gewalt, mit der jeder einzelne in den Kreis der Kirche gezogen und gedrängt wird, hat dadurch aber nicht Kraft eingebüßt, sondern eher an Kraft gewonnen. Der ganze Apparat der sozialen Maschine ist in den Dienst der Religion gestellt, und die Unduldsamkeit der Sekten und Kirchen gegeneinander ist gering gegenüber der Unduldsamkeit des Kirchentums gegen Irreligiosität. Die Grenze mag noch so weit gezogen werden, selbst ethische Kultur oder gar „christliche Wissenschaft" mag noch bei der Religion mit unterschlüpfen: aber daß ein Ton der Andacht in jedermanns Leben klingt, daß der Werktagswoche eine Stunde der Weihe vorangeht, und jeder inmitten der irdischen Hast den Gedanken der Ewigkeit in seiner eignen Geistessprache vernimmt, dafür wird mit rein sozialen Mitteln energischer gesorgt, als wenn die Staatsgewalt dahinter stände.

Vielerlei wirkt zusammen, die Religiosität des Volkes zu vertiefen und die Wirksamkeit der Kirchen zu erleichtern. Nicht am wenigsten sorgt dafür die große Mannigfaltigkeit

der Sekten, die es erlaubt, daß jedes individuelle Gewissen seine kirchliche Nuance finden kann. Dazu kommt die hohe Stellung der religiös stärker veranlagten Frau, und vor allem die Fülle sozialer Funktionen, welche die Kirche übernommen hat. Vieles mag da dem Fremden zu weltlich erscheinen; die Kirche, die zugleich Klub, Leihbibliothek und Vergnügungsplatz ist, scheint auf den ersten Blick an Würde zu verlieren, aber gerade weil sie so mit zahllosen Fäden sich in das Gewebe des täglichen Kleinlebens einfügt, kann keine Seite des sozialen Lebens ganz von ihr unabhängig werden. Die Außenseite der Großstadt zeigt alles dies naturgemäß weniger hervortretend; die Kleinstadt und das Land dagegen zeigen die starke Religiosität der Bevölkerung und ihr geradezu selbstverständliches Kirchenleben auch dem oberflächlichen Beobachter; niemand kann die Amerikaner verstehen, der diese religiöse Innerlichkeit unbeachtet läßt. Ihr Einfluß ist der einzige, der stärker ist als selbst die Politik, und die vielerfahrenen Berufspolitiker sind klug genug, die Partei möglichst von dem ungleichen Kampfe fernzuhalten.

Die Kirche verdankt ihre Macht mehr oder weniger unbewußten Energien in der Volksseele; die Hochhaltung und Förderung der öffentlichen Schule dagegen ist das eine große Ziel, dem der bewußte Wille der ganzen Nation mit eiserner Energie zugewandt ist. Wer sich die ungeheure Ausdehnung des dünn besiedelten Landes vergegenwärtigt, die unvergleichliche Mannigfaltigkeit der eingewanderten Bevölkerung mit ihren Rassen- und Sprachenunterschieden, und schließlich den Aufwand von Kräften, der nötig war, den Erdteil zunächst wirtschaftlich zu erschließen, der ahnt, welche Riesenkräfte sich regen mußten, um das Land vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean mit einem festen Schulnetz zu überspannen. Das Verlangen nach bestmöglichem Schulsystem ist denn auch tatsächlich für den Amerikaner mehr als soziale Pflichterfüllung, es ist eine Leidenschaft geworden, die hier und da irre geführt werden mag, sich aber nie durch Hindernisse abschrecken läßt.

Der Deutsche, der gewohnt ist, die Unterrichtsfrage der

Regierung zu überlassen, kann sich nur schwer vorstellen, mit welcher Intensität die gesamte Bevölkerung an der Lösung der theoretischen Probleme und an der Überwindung der praktischen Schwierigkeiten mitarbeitet. Keine Wochenschrift und kein Magazin, kein Vortragsprogramm eines ernsthaften Vereins, in denen nicht Erziehungs- und Unterrichtsfragen erörtert werden: die Zahl der pädagogischen Publikationen ist Legion, die Zahl der „Sachverständigen" identisch mit der Zahl derer, die je Kinder erzogen oder verzogen haben. Die Diskussion in Deutschland über Gymnasium und Realschule, über alte und neue Sprachen, über Zwischenprüfungen und Frauenstudium, ergreift, den amerikanischen Erörterungen gegenüber, nur verhältnismäßig enge Kreise, und niemand kann zweifeln: die bloße Tatsache, daß das Bemühen um den besten Schulunterricht so tief die breiten Bevölkerungsschichten ergriffen hat, und daß es alle Parteien, alle Sekten, alle Klassen, alle Landesteile zu einer einheitlichen, zielbewußten Vorwärtsbewegung führt, ist an sich schon von höchstem Wert für die Erziehung des ganzen Volkes.

Auf der breiten Basis der öffentlichen Schule ist das höhere Unterrichtssystem aufgebaut, für dessen Betrachtung der Deutsche nicht ganz leicht den richtigen Standpunkt findet. Die Hunderte von Colleges, Universitäten, Fachschulen und Polytechniken erscheinen dem Fernerstehenden so leicht als eine zusammengewürfelte unverbundene Menge disparater Gebilde, da ein fester Maßstab, ein einheitliches Niveau, ein gemeinsamer Ausgangspunkt und Endpunkt ihnen fehlt und somit von einem System nicht die Rede zu sein scheint. Und doch liegt ihnen ein großartiges System zugrunde: es ist die reichste und bewundernswerteste Realisierung des amerikanischen Geistes, zusammengehalten zu einem System durch das Prinzip der stetigen gleitenden Übergänge, und keine andre Form, am wenigsten eine Nachahmung fremder Muster, könnte in so vollendeter Weise den Drang nach Selbstvervollkommnung zum Ausdruck bringen.

Aber wer von der Schule und Hochschule gesprochen, hat die Geschichte der amerikanischen Volkserziehung noch nicht einmal bis zur Hälfte erzählt. In keinem Lande der Welt wird die Nation so viel und so systematisch außerhalb der Schule unterrichtet wie in Amerika, und die tausend Gestaltungen, in denen der Volksunterricht für die der Schule Entwachsenen organisiert ist, stehen als beredte Zeugen des unermüdlichen persönlichen Fortbildungstriebes. Abendschulen und Sommerschulen, Volksschulausdehnungskurse und Vortragsinstitute, Vereinsklassen und Debattierklubs ergänzen einander, und wer alles das ausließe, der würde nie das rechte Bild der amerikanischen Kultur gewinnen. Der Hintergrund für alles aber ist das gewaltige Bücherregal der Nation, von dem auch der Ärmste sich die besten Bücher herunternehmen und in behaglicher Umgebung studieren kann. Die Volksbibliothek, zusammen mit der beispiellos entwickelten Zeitungs- und Magazinliteratur, dringt in der Tat zum ganzen Volke und wäre doch nie so gewachsen, wenn nicht der Bildungsdrang tief in diesen Menschen steckte.

Auch dieser Lesedurst ist nichts Neues. Als Hopkinson, der England und Amerika kannte, in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts seine Betrachtungen anstellte, da schrieb er über England: „Die ungeheure Unkenntnis des gewöhnlichen Volkes in dieser zivilisierten Nation ist fast unglaublich. Im allgemeinen wissen sie nichts außer ihrer besondern Arbeit, die ihre Eltern oder der Pfarrer zufällig für sie ausgewählt. In Amerika ist es ganz anders. Auch der geringste Handwerker besitzt da gewisse allgemeine Kenntnisse. In vielen Kleinstädten und in jeder größern Stadt haben sie öffentliche Bibliotheken. Jedermann findet Zeit zum Lesen und erwirbt sich seine Kenntnisse fast unmerklich. Er erfreut sich an Seefahrt und Reisen, und wird dabei mit der Geographie, den Sitten und dem Handel andrer Völker bekannt. Er liest politische Streitschriften und lernt dabei die großen Umrisse seiner Menschen- und Bürgerrechte. Er taucht sogar ein bißchen in die Philosophie.“

Alles das ist nun in den anderthalb Jahrhunderten, seitdem diese Betrachtungen niedergeschrieben, gewachsen und gewachsen, bis heute, da es zahlreiche Magazine gibt, die in Hunderttausenden von Exemplaren erscheinen, historische Romane, deren Auflage eine halbe Million erreicht, Volksbibliotheken nicht nur in jede Kleinstadt, sondern bis in die Dörfer dringen, und die öffentlichen Büchereien der Hauptstädte zu den schönsten Bauwerken unsrer Zeit gehören. Und während der Einfluß des Buches wuchs und die heimische Literatur mächtig anschwoll, gesellten sich das Bildwerk und das Tonwerk langsam als Volksbildungsmittel hinzu; Museen entstanden, Symphonien erklangen, das Theater entwickelte sich, ein Geistesleben ist erstanden, das an den besten Schöpfungen europäischer Kultur gemessen werden will. Aber sein eigentlicher Träger ist auch heute noch nicht das schöpferische Genie, sondern der Durchschnittsbürger, der nach Selbstvervollkommnung und Bildung strebt.

Einmal jährlich erlebt das amerikanische Volk eine Periode der offiziellen Selbstbesinnung und sittlichen Prinzipienerklärung. Im Monat Juni schließen die Schulen, die Colleges, die Universitäten ihre Tore für die lange Sommerpause, und am Ende des Lehrjahres wird nach alter amerikanischer Sitte ein ernstes Wort zu denen gesprochen, die von der Anstalt abgehen. Diese Abschiedsreden zu halten gilt als Ehre, die sich natürlich nach der Höhe der Anstalt abstuft, und die besten Männer des Landes ergreifen hierbei das Wort. So kommt es, daß in kurzen Juniwochen Hunderte der führenden Geister — Gelehrte, Staatsmänner, Schriftsteller, Reformer, Politiker, Beamte, Philanthropen — sich überbieten, das beste, tiefste, anregendste Wort zur Jugend zu sprechen, und da die Reden in die Zeitungen und Magazine dringen, so ist es hinausgesprochen zum ganzen Volk. An die bedeutendern knüpfen sich dann Diskussionen in den Zeitungsspalten, und so wird der Wonnemond eine Zeit des Suchens und Warnens, der Erbauung und der Inspiration, eine Zeit der sittlichen Krafterneuerung. Wer aber diese Reden überblickt, der sieht, daß sie gemeinhin auf eins von zwei Grund-

thematen abgestimmt sind. Die einen rufen der Jugend zu: Lernt und bildet euch, denn nur dann könnt ihr die Befriedigung erreichen, im Gesamtorganismus nützliche Glieder zu werden. Die andern sagen: Lernt und bildet euch, denn es gibt nichts Wertvolleres im Leben als eine ideale Entwicklung eurer Seele. Diese sind die Puritaner, jene die Utilitarier, aber die individualistische Tendenz ist beiden gemeinsam, beide sagen der Jugend: betrachtet als Ziel eure individuelle Vervollkommnung.

Achtzehntes Kapitel.

Schule und Volkserziehung.

Im Jahre 1647 erließ Massachusetts ein Gesetz, in dem es unter anderm hieß: Damit das Wissen nicht in den Gräbern unsrer Vorfahren begraben werde, wird hiermit befohlen, daß jede Gemeinde, die fünfzig Haushaltungen zählt, einen Lehrer anstellen soll, der die Kinder lesen und schreiben lehrt, jede Gemeinde aber mit hundert Haushaltungen eine Lateinschule errichten soll, deren Vorsteher imstande ist, die jungen Leute für den Eintritt in die Universität vorzubereiten." Die erste öffentliche Lateinschule in Boston besteht bereits seit 1635. Auch die holländische Bevölkerung von Neu-Amsterdam, dem spätern Newyork, sorgte für Schullehrer seit 1621. Die andern Kolonien folgten bald, und der königlich englische Gouverneur von Virginia, Berkeley, hatte den Geist der Neuen Welt denn doch noch nicht ganz erfaßt, als er in jener Zeit nach Hause schrieb: „Ich danke Gott, daß es hier weder öffentliche Schulen noch Druckerpressen gibt; ich hoffe, sie werden uns noch für hundert Jahre erspart bleiben, denn das Lernen hat nur Unglauben und Ungehorsam in die Welt gebracht und der Buchdruck verbreitet sie und kämpft gegen die besten Absichten der Regierung. Gott schütze uns vor beiden." Übrigens hatte

gerade Virginia, als die erste Kolonie, noch früher als Boston und Newyork sich um das Unterrichtswesen bemüht; bereits 1619 hatte der Schatzmeister der Virginia-Gesellschaft im englischen Parlament sogar den Antrag gestellt, fünfzehntausend Acker Land für eine höhere Schule herzugeben. Die englischen Kirchen nahmen sich der Pläne an; Geld wurde reichlich zusammengebracht; Grundstücke und Gebäude wurden für niedern und höhern Unterricht bestimmt, und alles war im besten Gang, als 1622 der furchtbare Indianerkrieg alles vernichtete, die Gebäude zerstörte, die Gedanken für lange Zeit von dem Erziehungswerk ablenkte und so jenen Zustand herbeiführte, der dem Gouverneur Berkeley so gut gefiel.

Dieses Schicksal der Virginia-Kolonie weist nun aber sogleich auch darauf hin, daß das amerikanische Unterrichtswesen sich nicht etwa in gerader Linie vorwärts bewegte, sondern durch Kriege und politische Stürme nur zu oft Rückschläge erlitt und in den verschiedenen Landesteilen sich in ganz ungleichem Rhythmus, oft in ganz ungleichen Richtungen, entwickelte. Erst in den letzten dreißig Jahren, nach dem Bürgerkrieg, haben sich die Unterschiede in höherem Maße ausgeglichen; erst in der neuern Zeit kann man wirklich von einem gemeinsamen amerikanischen System sprechen. Der Außenstehende wird sich daher in dem amerikanischen Unterrichtswesen leichter zurechtfinden, wenn er direkt von den heutigen Verhältnissen ausgeht, die einheitlicher und deshalb leichter übersehbar sind, als wenn er historisch die Gegenwart aus der komplizierten und wenig interessanten Vergangenheit verstehen wollte.

Wir fragen also jetzt nicht, wie sich das Unterrichtswesen entwickelt hat, sondern was es heute vorstellt und anstrebt. Aber auch die gegenwärtigen Verhältnisse erscheinen dem Deutschen leicht verwirrend, weil er naturgemäß geneigt ist, sie mit den heimischen zu vergleichen und die Grenzlinien sich häufig nicht decken. Wir müssen uns deshalb vor allem die Grundzüge des Systems vergegenwärtigen und seine prinzipiellen Abweichungen von heimi-

schen Verhältnissen sozialpsychologisch klarmachen. Ein paar ganz grobe schematische Striche werden für die erste Übersicht genügen.

Die Einheit des Systems in seiner vollendetsten Form ist ein Unterrichtskursus von vierjähriger Dauer. Denken wir uns für den leichtern Überblick eine Hauptscheidelinie etwa da gezogen, wo in Deutschland die Grenze zwischen der Obersekunda und der Prima eines Gymnasiums oder einer Realschule liegt, so liegen drei solche Systemeinheiten unterhalb und zwei oberhalb dieser Scheidelinie. Ein Sohn aus guter Familie, der in Harvard Medizin studieren will, wird diese Scheidelinie vielleicht mit dem achtzehnten Jahr erreichen; er ist dann, wenn er ganz nach der Schablone des Systems vorgeschritten ist, mit sechs Jahren in die Elementarschule (Primary School) eingetreten, mit zehn Jahren in die Mittelschule (Grammar School), mit vierzehn Jahren in die Oberschule (High School, die offenbar ganz unzweckmäßig gemeinhin mit Hochschule übersetzt wird). Er hat damit den zwölfjährigen Kursus der öffentlichen Schule beendet. Jetzt überschreitet er unsre Scheidelinie und tritt mit achtzehn in das „College" ein, für das ein deutsches Gegenstück und daher auch ein deutsches Wort fehlt, und sobald er auch hier den vierjährigen Kursus absolviert, beginnt er mit zweiundzwanzig die medizinischen Studien an der Universität, die er mit sechsundzwanzig beendet. Fügen wir als Vortakt eine halbe Einheit, also zwei Jahre, im Kindergarten, vom vierten bis sechsten Jahre hinzu, so übersehen wir die ganze Ausdehnung des zweiundzwanzigjährigen Unterrichtsplanes. Nun ist zwar mit Bestimmtheit anzunehmen, daß unser junger Mediziner einzelnes rascher erledigt hat; die Oberschule vielleicht schon nach sechs statt nach acht Jahren erreicht hat, das College vielleicht in drei Jahren absolviert hat, und der Kindergarten ihm erspart wurde, aber wir haben es hier zunächst mit dem Schema des vollsten Planes zu tun, nicht mit den vielgestaltigen Verkürzungen und Zusammenziehungen, die das System zweckmäßigerweise erlaubt und begünstigt.

Die Linie, die wir als Hauptscheide markierten, bezeichnet also die Zeit des Eintritts in das „College". Was ist das College und welche Bedeutung kommt dieser Teilungslinie zu? Der Deutsche, der mit den festen Begriffen Gymnasium und Universität operiert, findet sich da meisthin schwer zurecht; das College ist offenbar weder das eine noch das andre. Seinem Lehrstoff nach mag es mit der Prima eines Gymnasiums und drei oder vier Semestern in der Philosophischen Fakultät der deutschen Universität verglichen werden. Aber auch damit ist das Wesen des College noch in keiner Weise charakterisiert, vor allem ist damit nicht erklärt, warum der Amerikaner die Hauptscheidelinie vor den Eintritt ins College, nicht, wie der Deutsche, vor den Eintritt in die medizinische oder juristische Fachausbildung legt. Das alles verlangt volle Beleuchtung, denn charakteristische und für die Zukunft des Amerikanertums wichtige Faktoren kommen da zur deutlichen Erscheinung; wir müssen vom College und den Fachschulen somit ganz ausführlich sprechen. Alles das sei deshalb für das Kapitel von den „Universitäten" zurückgeschoben; hier haben wir es nur mit dem Unterrichtswesen unter jenem Strich zu tun, mit den Schulen, deren höchstes Ziel es ist, zum College vorzubereiten.

Es handelt sich also außer dem Kindergarten um diejenigen drei Institute, die wir als Elementarschule, Zwischenschule und Oberschule bezeichneten. Gemeinhin werden die ersten zwei zu einer achtstufigen Schule zusammengefügt. Dem Deutschen fällt eines dabei sofort auf: es gibt in diesem System nur einen einzigen regulären öffentlichen Schulplan, der künftige junge Kaufmann, der die Oberschule bis zum achtzehnten Jahre besucht, verfolgt in den Jahren der Elementar- und Zwischenschule also denselben Weg, den der Bauer und Arbeiter gehn muß, der mit vierzehn Jahren von der Schule aufs Feld oder in die Fabrik geht, und er wiederum geht, obgleich er mit achtzehn Jahren ins Kontor einzieht, durch dieselben Klassen, die der künftige College- und Universitätsstudent durchmachen muß. Nun haben sich zwar

gerade in dieser Beziehung die praktischen Verhältnisse der ganzen Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse angepaßt, und die Ergänzung der öffentlichen Schulen durch Privatschulen, vor allem aber komplizierte Differenzierungen innerhalb der einzelnen Schule, haben es notwendigerweise dahin gebracht, die störendsten Konsequenzen der Uniformierung zu beseitigen; das Prinzip selbst steht aber fest, und der Amerikaner selbst sieht darin vielleicht den wichtigsten Vorzug seines Systems.

Das innere Motiv ist klar: jeder, auch der geringste, soll die Bahn offen finden, jeder soll so weit vordringen können, wie ihn die eigne Kraft trägt. Mit andern Worten — Worten, die der amerikanische Pädagoge gern im Munde führt —: die Schule soll den Kastengeist unmöglich machen; sie soll die Grenzen zwischen den Ständen verwischen, soll sorgen, daß, wenn der Bauernbursche im entlegensten Dorfe höhern Drang in sich fühlt und über die Volksschule hinaus zur Oberschule und zum College hin will, daß dann kein Schlagbaum im Wege ist. Er soll nicht am Fortschritt etwa dadurch gehindert werden, daß der Eintritt in die Oberschule von vornherein besondere Vorschulung forderte.

Dieses Durcheinanderschütteln der Gesellschaftsschichten soll das Allheilmittel der Demokratie sein; die junge Generation soll von allem befreit sein, was die Eltern sondert; aus den breiten Schichten sollen die Tüchtigsten durch Vorurteile ungehindert bis zu den höchsten Zielen emporsteigen können. Nur so kann immer neues gesundes Blut den sozialen Organismus durchdringen, nur so können die Schäden der Kastenbildung, die das veraltete Europa am kräftigen Vorwärtsschreiten hindert, von Grund aus vermieden werden. Die klassische Sage erzählt von jenem Helden, der seine Kraft dadurch gewann, daß er die Erde küßte; so wird das amerikanische Volk nur stark sein, wenn es immer wieder sich zur Scholle niederbeugt. Und wären die deutschen Gymnasien noch hundertmal besser als sie sind, um den Knaben von frühester Jugend an auf die höchste Geistesarbeit vorzubereiten, als unbrauchbar wären sie, für Amerika, an der Schwelle abzuweisen, da sie von vornherein nur für einen

winzigen Teil des Volkes zugeschnitten sind und dadurch es der großen Masse der Volksschüler fast unmöglich machen, zu den Oberklassen und der Universität überzugehen, wenn sich der Drang zu höherer Selbstvervollkommnung im Lauf der Schulzeit zu regen beginnt.

Das alles ist ein traditionelles Glaubensbekenntnis der neuweltlichen Pädagogen. Da das modernste Amerika trotzdem längst begonnen hat, in seiner sozialen Struktur sich dem veralteten Europa anzunähern und der verfemte Kastengeist sich nicht mehr unterdrücken läßt, so hat sich, besonders in den Großstädten und im Osten, zwischen dem demokratischen Glaubensbekenntnis und den aristokratischen Einflüssen ein sanfter Kompromiß gebildet. Wer aber den Blick auf das Ganze richtet, muß zugeben: so weit die Schule es vermag, ist die geistige Selbstvervollkommnung bis zum höchsten Punkt hinauf jedem einzigen Kinde des Volkes ermöglicht; die Volksschule führt zur Oberschule, die Oberschule zur Universität.

In engem Zusammenhang damit steht ein zweites. Der Unterricht ist kostenfrei und obligatorisch. In älterer Zeit war die Tendenz mehr die, daß nicht die Steuerzahler, sondern die Eltern der Schulkinder die Kosten der Schule bestritten; ja, es gab Zeiten, in denen die Aufhebung der Schulgelder wie ein demütigendes Almosen erschien, das man nur den Ärmsten anbieten sollte. Heute sind diese Stimmen längst verstummt. Daß die Schule keinen Unterschied zwischen arm und reich anerkennt und daß es Sache der gesamten Gemeinde sei, die Schule zu unterhalten, gilt als Fundamentalsatz. Diskussion existiert nur in bezug auf die Oberschule. Da schließlich doch nur ein kleiner Prozentsatz der Volksschüler bis zur Oberschule vordringt, so sei es ungerecht, so sagen einige, die Ausgaben der Gesamtheit der Steuerzahler aufzuladen.

Aber auch in diesem Punkt hat die Stimme derer gesiegt, die es als Pflicht der Gemeinde auffaßten, dem Streben nach höherer Bildung auch beim Ärmsten entgegenzukommen. In älterer Zeit war das entscheidende Motiv für die willige Be-

streitung der Schulkosten, daß die Schule zur Religiosität führt; heute wirkt als offizielles Motiv für die Verpflichtung des Steuerzahlers die Überzeugung, daß nur ein geschultes und gebildetes Volk sich selbst regieren kann. Das Stimmrecht, sagt man, verlangt als Voraussetzung das Recht auf diejenige Bildung, vermöge deren jeder Bürger sich durch Zeitungslektüre ein selbständiges Urteil über die öffentlichen Zustände bilden kann. Da jedoch jede öffentliche Schule auch den Töchtern des Landes offen steht, die das Stimmrecht vielleicht fordern, aber nicht besitzen, so ist es klar, daß die bevorzugte politische Motivierung nicht das Wesen der Sache erschöpft. Für steuertechnische Diskussionen reicht es aus; was aber die Gemeinde wirklich anstrebt, ist die größtmögliche Anzahl möglichst vollkommener Individuen. Die Kostenfreiheit wird in verschiedenen Staaten noch weiter ergänzt; einige Staaten, z. B. Massachusetts, liefern auch freie Schulbücher, andre Staaten versorgen sogar die bedürftigen Kinder mit Kleidern. Zur Kostenfreiheit der Schule gehört ihr obligatorischer Charakter. Auch hier weichen die Gesetze der verschiedenen Staaten weit voneinander ab; einige verlangen sieben, andre acht, einige sogar neun Jahre Schulzeit, und das Schuljahr selbst hat in verschiedenen Staaten sehr verschiedene Länge.

Diese staatlichen Verschiedenheiten weisen nun aber sofort zu einem weitern Punkte, der für das amerikanische Unterrichtswesen von Anfang an charakteristisch gewesen. Die Verantwortlichkeit für die Schule ist an die Peripherie verlegt, und in außerordentlich glücklicher Weise ist die Autorität so verteilt, daß die besondern Gestaltungen sich überall den besondern Verhältnissen anpassen können und dennoch Einheit erhalten bleibt. Ein labiles Gleichgewicht der Verwaltungsteile durch harmonische Verteilung der Autorität herzustellen, das ist ja die auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens mit so ungewöhnlichem Geschick durchgeführte amerikanische Kunst.

Das Reich als solches hat zunächst keinerlei Einfluß auf den Unterricht. Das unter der Leitung des hochver-

dienten Pädagogen Harris unermüdlich tätige Unterrichtsbureau in Washington ist im wesentlichen eine beratende Zentralstelle für Informationen und statistische Erhebungen. Die gesetzliche Regelung des Unterrichts untersteht durchaus den einzelnen Staaten; der Staat aber überläßt es wiederum der einzelnen Gemeinde, innerhalb der Grenzen des Staatsgesetzes und unter staatlicher Oberaufsicht, Schulen zu bauen und zu organisieren, Lehrpläne und Lehrbücher zu wählen und Lehrer anzustellen. Auf jeder Stufe aber, ganz wie in dem glänzenden Vorbild der Bundesverfassung, soll sich die Verantwortung wieder zwischen der Legislative und der Exekutive teilen. Der Staatsschulinspektor steht daher selbständig neben der Staatslegislatur, und der Schulinspektor städtischer oder ländlicher Distrikte, den bald der Bürgermeister zu ernennen, bald die Stadtverordneten zu erwählen, bald die Gemeinde direkt anzustellen hat, steht als der technische Fachmann mit weitgehender Befugnis neben dem von der Gemeinde gewählten Bürgerschulkomitee, das die Ausgaben regelt und die Anstellungen bestätigt.

Die Verantwortlichkeit für die sittlichen und intellektuellen Leistungen, für die praktische Anlage und Ausgestaltung und für die finanziellen Verpflichtungen jeder Schule kommt somit unmittelbar der Gemeinde zu, der die Ausgaben zur Last fallen und deren Jugend von der Schule Gewinn haben soll. Daß aber Laune und Lässigkeit dieses Recht nicht mißbraucht oder zu weit vom Gewohnten abweicht, dafür sorgt die vereinheitlichende Oberaufsicht des Staates. Und diese wiederum wird dadurch ergänzt, daß die Staatslegislatur nach Kräften durch besondere Bewilligung zu große Ungleichheiten zwischen armen und reichen Distrikten, zwischen Land und Stadt ausgleicht und überdies unter ihrer direkten Leitung die Lehrerseminarien (normal schools) hält, aus denen die Lehrer für die Elementar- und Zwischenschulen hervorgehen.

Die verschiedensten großen Vorteile sind durch dieses administrative System ohne weiteres erreicht. Erstens das Interesse am Wohlergehen der Schule wird in jedes Städt-

chen, in jedes Dorf verpflanzt, und der Geist der Selbstvervollkommnung verkoppelt sich mit dem Geist der Selbstbestimmung. Zweitens bleibt ein unbegrenzter Spielraum für lokale Verschiedenheit, Verschiedenheit zwischen den Staaten und Verschiedenheit innerhalb der Staaten. Nichts in der Tat wäre sinnwidriger gewesen, als in dem ganzen ungeheuren Gebiet etwa durch Reichsgesetze oder durch zwischenstaatliche Vereinbarung ein, nicht nur der Form, sondern auch wirklich dem Inhalt nach, überall gleichwertiges Schulsystem einzuführen. Dieselben Schulvorschriften etwa für die Negerstaaten des Südens und für die Yankeestaaten Neu-Englands, für die dichtbesiedelten Gegenden des Ostens und für die Präriestaaten des Westens, müßten entweder leere Worte bleiben oder dahin führen, die hochentwickelten Teile des Volks zu den niedrigsten herabzuziehen. Der Deutsche, den die Buntscheckigkeit stutzig macht, denkt gar zu leicht an die innere Gleichwertigkeit der deutschen Landesteile; der einzige richtige Ansatz zum Vergleich kann aber wieder nur dann gewonnen werden, wenn ganz Europa herangezogen wird.

Wenn die geschilderte äußerliche Einheit des Systems trotzdem festgehalten werden soll, so ist es absolut notwendig, daß die Form mit ganz ungleichwertigem Inhalt erfüllt wird, und diese Mannigfaltigkeit bleibt nun eben den mit den Lokalverhältnissen vertrauten Staatslegislaturen und Gemeindevertretungen überlassen. Da mag das sogenannte Schuljahr in den Schulvorschriften des reichen Staates doppelt so viel Tage enthalten als in dem andern Staat, dessen ärmliche Bevölkerung vielleicht außerstande ist, ganz auf die wirtschaftliche Kinderarbeit zu verzichten. Vor allem wird die Variation nun aber die Form annehmen, daß die Leistungen der Schule entsprechend dem Kulturzustand und dem Wohlstand des Staates und der Gemeinde sich mit vollem Bewußtsein verschiedene Ziele setzen. Die abgelegene ländliche Volksschule, die sich der Gemeindearmut wegen vielleicht mit einem Hilfslehrer begnügen muß und vier Unterrichtsstufen in ein Klassenzimmer pfercht, und die andre, die nur seminaristisch

gebildete Kräfte anstellt, die Schüler in palastartigen Gebäuden unterbringt, Laboratorien und Bibliotheken zur Verfügung stellt, und die Anregungen der Großstadt im Hintergrund hat — sie können nicht ernsthaft in Rivalität treten; zwei Jahre hier werden weiter führen als vier Jahre dort. Auch darin liegt keine Gefahr, da diese Ungleichheit es nun wieder mit sich gebracht hat, daß die Absolvierung der Schule einer Stufe noch durchaus nicht die Berechtigung zum Eintritt in die nächst höhere mit sich bringt. Es gilt durchaus nicht, daß jeder, der irgend eine beliebige Zwischenschule erledigt hat, in jeder Oberschule willkommen ist. Die Regulierung erfolgt einfach dadurch, daß auf jeder Stufe die Aufnahmeprüfung in dem höhern Institut, und nicht das Abgangszeugnis aus dem niedern entscheidet.

Die Differenzierung nimmt aber noch ganz andre Formen an. Zunächst haben die Schulen wachsende Tendenz, verschiedene Parallelkurse einzurichten, zwischen denen die Schüler wählen; in der einfachsten Form handelt es sich vielleicht nur um einen mehr realistischen und einen mehr humanistischen Lehrplan oder, noch wichtiger, um einen Lehrplan für diejenigen, welche nicht weitergehen wollen, und diejenigen, die sich auf das Eintrittsexamen der höhern Schule vorbereiten. Die Fiktion der Einförmigkeit bleibt so gewahrt; man wählt nicht wie in Deutschland zwischen verschiedenen Schulen, man wählt zwischen verschiedenen Lehrplänen in derselben Schule. Und nun wächst täglich die Neigung, dieses Wahlsystem mehr und mehr beweglich zu gestalten.

Zuerst werden die verschiedensten Substitutionen innerhalb der Pläne eingeführt, vielleicht freie Wahl in der Oberschule, ob deutsch oder französisch, ob Chemie oder Physiologie. Aber die modernsten Pädagogen sind auch noch damit nicht zufrieden, und setzen es, besonders auf der Oberstufe, in beängstigendem Maße durch, daß die Zusammenstellung des Lehrplanes mehr und mehr, wie die einen sagen, der Individualität des Schülers angepaßt wird, oder, wie andre meinen, der Laune der Eltern und Schüler überlassen bleibt.

Da dementsprechend die Eintrittsexamina der Colleges weiten Spielraum für die Wahl der Fächer lassen, so wird die Bewegung sich wohl noch eine Zeitlang weiter entwickeln. Appelliert sie doch sehr geschickt gleichzeitig an die puritanischen und utilitarischen Instinkte: der Puritaner verlangt die Förderung der individuellen Anlagen und der Utilitarier verlangt die Vorbereitung für den individuellen Beruf. Aber an der Gegenbewegung fehlt es schon heute nicht: auch der Utilitarier beginnt zu verstehen, daß derjenige für den Kampf am besten ausgerüstet ist, der den Beruf auf die breiteste Grundlage stellt, mit der Spezialisierung also möglichst spät beginnt, und der Puritaner kann schließlich nicht vergessen, daß für die eigne Entwicklung nichts wichtiger ist, als die Schulung des pflichtmäßigen Willens, der innern Widerstand überwindet, und daß daher für den Schüler diejenigen Studien, denen seine Neigungen zunächst Widerstand entgegensetzen, am wertvollsten sein mögen. Weitere Differenzierung erfolgt durch die fast überall gegebene Möglichkeit, die Schulen in verkürzter Zeit durchzumachen. Kennt der Deutsche nur das Sitzenbleiben, so spielt beim Amerikaner eine viel größere Rolle das Überspringen. Ermöglicht wird es dadurch, daß die Versetzung gemeinhin innerhalb des einzelnen Faches erfolgt und der Schüler somit in einem Fache rasch, im andern langsam vorwärts kommen kann.

Noch haben wir aber den, praktisch besonders in den Großstädten allerwesentlichsten, Faktor der Differenzierung bisher ganz aus dem Spiel gelassen: die Privatschule. Das Ziel, sagten wir, ist für den, der vorwärtsschreiten will, nirgends das Abgangszeugnis, das sogenannte Diplom, sondern die Vorbereitung für das nächste Eintrittsexamen; diese Vorbereitung wird vielleicht gründlicher, schneller, zweckmäßiger, unter angenehmern sozialen Verhältnissen in einer Privatschule erfolgen können, die hohes Schulgeld verlangt, aber dafür die vorzüglichsten Lehrkräfte honorieren und viel kleinere Klassen einrichten kann, als die öffentliche Schule. Und solche Privatschule wird ihren Einfluß auf die gesamte Erziehung ausdehnen können; große, vorzüglich geleitete An-

stalten werden sich entwickeln, in denen, vielleicht in ländlicher Gegend in Parkanlagen, sich ein harmonisches Leben für Hunderte junger Leute auftut, die dort vom zartesten Kindesalter ihre Erziehung erhalten und nur für die Ferien nach Hause kommen. Die Privatschule hat so die verschiedensten Formen angenommen und entspricht offenkundigen Bedürfnissen; der Staat hat guten Grund, sie zu ermutigen.

Diese skizzierte Mannigfaltigkeit der öffentlichen und privaten Unterrichtsanstalten bringt nun aber zugleich ein andres Prinzip zum Ausdruck, das für Amerikas materielle und geistige Geschichte von großer Bedeutung war und bleiben wird, das Prinzip, daß überall scharfe Grenzlinien zwischen den Instituten verschiedener Ordnung vermieden werden sollen, und statt dessen kleinste Abstufungen und gleitende Übergänge hergestellt werden, vermöge deren jedes Einzelgebilde unbegrenzt wachsen kann. Das ist ja das Geheimnis des amerikanischen Erfolges überall: freier Spielraum für die Schöpfungen privater Initiative. Auch die geringste Anregung soll weiterwirken, auch der bescheidenste Versuch soll über sich hinausführen können: wo etwas Lebensfähiges entstanden ist, soll es groß werden können. Scharfe Grenzlinien mit bureaumäßiger Gleichförmigkeit würden das unmöglich machen; nur wo so unmerklich kleine Stufen den Übergang bezeichnen, ist stetiges inneres Wachstum zu erwarten. Wir betonten die lokalen Verschiedenheiten. Die Zwischenschule in Newyork leistet innerlich vielleicht mehr als die Oberschule in Oklahoma; die Oberschule in Boston wird vielleicht gerade so weit führen als ein kleines College in Utah.

Zwischen solchen Extremen werden die Tausende von Instituten somit eine vollkommen stetige Stufenreihe darstellen, auf der nun jede einzelne Anstalt selbständig emporrücken kann. Die Schule wird nicht aktenmäßig in eine andre Kategorie gerückt, sondern dadurch, daß die Gemeinde neue Zuwendungen macht, mehr und besser vorgebildete Lehrer anstellt, langsam den Lehrplan erweitert und die Hilfsmittel

verbessert, rückt die Schule Jahr für Jahr unmerklich vorwärts. Und das gilt für die Privatschule in derselben Weise; alles ist in lebendigem Wachstum, und trotz der äußerlichen Einförmigkeit des Systems hat jede Schule ihre individuelle Stellung. Wollte man verlangen, daß nur Institute von bestimmt begrenztem, gleichförmigem Aufgabenumfang bestehen dürfen, so würde es den Amerikaner kaum anders anmuten, als wenn man verlangte, daß es nur Städte von zehntausend, hunderttausend und einer Million Einwohnern geben soll. Das müßte natürlich ganz anders sein, wenn, wie in Deutschland, an bestimmte Schulstufen bestimmte Berechtigungen geknüpft wären; kein Schuldiplom aber berechtigt offiziell zu irgend etwas. Die Aufnahmeprüfungen, nicht die Abgangsprüfungen entscheiden, und wenn es gilt, eine Stellung zu füllen, so wird sehr genau beachtet, welche speziellen Schulen die Kandidaten durchgemacht.

Nur noch ein Zug sei erwähnt, der amerikanisches Schulwesen von deutschem unterscheidet. Die amerikanische öffentliche Schule ist „coeducational". Der Theorie nach heißt das, daß Knaben und Mädchen gleichberechtigt zusammen unterrichtet werden. Der Praxis nach könnte man coeducational vielleicht besser übersetzen: auch Knaben werden geduldet. Das Dogma, daß die Schule keine Geschlechter kennen dürfe, hat seinen eigentlichen Nährboden in den Mittelweststaaten mit ihrer kühlen, sachlichen Bevölkerung, hat aber im wesentlichen sich im ganzen Lande durchgesetzt. Man sagt, daß das Familienleben dieses Beisammensein von Knaben und Mädchen vorzeichne, daß durch den steten wechselseitigen Einfluß die Knaben verfeinert und die Mädchen gefestigt würden und daß die sexuelle Spannung in den Jahren der Entwicklung dadurch vermindert würde. Daß die Privatschule auf diese Festigung der Mädchen und diese Verfeinerung der Knaben grundsätzlich verzichtet und stets entweder Knaben- oder Mädchenschule bleibt, ist für engere Kreise einer ihrer Hauptanziehungspunkte.

Noch auffallender als die Anwesenheit der Mädchen in der Knabenschule ist dem Deutschen gemeinhin die große

Zahl der Frauen auf dem Schulkatheder. Haben wir nämlich bisher von Lehrern gesprochen, so war das Masculinum ein meistens unberechtigter Euphemismus. Die Anstellung von Lehrerinnen begann in den Nordstaaten nach dem Bürgerkrieg, als wirklicher Mangel an Volksschullehrern direkt aus der Dezimierung der Bevölkerung folgte. Seitdem hat sie ungeahnte Fortschritte im ganzen Lande gemacht, und wenn die Oberschule auch noch auf Männer Wert legt, so ist die Elementarschule doch im wesentlichen in die Hände der Frauen übergegangen. Die Männer ziehen sich von der Volksschule zurück, da die Konkurrenz der Frauen die Gehälter herabdrückt und einträglichere und überdies zusagendere Berufe sich in Fülle darbieten. Die Frauen dagegen drängen in dichten Kohorten heran, da ihre ganze Erziehung sie auf eine Berufstätigkeit hinlenkt und kein andrer Beruf sich ihrer Eigenart so günstig anpaßt. Aber der Rattenkönig von Problemen, der da zutage tritt, läßt sich nicht teilen. Recht und Unrecht der „Coeducation“ und der Lehrerinnenherrschaft läßt sich nicht loslösen von der gesamten Frauenfrage, und so mag die Würdigung dieser Verhältnisse hier aufgeschoben werden, bis wir später die Amerikanerin in allen Beziehungen betrachten.

Es ist nicht schwer, an diesem Schulwesen scharfe Kritik zu üben, und wer mitten im amerikanischen Leben steht, wird es als Pflicht empfinden, seiner Kritik ehrlichen Ausdruck zu geben. Ein System, das das Beste von der Initiative an der Peripherie erwartet, muß auch die unablässige kritische Mitarbeit der ganzen Nation erwarten.

So wird denn oft laut auf unleugbare Schäden hingewiesen. Wir hören von der Vermengung der Schulverwaltung mit Politik, von der mangelnden Sachkenntnis der kommunalen Behörden, von der unzureichenden Vorbildung der Lehrerinnen, von der Mangelhaftigkeit der Lehrmethoden, von der Vergeudung von Zeit, von dem willkürlichen pädagogischen Experimentieren und vielem andern, und jeder Vorwurf hat da einen berechtigten Kern. Die Verquickung von Schule und Politik wird, da die Stadtverwaltung partei-

politisch ist, in gewissem Sinne unvermeidlich sein, und die Versuche, alle Wahlen zu den Schulkomitees gänzlich von der Politik zu trennen, werden wohl noch lange Zeit nur begrenzte Verwirklichung finden. Da aber jede Partei imstande ist, tüchtige, umsichtige Männer zur Verfügung zu stellen, so liegt eine Gefahr erst dann vor, wenn die Majorität der Behörde ihren Einfluß für Parteizwecke mißbraucht, etwa Schulstellungen und Beförderungen als Belohnung für politische Dienste austeilt.

Daß derlei vorkommt, steht fest; daß derlei aber der Gegenpartei niemals entgeht und von ihr gründlichst bei der nächstjährigen Wahl ausgenutzt wird, steht nicht weniger fest. So korrigiert sich jeder auffallende Mißbrauch schleunigst. Viel gefährlicher sind die heimlichen Aktionen, die mit der Politik nichts zu tun haben. Daß das riesige Schulbudget der großen Städte die Möglichkeit für nichtswürdige Plünderung der öffentlichen Kasse bietet, ist klar. Hier gilt es, Grundstücke für neue Schulen zu erwerben, dort Baukontrakte abzuschließen oder bestimmte Lehrbücher einzuführen; wer da seinen Einfluß mißbrauchen will, mag seinen Vorteil finden, und so mag es denn wohl sein, daß sich durch politische Einflüsse oder durch heuchlerisches Interesse am Schulwesen Männer in die Schulbehörde hineindrängen, die dabei nur ein Geschäft im Auge haben. Es ist sehr schwer, sich hierüber ein objektives Urteil zu bilden, da der enttäuschte Rivale leicht irrtümlicherweise zu dem Glauben kommt, daß er unterlegen sei, weil der andre „Konnektionen" habe.

Um der Schule volle Integrität zu wahren, ist diese scharfe, zur Verdächtigung geneigte Überwachung seitens des Publikums sicherlich nützlich; das Urteil über den Wert der Institutionen wird aber leicht durch solchen Lärm irregeführt. Im allgemeinen sind die aus der lokalen Wählerschaft hervorgegangenen Schulkomitees gewissenhaft bei der Arbeit. Daß es ihnen nicht selten an der wünschenswerten Sachkenntnis fehlt, ist ein viel berechtigteres Bedenken. Aber die Tendenz geht so durchaus dahin, alles Technische in die

Hand der pädagogischen Fachmänner zu legen, und alle Anstellungen den Vorschlägen der Schulräte und Direktoren gemäß vorzunehmen, daß da im wesentlichen alles im rechten Gleise ist.

Die Vorbildung der Lehrer läßt freilich noch oft zu wünschen übrig; die seminaristisch vorgebildeten Lehrer reichen bei weitem nicht aus, alle Volksschulstellen zu besetzen, und noch weniger steht den Oberschulen eine genügende Zahl von Lehrern mit Collegebildung zur Verfügung. Daß die Lehrerschaft in ungewöhnlichem Maße mit Pädagogik vollgestopft wird, beseitigt die Defekte nur scheinbar, denn auch die beste Methode ist doch noch kein Ersatz für eine gründliche Bemeisterung des Lehrgegenstandes. In der Elementarschule ist die etwaige Dürftigkeit der theoretischen Lehrerbildung natürlich weniger fühlbar; die Lehrerinstinkte, Interesse am Kinde, Takt und Sympathie, kurz das Persönliche wird hier am wichtigsten sein, und da alles dieses auch bei der oberflächlich gebildeten Frau aus dem Quell der Weiblichkeit fließt, die strebsamen Frauen überdies außerordentlich fleißig und opferwillig sind, so ist die fast überall von Lehrerinnen geleitete Elementarschule in gewissem Sinne besser als die höhern Schulen.

Was die Methode betrifft, so wird viel zu viel Wert auf das Lehrbuch gelegt, viel zu viel daraus mechanisch auswendig gelernt und zu wenig durch das freie Wort des Lehrers geboten. Der Lehrer ordnet sich passiv dem Buch unter. Der Amerikaner selbst ist geneigt, das zu verteidigen; sein demokratischer Glaube an die Druckerschwärze ist unbegrenzt, und vor allem betrachtet er es als ein Hauptziel der Volksschule, den Bürger auf das selbständige Lesen von Zeitung und Buch vorzubereiten; der Schüler soll daher so viel wie möglich sich an Bücherbenutzung gewöhnen. Kein Zweifel, daß der amerikanische Volksschüler im spätern Leben mehr liest als der deutsche. Und auch das muß berücksichtigt werden, daß die Lehrbücher zum großen Teil pädagogisch hervorragend sind und vieles bieten, was der Deutsche von den Ergänzungen des Lehrers erwarten würde. In bezug

auf Anschaulichkeit gehen sie vielleicht zu weit. So sind nicht nur das Naturgeschichtsbuch, sondern auch das Geschichts- und Literaturbuch mit Illustrationen überschüttet, das Geographiebuch ist ein meisthin verschwenderisch ausgestattetes Werk mit kulturhistorischen Bildern. Die Anschaulichkeit wird in Büchern und natürlich noch mehr durch Demonstrationen und Experimente geradezu auf die Spitze getrieben. Selbst die in die Mauer eingelegte alle vier Wände entlang gehende Wandtafel ermutigt den Lehrer, mehr zu den Augen, als zu den Ohren zu sprechen.

Auch die vielgerügte Experimentiererei mit neuen pädagogischen Ideen läßt sich nicht bestreiten. Eine Zentralgewalt mit voller Verantwortlichkeit für ein weites Gebiet wird naturgemäß konservativ sein; wo aber die technische Führung völlig jedem lokalen Schulrat überlassen bleibt, da wird manch hastige Reform, mancher überflüssige Versuch mit gewagten Methoden unternommen werden. Der Schulinspektor wird sich gedrängt fühlen, gerade auf solche Weise seinen modernen Geist und seine pädagogische Regsamkeit zu beweisen, und manche Privatschule wird, lediglich um dem Publikum anziehend zu erscheinen, den pädagogischen Modelaunen, vielleicht widerwillig, Konzessionen machen müssen. Heute wird schräg, morgen vertikal und übermorgen „reformiert vertikal" geschrieben. Heute wird buchstabiert, morgen wird mit Silben, übermorgen mit Worten begonnen, und den nächsten Tag muß das gesehene Wort durch Bewegungen veranschaulicht werden.

Einem Fachpsychologen, der jährlich Hunderten junger Studenten Psychologie vorträgt, wird es nicht leicht, offen zu sagen, daß an diesem sprunghaften und oft dilettantischen Reformieren nichts so viel Schuld trägt, als das im ganzen Land grassierende Interesse an der Psychologie. Man war mit den Lehrern unzufrieden, und da entstand der Glaube, daß alles besser würde, wenn sich die Pädagogen mehr mit dem Seelenleben der Kinder beschäftigen würden, und da hier jede Mutter und jede Lehrerin das Material zur Hand

hat, so entstand ein pseudopsychologisches Studium von unerhörten Dimensionen; von einem solchen Studium bis zu den radikalen Reformen ist nur ein kleiner Schritt. Aber im Grunde führt denn doch auch hier alles auf Regsamkeit und selbständiges Interesse zurück. So viel da auch dilettantisch und selbst hysterisch sein mag, es ist doch unendlich besser, als das umgekehrte Extrem, eine Lehrerschaft ohne selbständige Initiative, gleichgültig und gedankenlos.

Auch das ist unverkennbar, daß die amerikanische Schule viel Zeit vergeudet, dasselbe intellektuelle Ziel mit viel größerm Zeitaufwand erreicht, als die deutsche Schule. Gründe dafür sind in Fülle vorhanden. Schon äußerlich fällt es auf, wie im ganzen Lande der Sonnabend vollständig schulfrei ist; das hängt mit dem puritanischen Sonntag zusammen. Der Schultag beginnt erst um neun Uhr und die sehr langen Ferien werden allerseits als vollkommene Mußezeit betrachtet, die niemals durch Ferienarbeiten entweiht werden darf. Auch das Maß der häuslichen Arbeiten ist geringer als etwa das eines deutschen Gymnasiasten, der ganze Unterricht weniger anstrengend; würden doch die Mädchen ganz außerstande sein, die deutsche Last zu tragen. Bei alledem soll aber nicht vergessen werden, daß diese der Arbeit geraubte Zeit in allerhöchstem Maße der Körperbildung, dem Sport und den Bewegungsspielen zugute kommt und somit der Ausbildung des ganzen Menschen wahrlich nicht verloren ist. Und überdies, Amerika kann sich, wenigstens heute noch, den Luxus dieser Zeithingabe leisten; sein Nationalreichtum erlaubt es, daß seine jungen Männer später anfangen, sich ihr Brot zu verdienen, als die deutschen Verhältnisse gestatten würden.

Wenn so alles Schlimmste gesagt und auf vernünftigen Umfang zurückgeführt ist, so bleibt denn nun aber doch schließlich als Ganzes ein System, auf das der Amerikaner mit Recht stolz sein kann, ein System, das durch seine bewunderungswürdige Anpassungsfähigkeit allen Teilen des Landes und allen Schichten der Bevölkerung gleichermaßen gerecht wird, ein System, das, am solidesten in seiner breiten

Volksschulgrundlage, alle Bedingungen gesunder Entwicklung in sich trägt, das einem an Selbstbestimmung und Selbstbetätigung gewöhnten Menschenschlage aufs genaueste entspricht und das dem nationalen Drange nach individueller Selbstvervollkommnung in geradezu einziger Weise entgegenkommt.

Und nun zum Schluß noch ein paar orientierende Zahlen. Bei einer Bevölkerung von über 75 Millionen besuchten 17460000 Zöglinge im Jahre 1902 die Unterrichtsanstalten; die Zahl vergrößert sich um über eine halbe Million, wenn Privatkindergärten, kaufmännische Schulen, Abendschulen, Indianerschulen und ähnliches hinzugefügt werden. Die Elementar- und Zwischenschulen wurden von 16479177 Schülern besucht, etwa 1240000 von ihnen waren in Privatschulen; dieses Verhältnis verschiebt sich nun aber stark zugunsten der Privatanstalten auf der nächsthöhern Stufe, denn die öffentlichen Oberschulen hatten eine Frequenz von 560000, die privaten von 150000; der Rest besuchte die höhern Unterrichtsinstitute. Verweilen wir zunächst bei den öffentlichen Volksschulen. Der Unterricht wird dort von 127529 Lehrern und 293759 Lehrerinnen erteilt. Das Durchschnittsgehalt des Lehrers ist monatlich über $ 46, das der Lehrerin monatlich $ 39. Die Ausgaben betrugen über 213 Mill. Dollars, von denen etwa 69% aus Lokalsteuern, 16% aus Staatssteuern, der Rest aus Stiftungen gedeckt werden. Fassen wir speziell die Städte ins Auge, und berücksichtigen nur Städte von über 8000 Einwohnern, so gelten die folgenden Ziffern. Im Jahre 1902 hatte Amerika 580 solche Städte mit 25 Mill. Einwohnern, mit 4174812 Schülern und 90744 Lehrern in den öffentlichen städtischen Schulen; 877210 Schüler in den Privatschulen. Diese städtischen Systeme haben 5025 Aufsichtsbeamte, Schulräte etc. Ihre Ausgaben für Schulzwecke betragen rund 110 Mill. Dollars.

Besonderes Interesse kommt den Oberschulen zu. Hier fällt zunächst die stetige Zunahme der Frequenz auf, eine Zunahme, die viel rascher steigt, als die Bevölkerung; auf

zehntausend Einwohner kommen 1890 nur 59 Oberschüler, 1895 schon 79, 1900 aber 95. Bemerkenswert ist, daß dieser Zuwachs durchaus den öffentlichen Schulen zukommt; von jenen 59 Schülern 1890 waren 36 in Volksoberschulen und 23 in Privatschulen; 1900 waren in Privatanstalten auch nur 25, in öffentlichen dagegen 70. In den öffentlichen Oberschulen nahmen 50% am Lateinunterricht, 9% am Französischen, 15% am Deutschen teil; die Hauptfächer sind englische Sprache, englische Literatur, Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik. In den Privatschulen dagegen steigt das Französische auf 23%, das Deutsche auf 18%, Griechisch wird hier nur von 10% gewählt. Nur 11% der öffentlichen Oberschüler gehen in das College über, dagegen 32% der Privatschüler. Von den 1978 privaten Oberschulen des Jahres 1900 sind 945 für Schüler von bestimmter Sekte bestimmt, und zwar 361 römisch-katholisch, 98 episkopalisch, 96 baptistisch, 93 presbyterianisch, 65 methodistisch, 55 quäkerisch, 32 lutherisch usw., mehr als tausend Privatoberschulen sind von jeder Kirche unabhängig. Ein wesentlicher Faktor ihrer Anziehungskraft spricht sich in der statistischen Tatsache aus, daß in der öffentlichen Oberschule auf jeden Lehrer 26 Schüler, in der privaten nur 11 Schüler kommen.

Um eine Vorstellung von den ungeheuren Kulturverschiedenheiten der verschiedenen Staaten zu gewinnen, genügen die folgenden Zahlen. Die Schülerzahl der Oberschule beträgt im Staate Massachusetts 15 auf tausend Einwohner, im Staate Newyork 11, in Illinois 9, in Texas 7, in Carolina 5, in Oklahoma 3. In den privaten Oberschulen des ganzen Landes hatten die Knaben eine winzige Majorität, 50,3% gegen 49,7%. Um aber zum Schluß doch wenigstens einen Blick auch in diesen Abgrund zu werfen, sei es sofort gesagt, daß in den öffentlichen Oberschulen die Knaben 41,6%, die Mädchen aber 58,4% der Schülerzahl bilden, und von dieser Knabenminorität studieren nur 47% Latein, während von den strebsamen Mädchen 53% im klassischen Gewande einhergehen.

* * *

So viel von der eigentlichen Schule; Hochschule, College und Universität sollen uns später beschäftigen, aber der Kreis der wirklichen Schulung des amerikanischen Volkes ist, wie wir von vornherein betonten, sehr viel weiter. Zunächst gebührt ein Wort der deutschen Gabe, dem Kindergarten.

Nur wenige Schöpfungen deutschen Gemütes haben in der Neuen Welt so ungeteilten Beifall gefunden, wie Fröbels Unterrichtsplan; nur selten wird der deutsche Ursprung einer Institution so gern und rückhaltlos anerkannt. Immer wieder wird Fröbel gepriesen, und das deutsche Wort „Kindergarten" ist ohne englischen Rivalen in die Sprache übergegangen.

Mitte der fünfziger Jahre wirkte Miß Peabody in Boston als Pionierin; bald wurde die Bewegung in St. Louis und in Newyork aufgenommen, 1875 gab es bereits etwa hundert Kindergärten mit dreitausend Kindern, und heute müssen nahezu fünftausend Kindergärten mit über einer Viertelmillion Kinder über das Land verstreut sein. Dabei waren im Laufe der Zeit verschiedene Tendenzen bemerkbar. Zunächst galt es wohl, den noch nicht schulpflichtigen Kindern der Reichen rationelle Beschäftigung zu geben; später aber überwog das philanthropische Interesse an den Kindern der Ärmsten, an Kindern, die ohne solche Fürsorge der Verwahrlosung ausgesetzt wären. Beide Bedürfnisse konnten durch Privatinitiative befriedigt werden. Langsam aber näherten sich die beiden Extreme, nicht nur die Ärmsten und die Reichsten, sondern die breite Mittelschicht wollte die Kinder vom vierten bis sechsten Jahr unter geschulter Anleitung wissen, und sobald erst einmal die Einrichtung als Bedürfnis der ganzen Gemeinde anerkannt war, ging sie naturgemäß in das öffentliche Unterrichtssystem über; 250 Städte führen heute Kindergärten als Teil des städtischen Schulsystems.

Inzwischen aber läßt sich die Entstehung noch einer neuen Tendenz verfolgen, die ihren Ausgangspunkt in Chicago hatte. Chicago besitzt wohl die beste Anstalt, mit vierjährigem Kursus, zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen. Hier wird nun nicht nur die berufsmäßige Lehrerin, sondern die natürliche Leiterin des Kindes, die Mutter, zur Ausbildung will-

kommen geheißen, und durch den Chicagoer Einfluß verbreitet sich langsam dies Bemühen, so überall die Mutter systematisch anzuleiten, wie Kinder in der Kinderstube sittlich, geistig und körperlich erzogen werden sollen. Das tatsächliche Endziel dieser vernünftigen Bewegung dürfte wohl der Rückgang des offiziellen Kindergartens sein; das Kind wird dann die geeignete Leitung und Anregung in der natürlichen Umgebung des Elternhauses finden, und der Kindergarten wird wie im Anfang sich im wesentlichen auf diejenigen Reichen beschränken, die sich von ihrer Elternpflicht loskaufen wollen, und diejenigen Armen, denen die Arbeit keine Zeit zur Beaufsichtigung der Kinder läßt. Ganz langsam regt sich übrigens auch eine Reaktion in den Kreisen der Volksschullehrer; das Kind, das aus der Spielvorschule in die Elementarschule eintritt, soll schwer einen spielerischen Zug loswerden. So wird diese Hochflut wohl allmählich wieder zerrinnen. Augenblicklich aber muß der Kindergartenglaube als eine Geistesmode von starker Wirkung anerkannt werden. Soweit sie philanthropisch sich der Kinder in den Armendistrikten annimmt, kann ihr Wert kaum überschätzt werden.

Aber alles, was so dem Unterricht noch vor der Schulzeit dient, spielt seiner Bedeutung und seinem Umfang nach doch nur eine kleine Rolle neben den tausendfachen Einrichtungen, die dem Lernen und der Ausbildung des Volkes nach der Schulzeit gewidmet sind. Der Kenner des Landes denkt da sofort an die zahllosen Vortragskurse und Studienklubs, die Chautauquaanstalten und die Hochschulausdehnungskurse, die Bildungsvereine und die Frauenklubs, die Sommerschulen und die Korrespondenzschulen, die freien wissenschaftlichen Vorträge und vieles ähnliche, das in solchem Umfang in keinem andern Lande der Welt sich entwickelt hat. Wer soeben vom Kindergarten gesprochen hat, fühlt sich beinahe versucht, hier nun vom Männer- und Frauengarten zu reden. In der Tat, nicht weniges mutet uns da wie ein geistiger Garten an, in dem es keine Mühen und Anstrengungen gibt, ein Garten, in dem Jünglinge und Jung-

frauen Blumen pflücken und ungestraft unter Palmen wandeln. Aber es ist dem Gebildeten vielleicht zu verlockend, solcher Halbbildungswelt gegenüber grundsätzlich ungerecht zu sein. Es ist schwer, die rechte Perspektive zu finden. Wer sich aber erst einmal ohne hochmütige Vorurteile in das Seelenleben des geistigen Mittelstandes hineinversetzt hat, fühlt doch sofort den unvergleichlichen Wert dieser eigenartigen Form von intellektueller Anregung und ihre ganz unmittelbare Bedeutung für die Selbstvervollkommnung der breitern Schichten.

War der Kindergarten von Deutschland importiert, so stammte die Bewegung für Hochschulausdehnung aus England; aber diese Bewegung, die vor einem Jahrzehnt populär war, ist entschieden in der Abnahme begriffen; es sind die spezifisch amerikanischen Formen der Volkserziehung, die sich am lebensfähigsten erweisen. Ein Name trägt uns, wie kein andrer, mitten hinein in den Kreis dieser im Lande erzeugten Gestaltungen: Chautauqua! Es ist der alte Indianername für einen anmutig gelegenen See, zwei Eisenbahnstunden von Buffalo im Staat Newyork entfernt. Der Name des Sees ging auf den Ort an seinem Ufer über, der Name des Ortes wurde auf das Unterrichtssystem übertragen, das in jenem Ort gepflegt wird, und Chautauqua nennt sich daher heute jedes Institut, das gleiche Ziele anstrebt. Noch heute aber ist die Schule am Chautauquasee Mittelpunkt der ganzen Bewegung. Jeden Sommer, vornehmlich Juli und August hindurch, wenn die Schullehrer Ferien haben, versammeln sich da etwa zehntausend Frauen und Männer, um gemeinsam Wochen der Erholung und der geistigen Anregung zu genießen. Man lebt da schlicht und bescheiden, hört Konzerte und Vorträge in dem Tausende fassenden Amphitheater unter freiem Himmel und besucht in kleinern Klassen systematische Unterrichtskurse, die in reichster Auswahl dargeboten sind. Als Lehrer für die Einzelkurse wirken meist Professoren, als Vortragende für die allgemeinen Ansprachen bekannte Politiker, Beamte, Gelehrte, Prediger oder sonstwie hervorragende Persönlichkeiten. Ausflüge und Vor-

stellungen, Feste und Konzerte dienen der Erholung, ein paar Stunden systematischer Arbeit täglich dienen der Anregung und Fortbildung, der wechselseitige Einfluß der Teilnehmer und die ganze geistige Atmosphäre des Ortes dienen dem sittlichen Enthusiasmus.

Ein bekannter Professor von Yale, der dort lange gewirkt hat, sagt: „Chautauqua ist ein brüderlicher, enthusiastischer und zugleich systematischer Versuch, das individuelle Leben in seiner Ganzheit zu erheben, zu bereichern und zu inspirieren, und zwar dadurch, daß wir dem Wissensdrang, dem Entwicklungsbedürfnis und dem Ehrgeiz derjenigen entgegenkommen, die sonst den reichsten Quellen der Bildung und des geistigen Fortschrittes ferngehalten werden. Alle Kräfte, die auf Anregung und Erhebung hinwirken, geistige und sittliche, setzen da zusammen ein, um die Persönlichkeit zu entwickeln: ist es ein Wunder, daß Chautauqua so für ungezählte Amerikaner ein gesegneter Name wurde? Im Winter ist es ein verlassenes Dorf, im Hochsommer ein Sammelplatz für Tausende, die vom Verkehr mit Gleichstrebenden und vom Genuß der wertvollen geistigen Darbietungen bessere Ferienerholung und Stärkung für die monotone Jahresarbeit erhoffen, als von zweimonatlichem Müßiggang."

Alle die einzelnen Kurse, die von Griechisch, Bibelstudien und Mathematik bis zur Nationalökonomie, Philosophie und Pädagogik fast den Umkreis der gesamten philosophischen Fakultät ausfüllen, werden dann einerseits durch Examina ergänzt, von denen man in Lehrerkreisen geschätzte „Zertifikate" schwarz auf weiß nach Hause tragen kann, anderseits durch Anweisungen zur Weiterführung des betreffenden Studiums durch Privatlektüre. Der enthusiastische Bannerträger von Chautauqua ist auch heute noch einer der Gründer, Bischof Vincent; mehr als irgend ein andrer hat er dahin gewirkt, daß in das einförmige, geistig ärmliche Leben von Hunderttausenden im Lande, vor allem von Volksschullehrern, ein beglückender Akkord hineinklang, in dem geistige Belehrung, praktische Berufsfreude, religiöse Er-

bauung, patriotischer Enthusiasmus, ästhetischer Lebensgenuß und sittliche Inspiration nicht voneinander zu trennen sind.

Als vor ein paar Jahren Roosevelt, damals Gouverneur von Newyork, im Chautauqua-Amphitheater vor mehr als zehntausend Personen sprach, da rief er begeistert Bischof Vincent zu: Im ganzen Lande kenne ich nichts, das so mit Segen für die ganze Nation erfüllt ist. Und als er gesprochen, brachte man ihm den Chautauquasalut dar: zehntausend Taschentücher wurden in der Luft geschwenkt; ein seltsames Schauspiel, das dort höchste Ehrung bedeutet. Es entstand vor Jahren; als ein tauber Gelehrter einen Vortrag gehalten hatte und donnernder Applaus ausbrach, den der Redner nicht hören konnte, da schlug Bischof Vincent das sichtbare Dankeszeichen vor, und dieser Gruß wurde nicht nur dort Tradition, sondern verbreitete sich wie alle andern Chautauquaideen über das ganze Land. Heute gibt es über dreihundert solche Chautauquaplätze, zum Teil in herrlich gelegenen Sommerfrischen, zum Teil auch mit reicher Ausstattung, Kasinos und Klubs, Bibliotheken und Festhallen. Einige konzentrieren die Wirksamkeit auf bestimmte Unterrichtsgebiete; selbstverständlich sind sie von sehr ungleichem Umfang und ungleichem Wert. Ein idealistischer Grundzug geht aber durch alle diese Volkshochschulen.

Die übrigen Spielarten des populären Unterrichts sind von hier aus leicht zu übersehen. Nicht unähnlich sind zunächst die Bemühungen der weitverzweigten Gesellschaft für Hochschulausdehnung. Das Hauptziel ist da, die Lehrkräfte und Lehrmittel der höhern Unterrichtsanstalten für die breiten Schichten auszunutzen. Nicht selten wurde es geradezu als Forderung der politischen Demokratie behandelt, daß Colleges und Universitäten sich nicht auf die engen Kreise der wirklichen Studenten beschränken dürften, sondern zum Kleinstädter hinausgehn und zum Handwerker hinuntersteigen müßten. Immer aber galt es als Prinzip, daß es sich nicht um einfache Unterhaltungsvorträge handeln dürfe, sondern um eine Form der Belehrung, die ernste Anstrengung

und eine gewisse Mitarbeit der Teilnehmer voraussetzt. Der Schwerpunkt wurde daher darauf gelegt, daß stets ein größeres Thema in einem ganzen Zyklus von sechs bis zwölf Vorträgen behandelt werden muß, daß ein gedruckter Grundriß der Vorträge mit Literaturangaben an die Hörer verteilt wird, daß nach dem Vortrag Fragen aus der Zuhörerschaft gestellt werden können, und daß zum Schluß ein schriftliches Examen abgehalten wird; wer eine bestimmte Zahl dieser Examina bestanden hat, erhält ein Zeugnis. In einem Jahr versorgte beispielsweise Philadelphia 43 Plätze mit Vortragskursen, und die Universität von Chicago arrangierte sogar 141 Kurse, jeder von sechs Vorträgen, in 92 verschiedenen Plätzen; andre Hochschulen wirkten in ähnlicher Weise, und wenn auch die führenden Universitäten des Ostens sich grundsätzlich nicht beteiligten, so ist doch das ganze Land, vornehmlich aber der Westen, mit einem ganzen Netze solcher Kurse umspannt.

Die Vorträge lassen sich im allgemeinen in zwei Gruppen scheiden, die belehrenden, aus denen man klüger, und die inspirierenden, aus denen man enthusiastischer nach Hause geht; die erstern mit Vorliebe mit Scioptikonbildern, die letztern mit Dichterstellen illustriert. Wie überall in der Welt, sind dabei auch hier die belehrenden Vorträge häufig nur langweilig und die inspirierenden nur phrasenhaft. Wenn die Bewegung heute entschieden zurückgeht, so ist daran aber wohl nicht die mangelnde Güte schuld, sondern die Unbequemlichkeit, die dem Vortragenden aus der räumlichen Entfernung erwächst. Daß auch in dieser Form viel Gutes geschaffen wurde, ist zweifellos. Nicht mit Unrecht schreibt der Nationalökonom Edmund James, der unermüdliche Vorkämpfer der Bewegung:

„Der Vortragende verwandelt die ganze Dorfschaft in eine Schule. Jedermann liest mehr oder weniger über den Gegenstand der Vorlesungen, einige beginnen ein ganz besonderes Studium der Probleme und fühlen sich dann gedrängt, mit jedem, den sie treffen, darüber zu plaudern. Bald geht es in Debatten über, und das schwillt an, bis die ganze

Bevölkerung des Örtchens über die relativen Verdienste der Königin Elisabeth und Cromwells ebenso erregt ist, wie kurz vorher über den letzten Dorfskandal. Dabei kann ihre kleine Buchhandlung ihnen keine genügende Auswahl englischer Geschichtswerke liefern. Das Resultat ist, daß plötzlich das Dorf aufs peinlichste empfindet, daß es keine öffentliche Bibliothek hat, und sofort setzt eine Bewegung ein, dieses notwendigste Hilfsmittel des öffentlichen Fortschritts zu beschaffen. Durch alles das hat sich aber inzwischen das ganze geistige und soziale Leben der kleinen Gemeinde zu einem höhern Niveau erhoben, und jede gute Sache wird infolgedessen in Zukunft dort bessere Unterstützung finden als zuvor."

Denselben Zusammenhang mit den Hochschulen, aber doch sehr viel gründlicheren Charakter haben die Sommerkurse, die an den Universitäten selbst gegeben werden. Während die Ausdehnungsbewegung abnimmt, ist diese Sommerschuleinrichtung im Wachsen; vor allem beteiligen sich daran auch gerade die führenden Universitäten, wenn auch die Musik oft nur von den zweiten Violinen geliefert wird: die jungen Dozenten, und nicht die ältern Professoren halten die Vorlesungen. Oberlehrer und Prediger kehren da häufig zur Alma mater zurück, und die Nötigung, sich etwa sechs Wochen ausschließlich einem einzigen Gegenstand zu widmen, gibt dem Ganzen einen viel mehr studienmäßigen Charakter. In frischer Erinnerung ist noch die interessante Sommerschule, die vor ein paar Jahren in Cambridge ihre Zelte aufschlug, als Harvard auf eigne Kosten die vierzehnhundert strebsamsten kubanischen Schullehrer kommen ließ, um ihnen sechs Wochen lang amerikanische Kultur einzuimpfen.

Auf der andern Seite stehen nun, von Hochschulen und Examenskursen gänzlich unabhängig, die Anstalten — das Quantum suggeriert beinahe als bessern Ausdruck: die Fabriken — für freie Vorträge. Die Aufnahmefähigkeit des amerikanischen Publikums aller Schichten für Vorträge geht über die Fassungskraft des Deutschen; in manchen Kreisen

handelt es sich dabei geradezu um eine Leidenschaft. Die außerordentliche Fülle von Gelegenheiten züchtet natürlich und verstärkt wieder das Verlangen, das aber doch seinen ersten Anlaß in dem starken Selbstvervollkommnungstriebe hat.

Unterstützend wirkt die zweifellos hohe Kunst des Vortrages in Amerika; verglichen etwa mit Deutschland, kann ein sehr viel größerer Prozentsatz von Vorträgen bezüglich Inhalt und Form unter die Rubrik der Kunstwerke gebracht werden. Der Amerikaner ist vor allem Künstler in der eindringlichen enthusiastischen Darbietung; gerade dadurch wirkt sein Vortrag so sehr viel intensiver als das gedruckte Wort und eben deshalb drängt sich das Publikum zu den Vorträgen. Nicht wenig trägt wohl schließlich die Gewöhnung an die politischen Reden der Volksversammlungen dazu bei. In Boston und Vorstädten beispielsweise, obgleich es nicht größer ist als Hamburg, werden zwischen September und Juni sicherlich im Durchschnitt täglich fünf Vorträge, im Jahr also über tausend Vorträge gehalten. Dabei gilt es, im Gegensatz zu deutschen Anschauungen, für durchaus angemessen, daß für Vorträge an öffentlichen Stellen Honorar entrichtet wird; so wie kein deutscher Gelehrter sich scheut, vom Verleger Honorar für literarische Arbeiten anzunehmen, so gilt in Amerika auch der Redner als honorarberechtigt. Das gilt natürlich nicht für Vorträge in Kongressen, Vereinen oder Versammlungen. In einem Staat wie Massachusetts hat auch das kleinste Städtchen seinen Frauenklub mit regelmäßigen Vorlesungsabenden von Wanderrednern, und lediglich der Kassenbestand des Vereins entscheidet, ob sie für hundert oder zweihundert Dollars einen hervorragenden Redner ins Programm setzen können, oder zufrieden sein müssen, wenn für zwanzig Dollars der Oberlehrer aus der Nachbarstadt ihnen seinen bereits abgelagerten Vortrag über Perikles oder die Schwindsuchtsbazillen abliest. So geht es über das ganze Land; nur nimmt die Quantität von Norden nach Süden, die Qualität von Osten nach Westen ab.

Alles das ist keine neue Erscheinung im amerikanischen

Leben. Im Jahre 1639 waren die Vorträge über religiöse Themata in Neu-England bereits so eingebürgert und die Bostoner offenbar vom Vortraghören so entzückt, daß ein Gesetz gegen ihr Überhandnehmen veröffentlicht wurde. Es heißt da: „die armen Leute würden dadurch verleitet, ihre Angelegenheiten zu vernachlässigen und ihre Gesundheit zu schädigen, da die Vorträge sich so lange in die Nacht ausdehnten". Die wissenschaftlichen Vorträge fanden aber wohl erst im neunzehnten Jahrhundert ihre reichere Ausbildung. Bereits im ersten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts schwärmte man für die populären naturwissenschaftlichen Vorträge des berühmten Chemikers Silliman von der Yale-Universität. Seit den dreißiger Jahren waren es dann vor allem die im ganzen Lande gedeihenden „Lyceums", städtische Bildungsvereine, die öffentliche Vorträge einrichteten.

Freilich handelte es sich meist noch um unzusammenhängende Einzelvorträge, und die politisch-sozialen Themata dominierten; es war die Zeit der Oratorik im klassischen Stil, als Männer wie Webster, Channing, Everett, Emerson, Parker, Mann, Sumner, Phillips, Beecher, Curtis u. a. mit berauschender Rhetorik die Nation begeisterten und die großen Probleme, die zum Sklavenkrieg führten, mit heute unmodernem Pathos vor die Massen brachten. Die Schöpfungen der spätern Jahrzehnte betonten mehr die intellektuelle Anregung. Großartige Anstalten für populäre Vorträge in geschlossenen Kursen traten in allen führenden Städten ins Leben; so das Peabody-Institut in Baltimore, das Pratt-Institut in Newyork, das Armour-Institut in Chicago, das Drexel-Institut in Philadelphia. Der Katalog der Vorlesungen und Kurse, die etwa das Pratt-Institut für den Winter ankündigt, füllt jedesmal einen ganzen Band, und doch ist jeder, der seinen Jahresbeitrag von fünf Dollars entrichtet, berechtigt, an allen teilzunehmen; Tag für Tag könnte er von früh bis spät abends dort Vorträge von mehr oder weniger bekannten Männern aus dem ganzen Lande hören, Männern, die für kurze Kurse von etwa sechs Vorlesungen nach Newyork hinüberkommen.

Das höchststehende Unternehmen dieser Art ist das Lowell-Institut in Boston. Im Jahre 1838 hatte John A. Lowell auf einer Reise in Ägypten, krank, ein Kodizill seinem Testament zugefügt, demzufolge die Hälfte seines großen Vermögens für freie populäre wissenschaftliche Belehrung seiner Heimat verwandt werden sollte. Edward Everett sagte bei der Eröffnung des Institutes: „Die paar Sätze, die unser Mitbürger mit müder Hand auf dem Dach eines Pharaonenpalastes niederschrieb, werden mehr für den Fortschritt des Menschengeschlechtes tun, als alles, was jene ganze Pharaonendynastie vollbrachte.“ Das nun seit sechzig Jahren durchgeführte Prinzip ist, jeden Winter acht oder zehn der bedeutendsten Denker und Forscher aus Amerika und England zu berufen, um Cyklen von je sechs bis zwölf zusammengehörigen Vorlesungen zu geben. Die großen Mittel der Stiftung erlaubten, wirklich die hervorragendsten Männer einzuladen, und anderseits wurde gerade dadurch eine Einladung zu den Lowell-Vorlesungen zu hoher Ehre im englischen Sprachgebiet. Männer wie Lyell und Tyndall und viele andre kamen über den Ozean; auch Agassiz, der bekannte Zoologe, kam zunächst als „Lowell-Lecturer“ in die Neue Welt, in der er dann erst später in die Harvard-Universität eintrat. Im ganzen sind bisher im Institut etwa fünftausend Vorträge vor großen Auditorien gehalten worden. Es ist nicht abzumessen, welche reiche Quelle hier für die Bevölkerung Bostons geflossen ist und wie durch sie der Geist der Selbstvervollkommnung in Neu-England vertieft worden ist.

In gewissem Sinne aber haben wir den Kreis der Volkserziehungsmittel hier bereits überschritten. Der hohe Charakter des Lowell-Instituts und die Stellung der Redner brachte es mit sich, daß fast jeder Cyklus neue wissenschaftliche Gedankengänge zur ersten Darstellung brachte. Während die üblichen populären Kurse ihren Stoff aus zweiter Hand entnehmen oder wenigstens für den Redner in gewohnten Gleisen gehen, wurde hier stets neue Forschung geboten, und somit stehen wir da schon im Kreise der

produktiven Wissenschaft, von der wir später sprechen müssen.

Wer tiefer blickt, wird sich in der Tat darüber keine Illusionen machen, daß außerhalb des Lowell-Instituts bei der überwältigenden Mehrzahl dieser Vorträge und Vorlesungen von wissenschaftlicher Originalschöpfung nicht die Rede ist. Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, ob das Geistesleben des Landes nicht zu viel Kraft verausgabt, wenn es die zur intellektuellen Produktion Berufenen in so hundertfacher Form in die Bahnen der bloßen Reproduktion lockt. Ein beruflicher Zwang liegt ja freilich nirgends vor, aber die Verlockung ist zu groß, um nicht auch den latenten Widerstand der Besten zu überwinden. Gewiß gibt es einige, die in der populären, künstlerisch abgerundeten Darstellung ihres Wissensgebietes ihr höchstes Ziel erblicken, und einige, denen der Beruf, in philanthropischem Geist die Wissenschaft in weite Kreise zu tragen, die wichtigste Lebensaufgabe zu sein scheint. Den meisten aber geht es anders. Da spielen zunächst die finanziellen Prämien mit; es ist für den glatten Redner solch bequemer Weg, sein Universitätsgehalt vielleicht zu verdoppeln, und gerade die jüngern, deren Einnahmen gering sind, werden schwer dieser Verführung widerstehen, während gerade sie ihre ganze freie Kraft der Vertiefung in spezialistische Forschungsprobleme widmen sollten. Aber auch das ist nicht die stärkste Triebfeder; bei zahllosen Gelegenheiten, deren Natur jedes Geldhonorar für die Redner ausschließt, spricht die Rhetorik mit demselben Glanze. Das Hauptmotiv liegt doch wohl darin, daß die amerikanische öffentliche Meinung so unverhältnismäßig stark durch das gesprochene Wort beeinflußt wird, zumal da das rednerische Feuerwerk so tausendfach sich in der Presse widerspiegelt. Und nicht etwa nur lauter Tagesruhm, sondern wirklicher Einfluß auf das Denken des Volkes wird auf diesem Wege am unmittelbarsten gewonnen.

Alles wirkt so zusammen, eine ungeheure Summe geistiger Energie in den Volksdienst zu zwingen: der einzelne kann sich nicht sträuben, und daß viele ihr Bestes auf diesem

Weg schädigen, das steht fest. Die Popularisierung zieht sie selbst herab, die Anpassung an halb vorgebildete Auditorien, die verführerische Kraft des Applauses, der jeder packenden Wendung folgt, die höhere Wirkung der Scheinargumente, die Vermeidung und Überdeckung der wirklichen Schwierigkeiten, alles das lähmt langsam die Lust und die Kraft für die höchste Art der wissenschaftlichen Arbeit. Ganz besonders gilt das auch von der mehr mechanischen Wiederholung, zu der ein Vortragsmanuskript verlockt. Wenn es wahr ist, daß Wendell Phillipps seine Rede über die verlorenen Künste zweitausendmal wiederholte, so dürfte das freilich wohl einzig dastehen und heute kaum mehr möglich sein. Trotzdem begegnen uns auch heute noch bedauerliche Zahlen, und nicht wenige tüchtige Geister haben auf geregelte akademische Berufstätigkeit ganz verzichtet und ziehen mit ihren Vortragsmanuskripten im Lande umher. Ein genialer Historiker wie John Fiske beispielsweise hätte sicher sehr viel Durchgreifenderes und Endgültigeres geschaffen, wäre nicht jedes seiner Bücher zunächst als Cyklus von Vorlesungen geschrieben, deren Vortrag vor Dutzenden gemischter Auditorien die Quelle seiner Einnahmen war.

Anderseits darf man nun dabei nicht an flüchtige, mechanisch produzierte Bildungsvereinsvorträge denken. Wäre es so leichte Ware, so würde ihre Vorbereitung viel weniger Kraft erheischen und ihre Herstellung viel weniger den Ehrgeiz ihres Schöpfers befriedigen, in beiden Richtungen also für die höchste Produktion des Autors viel weniger gefährlich sein. Das Niveau liegt im Gegenteil außerordentlich hoch; auch das kleinstädtischste Auditorium ist da verwöhnt, verlangt künstlerischen Schliff und verlangt ein Stück Persönlichkeit in der Darbietung. Ohne Gewinn für das nationale Geistesleben ist daher auch diese Form der Produktion zweifellos nicht. Der immer erneute Versuch, ein Stück Welt in einstündiger Vorlesung eigenartig und in sich geschlossen darzustellen, oder ein Problem in so kurzer Zeit zu erleuchten, führt notwendig zur Meisterschaft im Essay; des Amerikaners ausgeprägtes Formgefühl muß den Erfolg erleichtern. In

einer überraschend großen Anzahl amerikanischer Bücher lesen sich die Kapitel wie in sich abgeschlossene, abgerundete Abhandlungen; das Buch ist tatsächlich eine Kette von Aufsätzen, und wer nachprüft, findet in der Tat nicht selten, daß jeder der feingeschliffenen Essays zunächst als Vortrag gedacht war. So hat das ganze System der Volkserziehung durch Vorträge vielleicht schädigend auf die schöpferische Produktion, sicherlich aber fördernd auf die Ausbildung der künstlerisch wertvollen Form in der wissenschaftlichen Darstellung, auf die Essayliteratur und die populäre Form in Naturwissenschaft und Kulturwissenschaft, ganz besonders in Geschichte und Nationalökonomie, gewirkt.

Wollte man die Frage dahin zuspitzen, ob dieser Nutzen wirklich jenen Schaden aufwiegt, so würde der Amerikaner es ablehnen, das Problem in dieser Umgrenzung zu diskutieren, denn der wesentlichste Faktor, die Wirkung auf die Bildung suchende Masse, wäre dabei unberücksichtigt geblieben. Die Arbeit des Gelehrten soll nicht nur mit Rücksicht auf die Wissenschaft selbst oder ihre praktischen Erfolge zugeschnitten werden, sondern gleichzeitig in steter Rücksicht auf das Massenbedürfnis nach Selbstvervollkommnung; und wenn die reine Wissenschaft in ihrem Höhenflug darunter leiden würde, so würde der Amerikaner sagen, daß es in der Wissenschaft wie überall nicht auf die glänzenden Triumphe, sondern auf den moralischen Wert ankommt. Für die Gesamtheit der Nation, so würde er sagen, ist es sittlich besser, ernsthaftes geistiges Interesse in jeden stillen Winkel des Landes zu tragen, als vereinzelte Großleistungen in die Ruhmestafeln einzugraben. Das sind die Opfer, welche die Demokratie erfordert. Langsam aber setzt doch heute auch darin ein Rückschlag ein. Eine Arbeitsteilung beginnt, bei der produktive und reproduktive Tätigkeit klarer geschieden werden und die besten Kräfte so für die höchste Art der Arbeit festgehalten werden, ohne daß geringwertigere Aufgaben sie zersplittern.

Nun darf aber auch davon nicht die Rede sein, daß jene Wirkung auf die Masse selbst gänzlich ohne schädliche

Folgen wäre. Eines steht obenan: die Oberflächlichkeit muß auf diesem Wege unheimlich ermutigt werden. Es ist geradezu ein künstlicher Nährboden für die in der politischen Demokratie ohnehin schnell wachsende Unbescheidenheit, die über alles mitspricht, ohne gründlich informiert zu sein. Es fehlt da nicht an Bewunderung für das Große, im Gegenteil, sie nimmt leicht hysterischen Charakter an, aber da die Bewunderung nicht durch eingehende Kenntnis gestützt ist, so bleibt sie im letzten Grunde doch respektlos; wer bewundert, ohne zu verstehen, bildet ein Urteil, wo wahre Bescheidenheit von jeder Stellungnahme zurückhalten sollte. Es mag schon sein, daß die Dorfbevölkerung über Cromwell und Elisabeth redet, statt über den letzten Dorfskandal; wenn die Methode des Redens sich aber nicht geändert hat, so ist noch nicht gesagt, daß die Änderung des Gegenstandes eine Hebung des Niveaus bedeutet, und wenn überhaupt geklatscht werden muß, so mutet es manchen bescheidener und sympathischer an, wenn über den gleichgültigen Nachbar, als wenn über Cromwell geklatscht wird.

Anderseits ist nun aber zunächst nicht zu verkennen, daß besonders in den großen Instituten, sowie in den Chautauquas, Universitätsausdehnungskursen und Sommerschulen alles nur Erdenkliche getan ist, dieser dauernden Gefahr entgegenzuarbeiten. In Betracht kommt da in erster Linie, daß es sich fast nirgends um Einzelvorträge handelt, die konzertmäßig eingeschlürft werden, sondern überall um ganze Vortragskurse von sechs bis zwanzig Vorlesungen über denselben Gegenstand; dann die schriftlichen Examina mit ihren Zeugnissen, und schließlich die stete Hinleitung zu begleitender Lektüre. Selbst der kleinste Frauenklub sorgt dafür, daß die bessern Bücher, die sich auf den Vortragsgegenstand beziehen, zur Verfügung der Mitglieder stehen, und meistens formen sich kleinere Gruppen, die dann ein größeres Werk gemeinsam durcharbeiten.

Die Summe tatsächlicher Belehrung und geistiger Anregung, die so dem Volk außerhalb der Schule durch Unterricht zu gute kommt, ist unermeßlich, und der mögliche

Schaden der Oberflächlichkeit sicherlich aufgewogen durch die Bereicherung der Persönlichkeit. Fragen könnte man freilich, ob dieser traditionelle Weg wirklich der kürzeste Weg zum Ziel sei. Man sollte glauben, daß derselbe Aufwand an Zeit und Mühe besseres Ergebnis brächte, wenn er an ein Buch statt an einen Vortragskursus verwandt wird. Aber zunächst schließt das eine das andre nicht aus, das Vortraghören regt zum Lesen an, und nirgends wird mehr gelesen als in den Vereinigten Staaten. Es kommt aber entschieden noch ein ganz andres Moment hinzu.

Der Lesende ist isoliert, und alles Persönliche ist beim Lesen gehemmt. Beim Vortrag dagegen tritt das Persönliche im Gebenden wie im Nehmenden in den Vordergrund. Das freie Wort berührt ja so viel unmittelbarer und lebendiger als das gedruckte und gibt dem Gedanken die individuelle Färbung. Vor allem aber ist der Hörer in sehr viel persönlicherer Weise beteiligt als der Leser; seine Anwesenheit im Saal ist eine öffentliche Erklärung der Anteilnahme, er fühlt sich mit den andern Hörern zu einer gemeinsamen Aufgabe berufen, und so fügt sich zu dem intellektuellen ein sittliches Motiv. Sie wollen gemeinsam streben, daß in ihrem Ort, in ihrem Kreise, in ihrer Gruppe der Drang nach Bildung das ganze Leben durchdringt. Diesen persönlichen Trieb nach Selbstvervollkommnung mag das unpersönliche Buch vielleicht besser befriedigen, aber der Vortrag wird ihn sicherer rege halten, und als Trieb, als Charakterzug, als Lebenselement verstärken.

Gleichviel, ob das bestehende Volkserziehungssystem der Vorträge dem Volke wirklich die größtmögliche Wahrheit und Bildung gebracht hat; das jedenfalls steht fest, daß es den tiefstmöglichen Drang nach Wahrheit und Bildung überallhin getragen hat, und eben deshalb war es die notwendige Form für ein Volk, in dem der Geist der individuellen Selbstvervollkommnung der historisch gebotene ist.

Neunzehntes Kapitel.

Die Universitäten.

Als die amerikanische Industrie gestern anfing, die Kreise Europas zu stören, da übertrieb man die Bedrohung, weil das Ereignis so vollkommen unerwartet eintrat. Die „amerikanische Gefahr“ stand vor den Toren, ehe es recht zum Bewußtsein gekommen war, daß Amerika wirklich eine ernsthaft zu nehmende Industrie besaß. Morgen wird Europa dieselbe Überraschung auf geistigem Gebiet erleben. Großes wird scheinbar plötzlich vollendet dastehen, noch ehe man recht zu glauben angefangen, daß Amerika überhaupt etwas wie Forschung und Wissenschaft besäße. Nachträglich sagte man sich dann auch wohl, daß solche Industrie nur auf festen Quadern aufgebaut werden konnte und niemals hätte entstehen können, wenn amerikanisches Wirtschaftsleben wirklich, wie der Durchschnitt glaubte, nur Habgier und Korruption zur Grundlage gehabt hätte. Und ebenso wird man auf geistigem Gebiet dann zurückkonstruieren, daß solche Leistungen denn doch nicht plötzlich entstehen konnten und daß ernste, gewissenhafte, hochstrebende Arbeit im ganzen Lande da vorausgegangen sein muß. Ungleich der ökonomischen Welt, handelt es sich ja freilich in dieser Welt der geistigen Arbeit nicht um drohende Rivalitäten; es gibt keine wissenschaftlichen Konkurrenten, sondern nur Mitarbeiter. Dennoch kann aber auch hier kein Volk ohne Gefahr für die eigne Leistung die Leistungen eines andern Volkes ignorieren; je früher sich besonders Deutschland über das amerikanische Geistesleben orientiert, desto organischer und für beide Teile förderlicher kann sich die künftige Zusammenarbeit entwickeln, denn, wer die Verhältnisse kennt, kann ohne viel Prophetengabe heute schon übersehen, daß in der Wissenschaft mehr als in andern Gebieten die Zukunft diesem Zweibund gehören wird.

Heute herrscht auf deutscher Seite fast entmutigende Unkenntnis über alles, was mit amerikanischen Universitäten

zusammenhängt; und um die Universitäten handelt es sich in der Tat, denn das sei sofort gesagt: genau wie in Deutschland, im scharfen und bemerkenswerten Unterschiede von Frankreich und England, ist auch in den Vereinigten Staaten der akademische Lehrer der eigentliche Träger der Wissenschaft. In England und Frankreich ist es nicht das Gewöhnliche, daß der große Forscher zugleich täglicher Lehrer der Jugend ist; in Amerika wie in Deutschland ist die Trennung die Ausnahme. Gewiß hat Amerika Historiker und Nationalökonomen, die wie Rhodes, Lodge, Roosevelt, Schouler außerhalb des akademischen Kreises stehen, zahlreiche Juristen, Ärzte, Prediger, die wissenschaftlich produzieren, und, dem Ruhm nach am auffallendsten, Physiker, die wie Edison, Bell, Tesla und so viele andre die Wissenschaft indirekt durch ihre Entdeckungen und Erfindungen fördern. Streng genommen stehen auch die Beamten der wissenschaftlichen Nationalinstitute in Washington außerhalb der Universitäten, und unter ihnen herrschte von jeher außerordentliche geistige Rührigkeit. Trotz alledem aber bleibt es dabei, daß im Grunde das Wissenschaftsleben der Nation sich an den Universitäten abspielt, und daß der akademische Unterricht täglich mehr die wichtigste Kraftquelle des ganzen amerikanischen Volkes ist.

Der Deutsche, dem für die Botschaft von der amerikanischen Wissenschaft heute noch der Glaube fehlt, denkt lieber an die amüsanten Zeitungsberichte über westliche Universitäten, die kaum einer deutschen Sekunda gleichen, oder über die seltsamen Zustände, die „bis vor kurzem" beim Medizinstudium vorherrschten. Dieses „bis vor kurzem" bedeutet aber im Geistesleben Deutschlands ein ganz andres Zeitmaß als in der Neuen Welt. Fast fühlt man sich versucht, die geistige Entwicklung der Deutschen und Amerikaner in ihren Hauptstadien gegenüberzustellen, um den rechten Maßstab für die vergleichbaren Zeitlängen zu gewinnen. Die Urzeit der Germanen, von den Tagen des Tacitus bis zur Christianisierung unter Karl dem Großen um 800 entspräche da den anderthalb Jahrhunderten von

der Entdeckung des Kolumbus bis zur beginnenden Puritanisierung um 1630. Der nächste Abschnitt umfaßte dann in Deutschland wieder sieben Jahrhunderte, bis Deutschland sich von Rom losreißt, in Amerika wieder anderthalb Jahrhunderte, bis die Nation sich 1776 von England losreißt. Der Reformation folgten in einem dreihundertjährigen Abschnitt der dreißigjährige Krieg, die geistige Erhebung des achtzehnten Jahrhunderts, der Niedergang der Napoleonischen Zeit, der Freiheitskrieg; und wieder projiziert sich mit innerlich verkleinerndem und zeitlich verkürzendem Maßstab die Bewegung in neunzig Jahren jenseits des Meeres: Jahre des Krieges im Anfang, dann die geistige Erhebung in der Mitte des Jahrhunderts, dann die Wunden des Sklavenkrieges und schließlich der Friede. Von 1813 ein neuer Abschnitt, der 1870 mit der deutschen Nationaleinheit endet. Historisch unvergleichbar mit dem großen Kriege mit Frankreich kam für Amerika 1898 der kleine Krieg mit Spanien; für das nationale Selbstbewußtsein der Amerikaner aber hatte er kaum eine kleinere Rolle gespielt.

In der Tat begann seit jenen Tagen ein vorläufig letzter Abschnitt der amerikanischen Geistesentwicklung, dessen sechs Jahre mit den deutschen Jahrzehnten seit dem Franzosenkrieg verglichen werden müssen. Ja, was in Amerika vor hundert Jahren geschah, liegt dem unmittelbaren Gefühl so weit zurück, wie das, was in Deutschland vor dreihundert Jahren stattfand, und in Fragen des höhern Studiums und der Forschung haben sich die Verhältnisse in den letzten zehn Jahren vielleicht mehr verändert, als in Deutschland während der letzten fünfzig. Die falschen Vorstellungen stützen sich aber, soweit sie sich überhaupt stützen, nicht nur auf die Berichte von dem, was früher war, sondern ebenso oft auf mißverständliche Berichte über die gegenwärtigen Zustände, denn selbst der wohlmeinende Berichterstatter wird nur zu leicht da in die Irre gehen, weil er sich so schwer von den gewohnten deutschen Begriffen losmacht. Die deutschen Hochschulverhältnisse sind so einfach zu übersehen, die amerikanischen sind so kompliziert, und die natürliche

Folge ist, daß der Deutsche immer wieder versucht, das scheinbar wirre Durcheinander der einzelnen Erscheinungen dadurch zu klären und zu ordnen, daß er es in die gewohnte einfache Begriffsschablone hineinzwängt.

Besonders der Gegensatz von Gymnasium und Universität mit vier Fakultäten muß stets als Grundschema dienen, und der Reisende begnügt sich immer wieder mit der Frage: ist dieses Institut eine Universität mit vier Fakultäten? Und wenn das verneint wird, so steht es fest, daß es sich nur um ein Gymnasium handelt. Nicht wenige gebildete Deutsche wohnen in Amerika seit Jahrzehnten und wissen heute noch nicht besser Bescheid. Und doch werden die Verhältnisse so kompliziert eigentlich erst dann, wenn man dieses fremde Begriffsschema an sie heranträgt; das Prinzip der stetigen Übergänge, das die amerikanischen Verhältnisse beherrscht, ist an sich nicht weniger einfach als das deutsche Prinzip der scharfen Abstufungen. Die meisten Ausländer dringen nun aber nicht einmal zu der Frage vor: ist das Institut eine Universität? Sie begnügen sich mit der äußerlichen Feststellung, ob es den Namen „University" führt oder nicht. Haben sie dann aus dem Katalog sich orientiert, daß in solcher University vielleicht das Lehrpensum einer Sekunda den Schuljungen eingepaukt wird, so ist der beschämende Tatbestand festgestellt: Es gibt in Amerika keine Universitäten, die sich mit den deutschen messen können.

Das sei daher als erstes Wort gesagt: „University" wird von dem Amerikaner gemeinhin nicht im Sinne des deutschen Namens Universität gebraucht, sondern in beliebiger Abwechslung mit dem gleichwertigen Wort College als ein farbloser Zusatz zu dem Eigennamen irgend eines Instituts, das über das Schulpensum der High school, der Volksoberschule, hinausgeht, und nicht auf die Berufe des Predigers, Arztes oder Anwaltes vorbereitet. Eine medizinische Hochschule heißt „Medical school", eine juristische „Law school"; eine theologische „Divinity school"; im „College" oder „University" im häufigsten Sinne des Wortes wird alles dieses nicht gelehrt. Der Name College ist der ältere, und da die öst-

lichen Institute des Landes im allgemeinen die ältern sind, so überwog und überwiegt da auch heute noch der Name College; im Westen, wo im allgemeinen die Anstalten auf niedrigerm Niveau stehen, überwiegt der modernere Name University. Eine Verwirrung kann dadurch nicht eintreten, da das, bald College, bald University genannte Gebilde zahllose Abstufungen repräsentiert, dieser Allgemeinbegriff also gänzlich farblos ist. Niemand würde einfach sagen, daß er in seiner Jugend „die University" besuchte, so wenig, wie er sagen würde, daß er auf einer Reise „die Stadt" besucht habe. Zur umgrenzten Vorstellung wird die Bezeichnung erst durch die individuellen Eigennamen. Jeder Fachmann weiß, daß jemand, der vier Jahre die Taylor University in Indiana oder die Blackburn University in Illinois oder die Leland University in Louisiana oder ähnliche „Universitäten" besucht hat, unvergleichlich tiefer steht als jemand, der im Yale College oder im Princeton College oder im Kolumbia College gewesen ist; der Eigenname allein zählt, der Zusatz ist gleichgültig.

Von diesem Tatbestand unabhängig hat sich nun in den letzten Jahren im pädagogischen Sprachgebrauch ein zweiter Sinn des Wortes University herausgebildet; man beginnt neuerdings unter University ein Institut zu verstehen, das nicht nur College oder University im alten Sinne ist, sondern überdies auch noch die Berufsfakultäten umfaßt. Auch bei dieser Bedeutung des Wortes deckt sich der Begriff offenbar nicht mit dem deutschen, da solches Institut das College umfaßt, dem kein Bestandteil der deutschen Universität genau entspricht; überdies gehen auch Teile des deutschen Polytechnikums in diese University im neuern Sinne des Wortes über. Schließlich kreuzt sich alles das noch mit einer weitern Tendenz, die gewissermaßen aus einer Vermischung der beiden genannten entspringt; man neigt nämlich dazu, unter University ein erstklassiges College zu verstehen, und nur für die bescheideneren den alten Namen College beizubehalten. Es bleibt dabei, der Eigenname des Instituts allein ist entscheidend, und das gesamte höhere

Unterrichtssystem des Landes ist nur unter dieser, dem Amerikaner ganz selbstverständlich erscheinenden Voraussetzung zu verstehen.

Wir abstrahieren also von den Bezeichnungen und gehen auf die Sache selbst ein. Wir stehen vor der Tatsache, daß erstens Hunderte von höhern Unterrichtsinstituten ohne scharfe Sonderung eine gleitende Skala darstellen, die bei sekundaartigen Schulen anfängt und bis zu Universitäten hinaufführt, die den besten Hochschulen Deutschlands gleichwertig sind; daß zweitens aber in diesen Instituten die Gliederung und der Rhythmus der Einteilung von den deutschen Verhältnissen ganz verschieden ist, vor allem der Akzent auf dem in Deutschland unbekannten College liegt. Es kann nicht anders sein, und unter diesem Zeichen wird Amerika siegen. Versuchen wir das Heutige aus der Vergangenheit zu verstehen, so tritt die Einheit des Systems deutlich hervor. Was war damals, als die Staaten sich zur einheitlichen Nation organisierten, das nationale Bedürfnis für höhern Unterricht?

Das Volk mußte Prediger haben — aber das stand fest, daß der Staat und deshalb die politische Gemeinde von der Kirche unabhängig sei und keine der vielen kirchlichen Sekten bevorzugen dürfte. Es mußte also Sache der einzelnen Kirche bleiben, ihre Prediger so gut oder so schlecht wie sie es vermochte, für den religiösen Dienst vorzubereiten. Das Volk mußte Anwälte und Richter haben — aber die Richter wurden dem Geist der Demokratie gemäß aus dem Volk erwählt, und jedermann mußte das Recht haben, seine Sache vor Gericht zu vertreten. Wollte sich jemand dazu ausbilden, die Vertretung des Rechtes für andre zu übernehmen, so war es seine Sache, sich die geeignete Schulung zu suchen; er mußte bei erfahrenen Anwälten sich einarbeiten, aber jedenfalls war es nicht Sache der Gemeinde, sich da hineinzumischen oder gar zu fordern, daß solche technische Vorbildung sich auf Gelehrsamkeit aufbaue. Schullehrer waren vonnöten, aber um die Bedürfnisse der Zeit zu befriedigen, war es kaum verlangt, daß der Lehrer mit seinen eignen Studien

gar so weit über das Pensum der Klassen hinausging; ein paar Schuljahre über die Volksschule hinaus waren wünschenswert, von gelehrter Wissenschaft war keine Rede. Und am niedrigsten stand noch vor hundert Jahren die Medizin; es war ein praktischer Betrieb, dessen Technik sich jedermann ohne gelehrte Vorkenntnisse aneignen konnte; er mochte bei ältern Ärzten in die Lehre gehen, oder sonstwie dafür sorgen.

Sobald wir die Urzustände von dieser Seite aus betrachten, so sehen wir voraus, wie sie sich weiterentwickeln müssen. Die Sekte wird in ihrem Interesse Predigerschulen errichten. Rechtsbeflissene werden sich zusammentun und Anwaltsschulen errichten, in denen jedermann, der sein Schulgeld zahlt, auf die Anwaltspraxis vorbereitet wird; Ärzte werden sich verbinden, um medizinische Schulen zu gründen, und auch dort jedermann mit Volksschulbildung willkommen heißen; und die größern Gemeinden werden Sorge tragen, daß Volkslehrerschulen entstehen. Nun müssen da sofort die Prinzipien der sozialen Auslese eintreten. Da keinerlei formale Vorschrift ein bestimmtes Niveau vorschreibt, so wird sich alles durch Angebot und Nachfrage regulieren. Die Schulen, die erfolgreiche Anwälte, Ärzte, Lehrer, Prediger liefern, werden blühen, die andern ein kümmerliches Dasein fristen oder zugrunde gehen. Es wird sich aber nicht nur um gute oder schlechte Schulen handeln, sondern den lokalen Verhältnissen angepaßt, um Schulen von ganz ungleichem Niveau. Die ältern Staaten werden höhere Anforderungen stellen als die neuen Pionierstaaten, die städtischen Distrikte höhere als die ländlichen, die reichen Gemeinden höhere als die armen, und so wird sich in einigen Schulen längere Lehrzeit einbürgern als in andern, vor allem in einigen Schulen sehr viel mehr Vorbildung als in andern beim Eintritt vorausgesetzt werden. Bald wird es dann nichts mehr bedeuten, zu sagen, jemand habe die juristische oder medizinische oder theologische Schule besucht, wenn die eine juristische Schule einjährig, die andre vierjährig ist, und die einjährige nur Volksschulbildung, und die vierjährige

höchste Schulbildung voraussetzt. Jede Schule hat ihren eignen Namen und nur dieser Name charakterisiert das Niveau. So mögen ohne Schaden drei oder vier medizinische Schulen in einer Stadt bestehen und ihre Abschlußdiplome mögen ganz unwertig sein.

Was ist damit erreicht? Ein Dreifaches. Erstens: die Initiative des Volkes ist bis zum äußersten angestachelt, jedes System, jedes Talent kann sein Bestes versuchen. Keine Schablone kann da neue Regungen unterdrücken, Distrikte zurückhalten oder innerlich Minderwertiges künstlich aufrecht erhalten. Zweitens: die Fachausbildung kann sich aufs vollkommenste der unübersehbaren Mannigfaltigkeit der lokalen Verhältnisse anpassen und jedem Bevölkerungskreise die Hochschulen geben, die er verdient, ohne die höherstehenden Teile des Landes durch eine künstliche Anpassung an ein Durchschnittsbedürfnis des ganzen Landes zu bedrücken. Drittens aber zwingt die freie Konkurrenz jedes einzige Institut zu unablässigem Fortschritt. Starre Grenzlinien gibt es da ja nicht; wer nicht fortschreitet, geht allmählich zurück; wer heute führt, ist morgen überflügelt, wenn er sich nicht den neuesten Fortschritten anpaßt. Das gilt für die Qualität der Lehrer und der Unterrichtsmittel, für die Länge der Kurse und vor allem für die Eintrittsbedingungen, die im ganzen Lande stetig gewachsen sind. Vor fünfzig Jahren verlangten die erstklassigen Institute der führenden Landesteile beim Eintritt nicht mehr, als heute die drittklassigen Fachschulen der Gegenden mittlerer Kultur verlangen, und das schiebt sich vorwärts unmerkbar, wie der Halm im Felde wächst. Würden da große Sprünge gemacht, so würden die Institute sich zugrunde richten; die vorbereitenden Schulen würden nicht nachkommen können, zu wenige Schüler würden die Eintrittsexamina bestehen. So muß zwischen der konservativen Anpassung an das historisch Mögliche und dem vorwärtsdrängenden Bemühen, durch höchste Leistung die andern Institute zu überflügeln, ein Kompromiß geschlossen werden, der stetigen, aber nicht überhasteten Fortschritt bedeutet.

Nun haben wir aber bisher zunächst den Staat außer Spiel gelassen. Dabei kann nur vom Einzelstaat die Rede sein; das Reich hat mit dem höhern Unterricht ebensowenig zu tun, wie mit dem niedern. Der Einzelstaat hat nun in der Tat eine bedeutsame Aufgabe, und zwar eine doppelte. Daß er kein Monopol beansprucht, vielmehr der Privatinitiative freiesten Spielraum läßt, erkannten wir als Grundprinzip, das nirgends aufgehoben ist; dagegen kommt nun dem Staate die Aufgabe zu, da helfend einzugreifen, wo Privattätigkeit sich als unzureichend erweist. Das kann nun entweder so geschehen, daß der Staat bestehende Privatinstitute unterstützt, oder in der Form, daß der Staat eigne Institute einrichtet, deren Besuch dann für die Söhne und Töchter der Steuerzahler des betreffenden Staates frei ist. Diese sogenannten Staatsuniversitäten bilden dann gewissermaßen die Krönung des kostenlosen Volksschulsystems. Wo sie bestehen, kann der Sohn des Bauern vom Kindergarten bis zum philosophischen Doktor freien Unterricht genießen.

Nun wird Privatinitiative da am schwächsten sein, wo die Bevölkerung arm ist oder auf niedrigem Kulturniveau steht, zumal da die Bemittelteren in den zurückstehenden Staaten es doch vorziehn, ihre Söhne in die reichen Universitäten der führenden Staaten zu schicken. Die Folge ist — und gerade das kann der Ausländer meist nicht recht begreifen, und deutsche Gerichtsentscheidungen, die sich auf die Führung des amerikanischen Doktortitels bezogen, gingen da völlig in die Irre —, daß die höhern Unterrichtsanstalten, die vom Staat subventioniert werden, ein tieferes Kulturniveau repräsentieren, als die privaten, ja, daß der Fortschritt des Unterrichtswesens eine stete Loslösung von finanzieller Staatshilfe mit sich bringt, und daß nicht nur die führenden Universitäten, wie Harvard, Columbia, Johns Hopkins, Yale, Chicago, Cornell, Stanford ohne Staatshilfe arbeiten, sondern daß die führenden östlichen Staaten überhaupt für höhern Unterricht viel weniger ausgeben, als die westlichen. Der Staat Massachusetts, der in Unterrichtsangelegenheiten an der Spitze steht, gibt keinen Cent für seine Universitäten,

während etwa Ohio sechs Anstalten unterstützt und die Ohio State University völlig unterhält.

Für alle Staaten gleichmäßig gilt aber die wichtigere, zweite Funktion der Regierung: der Staat führt die Oberaufsicht über den Unterricht, vor allem muß die Staatslegislatur der einzelnen Anstalt das Recht verleihen, ihren Studenten „degrees", Grade, Diplome, zu geben, und keine Anstalt darf ohne staatliche Genehmigung ihre Organisation verändern. Mit steigender Kultur wuchs auch für den Staat das Bedürfnis, die Anforderungen an die einzelnen Fachschulen hoch zu stellen. Die Praxis verlangte auch hier einen stetigen Kompromiß zwischen dem Verlangen nach höchster Leistung und dem Bemühen, nicht über das historisch Gewordene und praktisch Mögliche hinauszugehen. Eine gleichmäßige Schablone hätte auch da alles zerstört; hätte sie hohen Maßstab angelegt, so hätte sie die Privatinitiative gelähmt, die südlichen und westlichen Staaten zurückgestoßen und damit der Ansätze zur Entwicklung beraubt; ein niedriger Maßstab dagegen hätte den Fortschritt der führenden Landesteile aufgehalten. So haben sich denn auch die Regierungen selbst in das Gesamtsystem aufs glücklichste eingefügt, und ihre Verantwortlichkeit für die Einzelanstalten wurde überdies stets noch dadurch geteilt, daß die „degrees" der Institute zunächst noch keine „Berechtigungen" einschließen. Jeder Staat hat seine eignen Gesetze für die Zulassung zum Gericht als Anwalt, oder für die Freigabe der medizinischen Praxis, und nur in enger Grenze werden die „degrees" der Fachschulen als Ersatz für die staatlichen Zulassungsexamina anerkannt.

Die Geschichte der Fachschulen für Anwälte, Prediger, Lehrer und Ärzte ist nun aber in Amerika bei weitem nicht die Geschichte der Universitäten; wir haben bisher den Kernpunkt außer acht gelassen: das College. Blicken wir noch einmal zurück. Wir sahen am Anfang der Staatenentwicklung eine soziale Gemeinschaft, in der die Vorbereitung für den Lehrer-, Anwalts- oder Arztberuf eine technisch-spezialistische Schulung bedeutete, die jeder ohne tiefergehende

Bildung sich aneignen konnte. Von einer weiten selbständigen Gelehrtenbildung, die eine freie Weltanschauung mit sich bringt, war da nicht die Rede. Nun ist das Niveau für den Eintritt in die Fachschulen stetig gestiegen, die Dauer und der Charakter des Unterrichtes stetig verbessert worden; im öffentlichen Bewußtsein ist aber selbst heute noch der Eindruck nicht verwischt und durch die große Ungleichheit im Wert der Fachschulen offenbar begünstigt, daß solch ein praktischer Unterricht für die Behandlung von Krankheiten, für die gerichtliche Verteidigung, für die Lösung technischer Probleme und für die Funktion des Schullehrers an sich keine gebildeten Männer macht. Alles das ist spezialistische Berufsschulung, die nicht mehr die Seele weitet, als die Schulung für den Beruf des Großkaufmanns oder des Fabrikanten, des Großgrundbesitzers oder des Seekapitäns. Ob der für seinen Beruf Geschulte zugleich ein gebildeter Mann ist, hängt von dem Grade der allgemeinen Bildung ab, die er sich vorher angeeignet. Ob er in die Medizinschule oder in das Kaufmannskontor mit Tertianer- oder mit Primanerbildung oder gar mit ein paar Semestern in der philosophischen Fakultät trat, das ist die Frage, aber ob er seinen Beruf an der Börse oder in der Klinik lernte, das besagt nichts bezüglich seiner Bewertung im Kreise der Gebildeten.

Der Deutsche kann sich in diesen Gedankengang nur schwer hineinfinden. Die höhere Schule gehört in Deutschland so eng mit den gelehrten Berufen zusammen und diese selbst wuchsen historisch so völlig aus gelehrten Studien hervor, daß Fachgelehrsamkeit und höhere Bildung nahezu identisch wurden und das soziale Prämiensystem den gelehrten Beruf in jeder Weise begünstigte. Wie vieles aber dabei aus den besondern Verhältnissen hervorgeht, zeigt sich schon darin, wie in Deutschland dem Offizier eine dem Gelehrten gleichwertige soziale Stellung eingeräumt wird. Auch der Amerikaner ist seinerseits nicht ganz konsequent, insofern, als er jederzeit dem Predigerberuf einen Bildungswert beilegte, der unabhängig ist von der Vorbildung, mit welcher

der einzelne in die theologische Schule eintritt. Entscheidend wurde dafür die herrschende Rolle, die der Geistliche in der amerikanischen Kolonialzeit spielte, und die enge Beziehung, die zwischen dem theologischen Studium und der allgemeinen Weltanschauung besteht.

Daß jemand zufällig den juristischen oder pädagogischen oder medizinischen Beruf eingeschlagen, hob ihn also aus der großen Menge der Durchschnittsmenschen, die ihrem ehrbaren Beruf nachgehen, im Ansehen der Zeitgenossen nicht hervor. Die Sonderung der zur sozialen Führung Berufenen verlangte somit ein von der Fachbildung unabhängiges Prinzip. Hier kommt nun aber ein andrer historisch notwendiger Faktor hinzu. Die Nation war Schritt für Schritt gewachsen mit der Betätigung des kaufmännischen Unternehmungsgeistes; solange es galt, das Land zu erschließen und zu bemeistern, trat das stärkste Talent, die sicherste Kraft, die stolzeste Persönlichkeit überall in den Dienst dieser kulturschaffenden Arbeit. Daß diesen Patriziern des Handels und der Industrie keine zweite Rolle zugemutet werden konnte, war selbstverständlich; die höchste ihnen zugängliche Kultur mußte notwendig den Maßstab für das Bildungsideal der sozialen Gemeinschaft bieten, und so mußte der traditionelle Begriff des Gentleman als Inbegriff der wertvollsten individuellen Allgemeinkultur jene überwiegend soziale Bedeutung gewinnen, die in Deutschland der gelehrten Fachbildung vorbehalten blieb.

Die äußere Form dieser Gentlemanausbildung lehnte sich an England an. Ein vierjähriger Kursus, der sich an die Oberschule anschließt und den Schwerpunkt auf humanistische Studien legt; den jungen Mann bis in den Anfang der zwanziger Jahre in den freien Künsten und Wissenschaften ohne Gedanken an den praktischen erwerbenden Lebensberuf festhält und ihn so vier Jahre lang fern vom Lärm der Welt, in idealistischer Gemeinschaft mit Gleichstrebenden, in Arbeit und Sittlichkeit, in Sport und Geselligkeit zu veredeltem Menschentum heranbildet — das war die historische Form. Nach englischem Brauch hieß das College. Wer

das College durchgemacht, gehörte zu den Gebildeten, gleichviel, welchem Beruf er sich später zuwandte, und keine Studien in der Fachschule konnten die Collegekultur ersetzen. Nun wird das Bestreben, den Eintritt in die Fachschule in wachsendem Maße an gründliche allgemeine Vorbildung zu knüpfen, schließlich dahin führen müssen, von jedem, der an das Berufsstudium geht, vollständige Collegebildung zu fordern. In der Tat ist dieses höchste Entwicklungsstadium in den besten Anstalten heute erreicht; in Harvard oder Johns Hopkins wird für den Eintritt in die juristische, medizinische oder theologische Fakultät die Absolvierung des vierjährigen Collegekurses verlangt. Aber selbst dann bleibt im öffentlichen Bewußtsein die Hauptscheidelinie für niedere und höhere Bildung durchaus die Grenze zwischen Schule und College, und nicht etwa wie in Deutschland die Grenze zwischen Allgemeinbildungsanstalt und Fachausbildungsschule. Wer das College erfolgreich durchgemacht hat, wird ein Graduate, ein alter Herr, und erhält den degree des Bachelor of art (A. B.); diejenigen, die den A. B. haben, sind die Gebildeten.

Das College selbst muß nun auch die ganze Mannigfaltigkeit der Verhältnisse widerspiegeln. Als vierjähriger Kursus soll es sich an die Oberschule anschließen, und wir sahen, daß die Oberschule selbst eine gleitende Skala von Instituten darstellt. Der Punkt des Eintritts ins College bewegt sich somit vielleicht zwischen der Tertia und der Unterprima hin und her, und während das kleine Prärie-College nicht besser sein mag als die Tertia und Sekunda einer Realschule, sind die großen bedeutenden Colleges sicherlich nicht mehr mit deutschen Schulen zu vergleichen, sondern mit der deutschen Prima plus vielleicht drei Semestern in der philosophischen Universitätsfakultät. Diese lange gleitende Skala wird gegenwärtig von über 600 Colleges dargestellt.

Noch eines muß zugefügt werden. Das College soll die Hochschule für die allgemeine Bildung des Gentleman sein. In diese idealistische Forderung mußte sich aber von vorn-

herein auch eine utilitarische mischen. Derselbe Lehrstoff wird als zweckmäßigstes Material für die praktische Ausbildung des Schullehrers brauchbar sein; das College wird so im Nebenamt gewissermaßen die Fachschule für den Pädagogen. So wie nun aber der Eintritt in die juristische oder medizinische Fachschule stetig erhöht wurde, bis die besten Collegevorbildung verlangten, so wird sich nun auch die Fachschule für Lehrer stetig heben und dadurch weit über das College hinauswachsen. Zielpunkt muß dann eine philosophische Fakultät werden, die ihrerseits wieder das College voraussetzt, also etwa da einsetzt, wo in Deutschland der Student im vierten Semester steht, eine Fachschule für die spezialistische kritische Wissenschaft mit dem Schwerpunkt auf Seminarien, Laboratorien und Collegien für Vorgeschrittenere. Solche Fortführung der Collegestudien über das College hinaus, also für die Graduates, heißt „Graduate school"; ihr Endpunkt ist der philosophische Doktor. Die Graduate school ist damit parallel der Law school, Medical school und Divinity school, die auch ihrerseits Graduierung vom College voraussetzen.

Das utilitarische Element dringt aber unvermeidlich auch von andrer Seite ins College ein. Das College, das den höheren Typus repräsentiert, will nicht eine starre Schule sein mit vorgeschriebenem Pensum, sondern sich den Individualitäten anpassen; soll es wirklich zu höchster Leistung führen, so muß es wenigstens in den letzten Collegejahren, ähnlich der philosophischen Fakultät, freien Spielraum für persönliche Auswahl der Studien bieten, damit jeder sich in seiner eigensten Weise auslebt und seine Seele dem eignen Drange gemäß füllt. Ist aber diese akademische Freiheit erst einmal geschaffen, so ist für ihre utilitarische Ausnutzung der Weg offen. Der künftige Mediziner und der künftige Jurist werden bei der Wahl der Collegefächer schon zur Fachschule hinüberblicken und sich auf ihre Berufsstudien vorbereiten; der Jurist wird vielleicht mehr historische, der Mediziner biologische, der Theologe linguistische, der Fabrikant physikalische, der Bankier nationalökonomische, der Politiker

staatswissenschaftliche Studien treiben. Und so wird die Hochschule für Gentlemen doch schließlich nicht nur der Allgemeinbildung, sondern zugleich der nichttechnischen Fachbildung dienen.

Dadurch, daß alles Technische ausgeschlossen bleibt und eine Mehrheit von Collegestudenten auch heute noch nur allgemeine Bildung sucht, vor allem auch durch die historische Tradition und durch die soziale Ausgestaltung, bleibt nun aber trotz alledem das College in erster Linie der Platz für die Vertiefung und Veredlung der Persönlichkeit, der Platz, an dem der junge Amerikaner die reichsten, glücklichsten Jahre seines Lebens hinbringt, wo sich die Freundschaften und geistigen Neigungen fürs ganze Dasein gestalten, wo die Enge der Schule überwunden ist und die Enge der Berufsausbildung noch nicht begonnen hat, wo alles weit und frei und sonnig ist. Nur auf dem College ruht für den Amerikaner der Zauber des akademischen Lebens; der Collegestudent allein ist der Träger des eigentlichen Studentenlebens. Die Studierenden in den vier Fachfakultäten sind darüber hinaus; etwa wie in Deutschland die Medizinstudenten der letzten klinischen Semester. Das College ist die Seele der Universitäten, das College ist heute mehr als je zuvor die Seele der ganzen Nation.

Nur eines noch sei erwähnt, und dann sind alle entscheidenden Faktoren zusammengetragen. Wir sahen, daß die Fachschulen und die Bildungshochschulen zunächst gesonderte Ausgangspunkte haben und zunächst tatsächlich getrennt sind. Die geschichtliche Entwicklung mußte es mit sich bringen, daß sie stetig mehr sich aneinander anschließen und zusammenwachsen. Das College bleibt dabei die dem Ganzen den Namen gebende Grundlage; die Fachfakultäten gruppieren sich um das College, aber eine gemeinsame Verwaltung hält sie zusammen. Dabei ergeben sich gewisse lokale Schwierigkeiten. Ein College gehört der ursprünglichen Idee nach in einen kleinen ländlichen, hübsch gelegenen Platz; der junge Mann soll sich von den gewohnten Verhältnissen ablösen und, wie nach Jena oder Marburg oder

Göttingen, so nach Princeton oder New-Haven oder Leland Stanford ziehen, fern von der Großstadt, in die kleine Welt, die nur vom Ruhm der großen Lehrer und vom Jugendglück vergangener Studentengenerationen durchleuchtet ist. Eine medizinische oder juristische Fachschule dagegen gehörte nach amerikanischen Begriffen in die große Stadt, wo das klinische Material reichlich zur Hand ist und die berühmten Anwälte in Fühlung mit den Gerichten sind. So kam es, daß das Auswachsen zu umfassenden Universitäten sich hauptsächlich dort günstig gestaltete, wo das College von vornherein einer Großstadt nahe lag, wie etwa das Harvard-College in Cambridge, das alle Reize der ländlichen Stille besaß und doch nur durch Brücken über den Charlesfluß von der Weltstadt Boston getrennt war. In neuerer Zeit freilich, da die idyllische Seite des Collegelebens überall zurücktritt und die äußere Ausstattung besonders der Laboratorien, Bibliotheken usw. überall ins Große gehen muß, da machen sich die natürlichen Vorteile der Großstadt auch für das Gedeihen des College bemerkbar, und so kommt es, daß die Institute der großen Plätze, wie Newyork, Baltimore, Chicago, San Franzisko, rascher innerlich wachsen, als manche in früherer Zeit berühmten Colleges in abgelegenen Orten.

An der Spitze der Verwaltung steht überall ein Präsident, ein Mann, dessen Funktionen zwischen denen eines Rektors und eines Kultusministers stehen, am ehesten vielleicht mit dem Kurator vergleichbar, aber doch sehr viel selbständiger, sehr viel monarchischer. In seiner Person ist tatsächlich die Exekutive der Universität konzentriert, und Aufschwung und Niedergang einer Anstalt sind in hohem Maße von seiner Amtsführung abhängig. In vergangenen Zeiten war es fast stets ein Theologe, der dann zugleich Professor der Moralphilosophie zu sein pflegte. Heute gilt das nur noch von kleinen ländlichen Colleges, und auch da verschwindet diese puritanische Tradition desto mehr, je stärker die finanziellen und administrativen Probleme in den Vordergrund treten. Die großen Universitäten haben neuerdings durchweg Professoren der philosophischen Fakultät

an die Spitze gestellt. Meistens sind es Männer im großen Stil, und nur solche Männer taugen für das Amt, das zu den einflußreichsten und wichtigsten im ganzen Volksleben gehört. Die Stimmen von Männern wie Eliot in Harvard, Hadley in Yale, Butler in Columbia, Shurman in Cornell, Remsen in Johns Hopkins, Wheeler in California, Harper in Chicago, Jordan in Leland Stanford, Wilson in Princeton u. a. m. werden in allen Fragen des öffentlichen Lebens weit über den Kreis der Unterrichtsfragen hinaus im ganzen Lande zu hören verlangt.

Der Universitätspräsident ist lebenslänglich vom Verwaltungsrat angestellt, einer obersten Behörde von Männern, die im unbesoldeten Ehrenamt die Geschicke der Universität leiten, gewissermaßen dem Präsidenten gegenüber den Universitätskongreß darstellen, Anstellungen bestätigen, Ausgaben regeln und das äußere Leben der Universität theoretisch beherrschen, so sehr sie auch praktisch naturgemäß den Vorschlägen der Fakultäten folgen. Der Lehrkörper setzt sich überall aus ordentlichen Professoren, außerordentlichen Professoren (assistant professors) und Instruktoren (instructors) zusammen; sämtliche sind auf ihr regelmäßiges Gehalt angewiesen, Collegiengelder kennt man nicht, unbesoldete Dozenten im Stil der deutschen Privatdozenten sind im wesentlichen unbekannt. Überall gruppiert sich der Unterricht in Jahreskurse, nicht in Semester; das akademische Jahr beginnt Ende September und schließt Ende Juni.

Der Student bleibt während der vierjährigen Collegezeit mit Vorliebe seinem einen College treu; ist es ein niedrigstehendes, so geht er wohl, nach der Graduierung, noch in ein höheres über. Auch wer eine Fachschule einmal gewählt hat, kehrt gewöhnlich bis zum Abschluß der Studien zu ihr zurück. Nur in der Graduate school, der philosophischen Fakultät, wird das Wandern in deutscher Art immer mehr Mode; man geht für ein Jahr hierhin, für ein Jahr dorthin, um die besten Spezialisten im Fach zu hören. Der Student bezahlt, außer an den westlichen Staatsanstalten,

eine runde Summe für das akademische Jahr, an den größern Instituten hundert bis hundertfünfzig Dollars. In den kleinern Colleges ist der vierjährige Studiengang im wesentlichen ein vorgeschriebener Weg; nur im letzten Jahr wird dann eine gewisse Freiheit der Wahl gelassen. Je höher das College in der Stufenleiter steht, desto mehr nähert es sich universitätsartigem Vorlesungsprogramm, und in den höchststehenden Colleges ist der Student von Anfang an unbeschränkt in der Auswahl der Studien.

Weniger bekannt ist dagegen die Freiheit der Wahl zwischen Studieren und Schwänzen; der Student kann sich seine Vorlesungen wählen, muß aber eine bestimmte Zahl Vorlesungen als Mindestmaß besuchen und muß meist durch halbjährige Examina nachweisen, daß er sie erfolgreich besucht hat. Die Examina für die einzelnen Collegien treten im College an die Stelle eines Schlußexamens; den degree erhält derjenige, der in einer bestimmten Zahl von Collegien die schriftlichen Prüfungen bestanden hat. Dabei erstrecken sich die Prüfungen aber nicht nur auf das mündlich Vorgetragene, sondern zugleich auf die dem häuslichen Studium überlassenen Lehr- und Quellenbücher. Ursprünglich wohnten die Studenten in den Collegegebäuden. Mit dem Wachstum der Institute ist dieser Faktor des Collegeeinflusses zurückgetreten; in den größern Universitäten ist der Student in seinem persönlichen Leben so frei wie der deutsche, aber Wohnung in Collegeräumen bleibt auch da noch das Beliebteste, da durch das Zusammenwohnen das akademische Leben an sozialem Reiz gewinnt.

Um von dem Schema zur konkretern Anschauung überzugehen, sei vielleicht mit ein paar Strichen das Bild der Harvard-Universität gezeichnet, der ältesten und größten Hochschule des Landes. Im Jahre 1636 gründete die Kolonie Massachusetts ein kleines College in der Nähe der kurz zuvor entstandenen Stadt Boston; der Platz wurde Cambridge genannt zur Erinnerung an das College in England, in dem viele der Kolonisten ihre Erziehung erhalten hatten. Als 1638 ein junger englischer Prediger John Harvard der kleinen

Hochschule sein halbes Vermögen hinterließ, beschloß man, das College nach seinem ersten Wohltäter zu nennen. Der Staat hatte 400 Pfund, John Harvard etwa 800 Pfund gegeben; das Schulhaus war ein einzelnes kleines Gebäude; die Zahl der Studenten die einer kleinen Schule mit ein paar Predigern als Lehrer. An derselben Stelle steht heute die Harvard-Universität als eine Stadt in der Stadt, mit einem halben Hundert stolzer Gebäude, mit 550 Dozenten, mit über fünftausend Studenten, mit einem regelmäßigen Jahresbudget von anderthalb Millionen Dollars und im Genuß von Schenkungen, die Jahr für Jahr Millionen zum Besitz hinzufügen.

Und dieses Wachstum war ein äußerlich und innerlich stetiges durch eigne Kraft und in Freiheit, so recht, wie es dem Geist der amerikanischen Institutionen entspricht. Seit die Kolonialregierung im siebzehnten Jahrhundert der neuen Anstalt eine Oberbehörde von sieben Mann gab, die sogenannte „Corporation", hat ohne Unterbrechung bis auf den heutigen Tag jene kleine Behörde sich durch Cooptation selbst ergänzt, und ohne die Verfassung prinzipiell zu ändern, hat sie die Stätte des Puritanertums zum Schauplatz der freiesten Forschung, die Schule zur Weltuniversität entwickelt.

Heute wie damals steht an der Spitze eine siebengliedrige Oberbehörde, deren Mitglieder auf Lebenszeit gewählt sind; ihr anzugehören gilt als eine der höchsten Ehren. Daneben steht der Aufsichtsrat aus dreißig Mitgliedern, gewählt von den Graduates, den „alten Herren", aus ihrer eignen Mitte. Jeden Juni werden fünf Mann auf sechs Jahre in den Aufsichtsrat gewählt; jeder Harvard-Mann, für den fünf Jahre verflossen, seit er den A. B., den Bachelor of Arts erhielt, hat aktives und passives Wahlrecht. Jede Anstellung und Neugestaltung muß vom Aufsichtsrat bestätigt werden. Auch in diese unbesoldete Behörde werden nur die besten Söhne der alma mater gewählt. So hat die Universitätsverwaltung ein Oberhaus und ein Unterhaus, und es ist klar, daß mit so festgefügter Selbstverwaltung das Geschick der Universität besser gehütet ist, als wenn Anstellungen und Ausgaben

von den Launen und politischen Einflüssen der parteipolitischen Staatslegislatur abhängig wären. Eben deshalb hat seit nunmehr fast hundert Jahren Harvard auch den kleinsten, früher üblichen Staatszuschuß verschmäht. Anderseits wäre es irrtümlich, zu glauben, daß, etwa Deutschland gegenüber, die Selbstverwaltung der Universitäten ein größeres administratives Recht der Professoren bedeute; sind auch beispielsweise bei Neubesetzungen oder Beförderungen die Ratschläge der Professoren praktisch maßgebend, so kommt doch offiziell den Verwaltungsbehörden keinerlei Verpflichtung zu, sich an die Vorschläge der Fakultäten zu binden, und seltsamerweise sind die Professoren und Dozenten die einzigen Harvard-Graduates, deren aktives und passives Wahlrecht zum Aufsichtsrat erlischt.

Präsident ist Charles W. Eliot, die hervorragendste und einflußreichste Persönlichkeit im geistigen Leben Amerikas. Eliot, vom alten puritanischen Neu-Englandstamm, war ein junger fünfunddreißigjähriger Chemieprofessor, dessen Aufsätze über Unterrichtsmethoden, und dessen Organisationstalente die Aufmerksamkeit erregt hatten, als die Behörde, trotz lebhaftestem Widerspruch, mit sicherm Instinkt ihn 1869 in das hohe Amt berief. Es wäre übertrieben, zu sagen, daß Harvards Riesenentwicklung in den drei Jahrzehnten Eliots Werk sei; jene Entwicklung ist vor allem Ausdruck des gewaltigen Fortschrittes, den das Geistesleben des ganzen Landes erlebte. Daß aber Harvard in jener Zeit des allgemeinen akademischen Fortschrittes stets die erste Rolle behauptete, war sicherlich Eliots Verdienst. Und mehr noch: wenn Harvards Fortschritt zum Teil durch das wissenschaftliche Aufwachen des ganzen Landes erfolgte, so kam diese neue Zeit für Amerika nicht zum mindesten durch Präsident Eliots Arbeit, dessen Einfluß weit über die Grenzen von Neu-England hinauswuchs und auch weit über die Universitätssphäre hinaus das ganze Unterrichtsleben des Landes durchdrang. Ein Mann für die Masse war er freilich nie; seine ruhige, abwägende Reserviertheit hat etwas Abkühlendes. Wenn er trotzdem heute bei ernsten Anlässen der

gefeiertste Redner zu sein pflegt, so bekundet das einen Triumph der klaren sachlichen Diktion über die Künste des tönenden Rhetors. Im ganzen Lande gilt er als der unerreichte Meister des kurzen prägnanten Ausdruckes.

Seine Lebensarbeit war nicht sprunghaft getan und nicht durch plötzliche Reformen. Was not tat, war die geduldige Energie, die furchtlos an dem als richtig erkannten Ziel festhält und langsam, ganz langsam vorwärts schiebt. Jahr für Jahr hat er im lokalen Wirkungskreis und dadurch indirekt im ganzen Lande die Eintrittsbedingungen für das College und für die Fachschulen in die Höhe geschraubt, bis heute nun sämtliche Fachfakultäten in Harvard die volle Collegebildung voraussetzen, hat das College selbst in eine moderne Hochschule umgewandelt, in der jeder Student vollkommen frei seinen Studiengang wählen kann, und hat den Geist der vorurteilslosen Forschung im ganzen Umkreis der Universität für alle Zeiten heimisch werden lassen. Hat sich doch selbst die theologische Fakultät unter seinem Einfluß aus einer sektenmäßig unitarischen in eine allgemein christliche umgewandelt, in der zünftige Prediger aller Sekten ihre Vorbildung finden können. Und der unerschrockene Kämpfer ist auch heut noch, da er das siebzigste Jahr vollendet hat, mit jugendlicher Kraft der Führer zu neuen Zielen. So wie er in das College die Möglichkeit freiester Spezialisierung eingeführt hat, so sieht er deutlich, daß, wenn Collegebildung von jedem künftigen Fachstudenten verlangt werden soll, der Collegekursus von vier auf drei Jahre verkürzt oder richtiger zusammengedrängt werden muß. Die Opposition ist tausendfach. Alle Traditionen und so viele Scheingründe scheinen dagegen zu sprechen; aber schon kann der begabtere Student mit gutem Willen den Harvard A. B. nach drei Jahren erreichen; in wenigen Jahren wird es nicht mehr die Ausnahme, sondern die Regel sein, und ein paar Jahre später wird das ganze Land der zeitgemäßen Reform wieder folgen.

Gewiß hat zu dem äußern Erfolg seiner Ideen die weithin sichtbare Stellung beigetragen, die er seit fünfunddreißig

Jahren einnimmt und die ihm eigenartigen Einfluß auf das akademische Leben sichert. Entscheidend blieb aber doch die Persönlichkeit, die aus jenem Holz geschnitzt ist, aus dem man in Europa die hervorragendsten Minister macht. Er ist enthusiastisch und doch konservativ, mutig und doch duldsam, ja, stets gern bereit, den Widerspruch auch des jüngsten Dozenten hinzunehmen, religiös und doch begeisterter Anhänger der modernen Naturwissenschaft. Vor allem ist er durch und durch aristokratisch, denn nur an der einzelnen begabten tüchtigen Persönlichkeit, nicht an der Masse, hängt sein Interesse, und der Gedanke von der Ungleichheit der Menschen ist der Angelpunkt seines ganzen Bemühens; und doch ist er auch durch und durch demokratisch, denn alles liegt ihm daran, daß der Tüchtige auch aus den untersten Schichten des Volkes heraufdringen kann. Wie nie zuvor hat Harvard jetzt seine Wurzeln ins ganze Land gesenkt, um seine geistigen und sittlichen Kräfte aus dem Grund und Boden der ganzen Nation zu gewinnen.

Unter dem Präsidenten stehen die Fakultäten, mit Dekanen an der Spitze. Bei weitem am größten ist die „Fakultät der Künste und Wissenschaften", die philosophische Fakultät, deren Mitglieder die Collegien sowohl für das College wie für die Graduate school halten. Eine scharfe Scheidung existiert nicht; das Vorlesungsverzeichnis besagt nur, daß gewisse Anfängervorlesungen nur für jüngere Collegestudenten berechnet sind und daß gewisse Collegien für Vorgeschrittene, vor allem aber die Seminarien und wissenschaftlichen Untersuchungen in den Laboratorien nur den Studenten der Graduate school offen stehn; was dazwischen liegt, ist gemeinsames Terrain.

Die Fakultät umfaßt wie überall ungleiches Material, eine Reihe der bedeutendsten Gelehrten, daneben andre, die in erster Linie hervorragende Lehrer sind. Im allgemeinen gehört die ältere Generation der Zeit an, in der die Lehrtätigkeit wichtiger schien als die Gelehrtenarbeit, die mittlere Generation ist dagegen mit vollem Herzen bei produktiver Forschung. Die jüngste Generation der Dozenten scheint ge-

spalten; der eine Teil erfüllt vom Ideal der schöpferischen Untersuchung, der andre Teil in der Stimmung der Reaktion gegen die moderne Überschätzung der Spezialistenarbeit, mit der Tendenz, wieder die idealistische Seite der akademischen Tätigkeit, die schöne Form und den humanistischen Bildungswert gegenüber der trockenen Kleinarbeit, zu betonen. Man hält die letztere für Ergebnis spezifisch deutschen Einflusses und verlangt demgegenüber nach der französischen Politur und dem englischen wissenschaftlichen Gentlemandilettantismus. Da man dabei aber nicht an das Wesen, sondern an die Auswüchse der deutschen Arbeit denkt, und da vor allem nur die wirkliche Forscherarbeit zu Leistungen führen kann, die zu einer Berufung in höhere akademische Stellungen berechtigen, so liegt kein Grund zur Furcht vor, daß jene Reaktionsstimmung schädigend nach oben dringen wird. Als Mahnung gegen die Verknöcherung des Wissenschaftsbetriebes wird solche Bewegung ihren Segen bringen; besonders das College würde seinen Idealen untreu werden, wenn es das Menschliche über dem Sachlichen vergessen wollte.

Die Vorlesungen folgen natürlich dem Prinzip weitestgehender Spezialisierung, und wer den Jahresbericht liest, sieht vielleicht mit Verwunderung, wie viele sich für Assyrisch oder Isländisch, für Altbulgarisch oder Mittelirisch einfinden. Dieselbe Spezialisierung ist bis in die Seminarien für die ältesten Semester durchgeführt; so gibt es beispielsweise im engern Gebiet der Philosophie ein ethisches, ein psychologisches, ein metaphysisches, ein logisches, ein soziologisches, ein pädagogisches, ein griechisch-philosophisches und ein neuphilosophisches Seminar unter acht verschiedenen Professoren. Am schmalsten sieht es in der theologischen Fakultät aus; trotz hervorragendster Lehrkräfte bleibt der Besuch dürftig, da der objektiv wissenschaftliche Charakter nicht recht in Harmonie ist mit dem strengen Sektenwesen der amerikanischen Kirchen. Um so beliebter ist die juristische Fakultät, die anerkannt bedeutendste in der englisch sprechenden Welt. Die Verschiedenheit des englisch-

amerikanischen Rechtes vom römisch-deutschen bringt es mit sich, daß der ganze Aufbau und die Methode des Studiums hier am stärksten von der deutschen abweicht. Das Recht wird vom ersten Schritt an aus praktischen Fällen entwickelt, die Einführung dieses „Fallsystems" im Gegensatz zu dem üblichen Lehrbuchsystem bedeutete den entscheidenden Fortschritt, der den Ruhm der juristischen Fakultät begründete, und der allmählich an den führenden Rechtsschulen nachgeahmt wurde. Der juristische Studiengang ist dreijährig, und jedes Jahr hat seine vorgeschriebenen Collegien; ins erste Jahr beispielsweise fallen Kontraktrecht, Strafrecht, Eigentumsrecht und Zivilprozeß. Vielleicht noch charakteristischer weicht die Methode von der in Deutschland üblichen dadurch ab, daß vom ersten Tage an nirgends schärfer gearbeitet wird als unter den Juristen. Die jungen Leute haben die flotte Collegezeit hinter sich, und wenn sie ihre Studien nun vom ulmenbeschatteten Collegehof nach der Austinhall, dem juristischen Collegiengebäude verlegen, so treten sie ins ernste Leben ein. Im obern Stockwerk ist für die Studenten ein mächtiger Lesesaal mit einer juristischen Handbibliothek von über 60000 Bänden; noch spät am Abend findet man den Saal oft dicht besetzt und die Studenten so stramm bei der Arbeit, als wären es junge Anwälte, die emsig um ihre Praxis besorgt sind.

Der deutschen Art viel ähnlicher ist der vierjährige medizinische Studiengang, und doch sind zunächst die Unterschiede in die Augen springend. Die medizinische Fakultät von Harvard, die der städtischen Krankenhäuser wegen in Boston selbst, nicht in Cambridge ihren Sitz hat, befindet sich halbwegs im Umzug; bereits wird an einem neuen medizinischen Viertel mit modernsten Millionenpalästen gebaut. In ähnlicher Weise hat der Studiengang selbst wohl etwas Provisorisches; man steht mitten im Experimentieren. In der ganzen Welt hat ja der erstaunliche Fortschritt der Medizin neue Universitätsprobleme geschaffen; es scheint unmöglich, das ganze Gebiet zu beherrschen, und die Ausdehnung der Studienzeit hat ihre Grenzen. Mit der Lösung dieser

Probleme in Deutschland ist man nicht ganz einverstanden. Zunächst glaubt man in den neuesten Reformversuchen an das Prinzip der größtmöglichen Konzentration. Der Student soll einige Monate lang von früh bis spät nur Anatomie treiben, anatomische Vorlesungen hören, sezieren, mikroskopieren, dann monatelang von früh bis spät nur Physiologie, und so fort. Zweitens soll alles sich aus der Anschauung entwickeln; fällt beispielsweise der deutsche Physiologieunterricht im wesentlichen in die Vorlesung, so muß jeder Harvardmediziner nunmehr in der physiologischen Periode 180 Stunden an vorgeschriebenen Experimenten arbeiten, so daß auf jede Collegstunde zweistündiges Experimentieren folgt. Dabei ist der Amerikaner in gewissen Gebieten des Anschauungsunterrichtes, vor allem in der pathologischen Anatomie, entschieden im Nachteil gegenüber Deutschland, da das Leichenmaterial für Autopsien knapper ist; Volksgefühl und demokratisches Bewußtsein sträuben sich gegen die Idee, daß, wer im öffentlichen Krankenhaus stirbt, dem Seziermesser verfallen ist. Die klinische Anschauung wird übrigens nicht in besonderen Universitätskliniken, sondern in den großen städtischen Hospitälern gewonnen; sämtliche leitende Ärzte dort sind verpflichtet, praktischen Demonstrationsunterricht zu erteilen. Schließlich versucht man in wachsendem Maße, auch dem Medizinstudium eine gewisse Beweglichkeit zu geben, mit andern Worten, das Spezialisieren ziemlich früh zu ermöglichen. Die naturwissenschaftlichen Fächer, vor allem Laboratoriumsstudien in Chemie, werden beim Eintritt in den Medizinkursus vorausgesetzt. Innerlich ist das Medizinstudium in Harvard dem deutschen sehr ähnlich und wird es täglich mehr; an der amerikanischen wie an der deutschen Universität haben das Mikroskop und das Reagenzglas über die Medizinflasche gesiegt.

Harvard hat etwa fünftausend Studenten. Wer Eintritt sucht, muß im Sommer ein sechstägiges schriftliches Examen bestehn, das in etwa vierzig Plätzen des Landes unter der Aufsicht von Universitätsbeamten abgehalten wird. Wer von andern Universitäten kommt, wird nach dem Stufenwert

des betreffenden Institutes genau klassifiziert. Die geforderte Arbeitsleistung läßt sich nun leicht übersehen. Der in Deutschland unbekannte Grundtypus ist der, daß jede Vorlesung am Ende des Jahres ein dreistündiges schriftliches Examen verlangt, und nur, wer das Examen besteht, hat ein Recht, die betreffende Vorlesung angerechnet zu erhalten. Wer in den vier, eventuell drei Collegejahren achtzehn, das ganze Jahr füllende dreistündige Kollegien absolviert, erhält den Bachelordegree. In der Praxis freilich gestaltet sich die Sache ungeheuer kompliziert, aber ausgedehnte, administrative Maschinerie erledigt jeden Fall mit Sicherheit. In der juristischen und medizinischen Fakultät hängt alles von festen Jahresprüfungen ab, in der philosophischen Fakultät führen die Studien zwei, meistens aber drei Jahre nach dem Bachelor zum philosophischen Doktor; die Anforderungen für den Doktor gehen in vielen Fächern über die der deutschen Universitäten hinaus und stehen zwischen dem deutschen Doktor- und Habilitationsexamen.

Der graduierte Student arbeitet fleißig das ganze Jahr hindurch. Die Collegestudentenschaft umfaßt verschiedene Typen; ein Teil arbeitet nicht weniger fleißig als der Fachstudent, und ein andrer Teil, nicht der schlechteste, würde solche Zumutung als Beleidigung ansehen. Der ist nicht im College, um Tatsachen zu lernen, sondern um in der Atmosphäre von Harvard „reflektierend zu assimilieren". Gewiß gehört dazu die Vorlesung enthusiastischer Professoren und ein gutes Buch, und doch, wer kann da sagen, daß die Stunden im Klub und auf dem Fußballfeld, beim Theaterspiel und im Bostoner Salon, im Ruderboot und zu Pferde weniger mitgeholfen? Vor allem dürfen die langen Gespräche über Gott und die Welt, besonders die literarische und athletische Welt, nicht fehlen, Gespräche, während deren man auf der Erkerfensterbank beim Klubfreund auf den harvardfarbenen dunkelroten Seidenkissen liegt und eine Zigarette nach der andern verglimmen läßt. Harvard hat im ganzen Land den Ruf, die Universität des reichen Mannes zu sein, und gewiß leben dort Hunderte in einem Luxus, an

den ein deutscher Korpsstudent nicht denken würde. Aber nicht geringer ist die Zahl derer, die mit bescheidensten Mitteln sich durchschlagen, sich vielleicht den Lebensunterhalt selbst verdienen müssen oder auf Stipendien angewiesen sind. Ein systematisches Kollegschwänzen ist unbekannt, und ebenso spielen das Trinken und Kartenspiel keine Rolle; die spezifisch studentische Kraft entladet sich vor allem im Sport, der seine unvergleichliche Gewalt über die Geister durch die freundschaftliche Rivalität zwischen den Studentenschaften der verschiedenen Colleges gewinnt. Wenn etwa im November das Fußballspiel zwischen Harvard und Yale stattfindet, oder im Juni das Baseballspiel oder das Wettrudern, so sind das nationale Ereignisse, zu denen Dutzende von Extrazügen viele Tausende von Gästen bringen. Der Sport ist es denn auch, der, nächst dem Bewußtsein der historischen Tradition, am festesten die Studentenschaft zusammenbindet, und zwar am engsten diejenigen, die zur selben „Klasse“ gehören, d. h. die im selben Jahre ihren A. B. erhalten. Immer wieder kehren ihr Leben lang die Harvardleute nach Boston zurück, um die alten „Klassengenossen“ beim jährlichen Gelage wiederzusehen; sie wissen, ein Harvardmann sein, heißt fürs ganze Leben der Ehrengarde der Nation angehören. Für Harvard werden sie einstehen, dorthin werden ihre Söhne gehen, dorthin werden sie mit vollen Händen von ihrem Überflusse geben.

Harvard spiegelt alle Interessen der Nation und alle ihre sozialen Gegensätze; es hat seine politischen, seine religiösen, seine literarischen, seine musikalischen Klubs, seine wissenschaftlichen und sozialen Vereine, hat seine tägliche, nur Harvardverhältnisse diskutierende Zeitung, von Studenten herausgegeben, und drei studentische Monatsschriften, hat öffentliche parlamentarische Debatten der ernstesten Art und mit besonderer Vorliebe studentische Operettenvorstellungen der tollsten Art, und tausenderlei Individualitäten leben sich aus in jener Stadt von Vorlesungshallen und Laboratorien, Museen und Bibliotheken, Festhallen und Klubgebäuden, die da hingestreut sind im alten Ulmenpark. Ein jeder kam

6*

mit der jugendlichen Sehnsucht nach dem Großen zum erstenmal in diese Hallen, in denen so viele Führer des Gedankens lehrten und so viele große Männer der Tat ihre Lehrjahre zugebracht, und jeder ging als ein Besserer und Stärkerer wieder in die Welt hinaus.

Eines, das deutsche Besucher am ehesten im Hörsaal der amerikanischen Universität zu sehen erwarten, fehlt in Harvard. Es gibt keine Studentin. Besonders vorgeschrittene graduierte Frauen können zu den Seminarien und zu wissenschaftlichen Untersuchungen im Laboratorium zugelassen werden, aber im College sind sie ausgeschlossen; in Yale, in Columbia, in Princeton, in Johns Hopkins ist es nicht anders. Harvard hat natürlich nicht das geringste gegen Frauenstudium, nur Harvard selbst ist ein Institut für Männer. Freilich kommen die Lehrkurse der Universität auch den Frauen zugute; nur einen Steinwurf weit vom Harvardportal steht Radcliffecollege, ein Frauencollege, an dem nur Harvarddozenten im Nebenamt unterrichten dürfen; nicht wenige Professoren wiederholen dort ihr ganzes Kolleg.

Das Bild der größten Universität muß hier als typisch für alle stehen, und doch hat zweifellos jede der großen Hochschulen ihre eignen charakteristischen Züge. Sucht Harvard eine Synthese der humanistischen und der spezialistischen Arbeit, so steht Johns Hopkins durchaus auf der einen, Yale, und mit bescheideneren Mitteln, Princeton im wesentlichen auf der andern Seite. Johns Hopkins in Baltimore ist eine Stätte der produktiven Forschung und auf dem Gebiet der Naturwissenschaften und Medizin ist Johns Hopkins dem Lande mit glänzendem Beispiel vorangegangen. Yale in New-Haven steht in erster Linie für Kultur und persönliche Entwicklung, wenn auch so mancher glänzende Gelehrtenname an Yales Firmament leuchtet. Columbia in Newyork gewinnt seinen eigenartigen Charakter durch den Hintergrund der Weltstadt, und zwar in viel stärkerem Maße als die Universität in Chicago, die an der äußersten Peripherie der Riesenstadt sich ein idyllisches Sonderdasein ge-

schaffen hat. Chicago und die Cornell-Universität in Ithaka, die Universität von Pennsylvania, Ann Arbor in Michigan, Berkeley und Stanford in California sind die bedeutendsten im Kreise der Institute, die auch den Frauen offen stehen und dadurch von den östlicheren Großplätzen sich schon äußerlich unterscheiden.

Das männliche Studentenmaterial der westlichen Plätze hat etwas weniger Politur, ist aber sicherlich nicht weniger fleißig; der westliche Student kommt meist aus ärmlicheren Verhältnissen und ist deshalb weniger sorglos bezüglich seiner Zukunft. Der Student von Ann Arbor, Minnesota oder Nebraska verhält sich sozial zu dem von Yale oder Princeton, wie sich der Königsberger oder Breslauer zum Heidelberger oder Bonner Studenten verhält. Dazu kommt nun aber gleichzeitig ein niedrigeres Niveau der schulmäßigen Vorbildung; die westlichen Institute müssen sich notwendig mit bescheideneren Eintrittsbedingungen zufrieden geben, und der Süden hat vorläufig überhaupt keine Hochschulen, die sich ernsthaft mit den großen Universitäten des Landes vergleichen lassen.

Die nächst Harvard älteste der bestehenden Universitäten ist Yale, das kürzlich sein zweihundertjähriges Jubiläum gefeiert, und dann kommt Princeton, dessen Gründung in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts fällt. Yales Gründung war ein Protest gegen die liberale Richtung von Harvard; das orthodoxe Puritanertum war in Harvard zurückgedrängt und schuf sich in der Kolonie von Connecticut einen geschützteren Standort. Dabei war die Masse der Bevölkerung sicherlich auf der Seite der Kirche; Harvards freier Geist war zu fortgeschritten für die Menge, und so blieb es gewissermaßen durch die Jahrhunderte, und darin lag Yales Stärke. Yale war bis vor kurzem der populärere Platz der Nation, der demokratische gegenüber dem als aristokratisch verdächtigten Harvard, der religiöse gegenüber dem freigeistigen, der konservative gegenüber dem progressiven. Eine Zeitlang schien es, als ob der Widerstand gegen den modernen Geist der Forschung Yales Bedeutung beeinträch-

tigen wollte, und langsam glitt es von seinem historischen zweithöchsten Platze in der Skala herab; neuerdings aber, unter seinem jungen Präsidenten, dem reichbegabten Nationalökonomen Hadley, macht es heroische Anstrengungen, das Verlorene wiederzugewinnen.

Auch die Geschichte der Columbia-Universität in Newyork beginnt bereits 1754; damals war es Kings College, das nach dem Unabhängigkeitskrieg in Columbia College umgetauft wurde. Die eigentliche Größe von Columbia beginnt aber erst mit den letzten Dezennien, und geradezu beispiellos wurde die Entwicklung, als unter dem Präsidenten Seth Low die berühmten medizinischen, juristischen und staatswissenschaftlichen Fakultäten sich enger an das College anschlossen, die Schule der Graduierten sich organisierte, das College für Pädagogik emporwuchs, die gesamten Eintrittsbedingungen gehoben wurden und auf der Höhe von Morningside die Universität ein neues prächtiges Quartier bezog. Als dann nach zehnjähriger mustergültiger Leitung Seth Low die Universität verließ, um im Dienst der Reformpartei Oberbürgermeister von Newyork zu werden, da trat mit Butler ein Präsident an die Spitze, der seit jungen Jahren ungewöhnliches Verwaltungstalent bewiesen hatte, und der, als langjähriger Leiter der besten pädagogischen Zeitschrift, aufs genaueste mit den Bedürfnissen des Hochschulunterrichts vertraut ist. Alle günstigen Chancen sind heute auf Columbias Seite; wenn nicht die Zeichen trügen, so wird Columbia bald neben Harvard an der Spitze stehen. Während Harvard und Yale, Princeton, Pennsylvania und Columbia die vorzüglichsten Schöpfungen der Kolonialzeit waren, sind Johns Hopkins und Chicago, Cornell und Leland Stanford die Hauptrepräsentanten der aus großen Privatvermächtnissen in neuerer Zeit gegründeten Institute; die Staatsuniversitäten von Michigan, Wisconsin, Nebraska, Minnesota und California können schließlich als die bedeutendsten öffentlichen Staatsanstalten gelten.

Johns Hopkins war ein schlichter Eisenbahnpräsident, der 1873 in hohem Alter starb und sieben Millionen Dollars

für eine Hochschule und ein Krankenhaus in seinem Wohnort Baltimore hinterließ. Der Verwaltungsrat wählte Gilman zum Präsidenten, und es ist Gilmans unvergängliches Verdienst, daß er das schuf, was Amerika in jener Werdestunde am nötigsten hatte: eine Hochschule, die ihre ganze Kraft auf die strengste und höchste wissenschaftliche Forschung konzentrierte, ohne Konzession an den englischen Collegegeist, ohne Versuch, in die Breite zu wirken, ohne Bemühen, etwa eine juristische oder theologische Schule auch noch anzukleben. Es galt, wirklich hervorragende Spezialisten als Lehrer in der philosophischen und medizinischen Fakultät zu gewinnen, Musterlaboratorien und Musterseminarien einzurichten, sie mit den vorgeschrittensten Studenten zu füllen und allen Eifer auf die wissenschaftlich literarische Produktion zu verwenden. Und dieser Versuch gelang meisterhaft. Heute ist es jedem deutlich, daß die Weiterentwicklung der amerikanischen Hochschulen nicht den Weg der reinen spezialistischen Fachschule suchen wird, sondern stets die Kulturideale des College mit den Forschungsidealen vereinigen wird und soll. Damals aber, als der neue, von Deutschland importierte Geist sich gerade durchzusetzen begann, da war es von größtem Wert, daß ein solches Institut sich völlig bewußt und von Traditionen ungehindert in den Dienst derjenigen Methode stellte, die nur den künftigen Gelehrten in die Geheimnisse der Werkstatt einführen will. Seit Gilman kürzlich zurücktrat, ist der berühmte Chemiker Ira Remsen an seine Stelle getreten. Ein verdienstvoller Johns Hopkins-Professor, Stanley Hall, hat später mit den Millionen des Philanthropen Clark in viel bescheideneren Grenzen einen ähnlichen Versuch im Städtchen Worcester unternommen; seine Clark-Universität ist ein Torso geblieben, hat aber die Impulse zur produktiven Wissenschaft in mancher Richtung ebenfalls gefördert.

Cornell-Universität, im Jahre 1868 aus dem Vermögen von Ezra Cornell im Städtchen Ithaka gegründet, vertritt nahezu das entgegengesetzte Ziel; es galt eine Hochschule für das Volk zu schaffen, wo jeder jedes für seine Aus-

bildung lernen könne. Hier war dem utilitaristischen Geist ein großartiges Heim geschaffen; der echt amerikanische Geist rastloser Selbstbetätigung hat in der akademischen Welt vielleicht keinen charakteristischeren Ausdruck gefunden, als in diesem krafterfüllten Hause der Wissenschaft. Der erste Präsident war der Historiker Andrew D. White, der später zu segensreichem Wirken als Botschafter nach Berlin ging. Heute steht der Philosoph Schurman an der Spitze, dessen Streifzüge in die Kolonialpolitik weithin bekannt sind. Was Cornell im Osten vollbrachte, hat der kalifornische Senator Stanford für den äußersten Westen angestrebt, als er, in Erinnerung an seinen verstorbenen Sohn, sein ganzes Vermögen zur Gründung einer Hochschule in der Nähe von San Franzisko verwandte. Leland Stanford University ist dem Kapitalvermögen nach wohl die reichste Hochschule des Landes. Für den innern Wert sagten die dreißig Millionen Dollars aber nicht viel, da der Westen auf die westlichen Studenten und im wesentlichen auch auf die westlichen Dozenten angewiesen ist, und sie nehmen muß, wie er sie findet. Trotzdem leistet die Universität unter der vielleicht zu energischen Leitung ihres Präsidenten, des Zoologen Jordan, in manchen Richtungen Vorzügliches. Während ihre Rivalin, die Staatsuniversität von California, am Golden Gate von San Franzisko, vielleicht die schönstgelegene Universität der Welt ist, kann Leland Stanford wohl beanspruchen, die malerischste Universität zu sein; es ist ein Traum von Stein, der da unter kalifornischen Palmen emporgewachsen ist.

Anders schließlich als alle andern, rühriger, lauter — die Verächter sagen: chicagoischer — ist die Universität von Chicago, in die der Petroleumfürst Rockefeller nun wohl schon ein Dutzend Millionen Dollars hineinfließen ließ, und Hunderte andrer Gönner halfen. Die Universität Chicago hat alles und kann alles; sie zahlt für ihre Hauptprofessoren die höchsten Gehälter im Lande, sie glänzt mit den größten Attraktionen, sie hat Platz für die Frauen, hat Platz für Sommergäste und für Schullehrer, die nur für ein paar Mo-

nate kommen, hat das reichste Programm für auswärtige Vorlesungskurse, hat organische Verbindung mit einer Unzahl kleinerer Colleges im Lande, hat Sternwarten auf den Bergen und Laboratorien an der See, und was sie heute noch nicht hat, wird sie morgen einrichten. Es ist fast unheimlich, wie geschäftig und übergeschäftig unter Harpers genialer Präsidentendiplomatie die Universität sich in wenigen Jahren entfaltet hat, aber Bewunderung muß man diesem Riesenwerk zollen. Ein Platz für ruhiges Ausreifen und stille vornehme Abklärung wie die ältesten östlichen Universitäten ist es vielleicht heute noch nicht, aber für rastlose Arbeit hat es wenige Rivalen in der Welt.

Johns Hopkins und Cornell, Stanford und Chicago wurden nach festem Plan in großem Stile einheitlich geschaffen; die Staatsuniversitäten dagegen haben sich, so wie die alten Institute der Kolonialzeit, langsam aus kleinen Colleges emporgearbeitet. Ihre Geschichte ist meistens ereignislos; ist ein stetiges, oft mühsames Indiehöheschrauben, das seine äußern Grenzen nicht nur in den Finanzen des Staates, sondern vor allem in den Schulverhältnissen der betreffenden Gegend fand. Die größte Staatsuniversität ist die von Michigan in Ann Arbor, nahe bei Detroit; rein ziffermäßig hat sie nächst Harvard die größte Studentenzahl. Eine ihrer Spezialitäten ist eine homöopathische Medizinfakultät neben der allopathischen.

Gänzlich verkehrt würde es sein, zu glauben, daß mit dem Aufblühen der großen und mittelgroßen Universitäten, die ja alle ihre Colleges mitumfassen, die kleinen Colleges ihre Rolle ausgespielt haben. Im Gegenteil, in gewissem Sinne hat das kleine, in ländlicher Abgeschlossenheit dahinlebende College gerade als Gegenstück zur großen Universität seine eigne Aufgabe gefunden. Nur in dem kleinen College kann der junge Student sich persönlich an den Professor anschließen und in seiner Individualität von der alma mater berücksichtigt werden; eines schickt sich nicht für alle, und nicht nur in denjenigen Gegenden, in denen das schlichte College das höchste zur Zeit erreichbare Unterrichtsniveau

darstellt, sondern auch in den Distrikten der reifsten Kultur ist das College für viele der gewinnreichste Bildungsplatz. So würden die Neu-Englandstaaten eine große Einbuße in ihrer Kultur empfinden, wenn die alten Colleges wie Brown und Amherst, Williams und Dartmouth ihre Studenten einfach an Harvard abtreten wollten.

Die Colleges erfüllen ihre Sondermission daher auch am besten, wenn sie nicht mehr scheinen wollen, als sie sind. Die Gefahr lag nahe, daß die Colleges sich zu verbessern glaubten, wenn sie bunte Schnitzel modernster Wissenschaft in ihren Lehrplan einführten und so ein gutes humanistisches College durch eine schlechte Universitätsimitation schädigten. Von einer scharfen Sonderung zwischen College und Universität kann und darf natürlich auch fernerhin aus allen den skizzierten Gründen keine Rede sein; es muß sich notwendig, wie wir sahen, um eine lange gleitende Skala vom kleinsten College bis zur größten Universität handeln. Daß viele der kleinen Institute gänzlich überflüssig und entwicklungsunfähig sind, steht fest, und so verschwinden denn auch jährlich einige von der Bildfläche oder verschmelzen mit andern. Viele sind lediglich Geschäftssache, und noch zahlreichere lediglich Sektensache; im allgemeinen aber besteht zwischen den Instituten ein gesunder Kampf ums Dasein, der die kräftigsten Anstalten zur Entwicklung bringt. Fraglicher erscheint das Existenzrecht für manche der kleinen, isoliertstehenden Fachschulen. Nicht wenige der besten medizinischen, juristischen und theologischen Fakultäten haben sich bereits an Colleges angelehnt, und das Zusammenwachsen der aus kleinsten Anfängen getrennt entstandenen Hochschulen zu organischen Universitäten ist, dem zentralisierenden Zug der Zeit gemäß, überall im Fortschreiten.

Viele der kleinern Institute sind, ebenso wie sämtliche Staatsanstalten, für beide Geschlechter offen; daneben aber gedeihen die besondern Frauencolleges. Die bekanntesten sind Bryn Mawr, Vassar, Wellesley, Smith, Radcliffe und Barnard. Barnard in Newyork steht zu Columbia im selben Abhängigkeitsverhältnis, wie Radcliffe zu Harvard. Jedes

dieser führenden Frauencolleges hat seine eigne Physiognomie und wendet sich in gewissem Sinne an einen besondern Typus junger Mädchen. Vassar, Wellesley, Smith und Bryn Mawr liegen in stillen, abgelegenen Kleinplätzen, und das vierjährige Zusammenleben von etwa je tausend blühender, lebenslustiger, junger Mädchen im Alter von achtzehn bis zweiundzwanzig Jahren in den parkumgebenen Collegehallen schafft eine kleine Welt von bestrickendem Zauber. Nur Bryn Mawr und Radcliffe legen ernstes Gewicht auf die vorgeschrittene kritische Arbeit der Graduierten; in Smith, Vassar und Wellesley handelt es sich im wesentlichen um Assimilation, und das Ziel liegt kaum höher als das deutsche Abiturientenexamen nebst vielleicht einem Semester in der philosophischen Fakultät. In Wellesley dozieren nur Frauen, in Bryn Mawr fast nur Männer, in Smith Männer und Frauen.

In der Sprache der Ziffern stellen sich die gesamten Verhältnissen folgendermaßen dar. Fassen wir einmal College und Graduate school als philosophische Fakultät zusammen, so studierten im Jahre 1900 auf je eine Million Einwohner in der philosophischen Fakultät 1308, in der juristischen 166, in der medizinischen 333, in der theologischen 106. Zehn Jahre früher waren die entsprechenden Zahlen 877, 72, 266, 112, und fünfundzwanzig Jahre früher 744, 61, 196, 120. Das Wachstum war also in den letzten zehn Jahren ein besonders schnelles; die Theologie freilich weist einen Rückgang auf. Betrachten wir zunächst die philosophische Fakultät genauer, so zeigt sich zunächst die überraschende Tatsache, daß in der letzten Dekade in der philosophischen Fakultät die männlichen Studenten um 61 %, die weiblichen aber um 149 % zugenommen haben. An Degrees wurden 1900 erteilt: Collegedegrees A. B. an Männer 5129, an Frauen 2140; B. S., der etwas tiefer stehende, ohne klassische Vorbildung erteilte Grad, an Männer 2473, an Frauen 591; der philosophische Doktor, Ph. D., an Männer 322, an Frauen 20. Das Privateigentum aller Colleges beziffert sich auf 360 Mill. Dollars; von denen 160 Mill. Geldbesitz. Das

Jahreseinkommen betrug, von einmaligen Geschenken abgesehen, 28 Mill., wovon etwa 11 Mill. aus Studentenhonorar stammte, etwa 7 Mill. aus dem Besitz, 7½ Mill. aus Regierungszuschüssen; der Student bezahlt also etwa 39% seiner Kosten. Die einmaligen größern Geschenke betrugen außerdem 12 Mill. Die Zahl der Colleges für Männer oder für beide Geschlechter war 480, für Frauen allein 141; die letztere Zahl besagt herzlich wenig, da bei den Mädcheninstituten die Bezeichnung College noch ärger mißbraucht wird als bei den andern, und im Westen und Süden von jeder ehrgeizigen Mädchenschule beansprucht wird; nur 13 Frauencolleges können strengern Anforderungen genügen. Sofort mag hier hinzugefügt werden, daß die Zahl der Polytechniken und Landwirtschaftsakademien, deren Eintrittsbedingungen durchschnittlich denen des Colleges entsprechen, 43 beträgt; auch sie repräsentieren eine Skala, an deren Spitze das Polytechnikum des Staates Massachusetts in Boston, unter der glänzenden Leitung von Pritchett, steht. Fast alle technischen Hochschulen sind Staatsinstitute.

Medizinfakultäten gab es im Jahr 1900 noch 151 mit 25213 Studenten; alle, mit Ausnahme von dreien, verlangen vierjährige Studien. Daneben gab es 7928 zahnärztliche Studierende in 54 und 4042 pharmaceutische Studierende in 53 Instituten. In den Rechtsschulen studierten 12516 Studenten, in den 154 theologischen Anstalten 8009. 151 dieser Juristen waren Juristinnen, und an Theologinnen erblühten dem Land 181.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Wissenschaft.

Wer vorurteilslos das akademische Leben des Landes mit Rücksicht auf die wissenschaftliche Arbeit überblickt, wird einen tiefen Eindruck von der Energie und Sicherheit

erhalten, mit der diese tausendfältige nationale Unterrichtsmaschine das höhere Geistesleben vorwärtsdrängt. Und die gleitende Skala von Instituten, die Form, in der die Hochschule sich jedem lokalen Bedürfnis anpassen kann, in der kein Ansatz der freien Initiative verloren gehen kann und in der an jeder Stelle unbegrenzte Entwicklung möglich ist, muß als die denkbar beste für das Land von jedem anerkannt werden.

Daß sie gewisse Schwierigkeiten und Schäden mit sich bringt, läßt sich aber auch nicht verkennen. Die administrative Schwierigkeit, die von der scheinbaren Unvergleichbarkeit der Anstalten herrührt, ist freilich nicht bedenklich; der Ausländer, der an die Gleichheit oder wenigstens an die Fiktion der Gleichheit aller Universitäten, aller Gymnasien, aller Abiturientenzeugnisse, aller Doktordiplome gewöhnt ist, pflegt diese Schwierigkeiten zu überschätzen. Der wirkliche Schaden dieser gleitenden Übergänge tritt nicht in der äußern Verwaltung, sondern in der innern Methode zutage. Der deutsche Primaner verhält sich aufnehmend, sein Lehrer muß gründlich bewandert sein, aber niemand erwartet vom Schullehrer, daß er selbst ein Förderer der Wissenschaft sei. Der Universitätsstudent im höhern Semester soll sich kritisch verhalten, und sein Lehrer muß deshalb ein Lehrer der Methode, ein produktiver Forscher sein. Wo zwischen beiden Gebieten, wie in Deutschland, eine scharfe Grenze liegt, ist es leicht, den Geist der Forschung rein zu wahren. Wo dagegen eins ins andre übergeht, da werden sich gar zu leicht die Prinzipien vermischen; Männer, die im Grunde nur hervorragend tüchtige Schullehrer sind, werden sich bis an die Seite der besten Forscher heraufarbeiten können, weil sich das Prinzip der Berufung auf Grund wissenschaftlicher Produktion nicht so scharf trennen läßt von den für die niedrigeren Stufen geeigneten Auswahlmethoden. Gewiß hat das nach der andern Richtung den Vorteil, daß, gerade weil die scharfe Grenze fehlt, der Geist der Forschung nun auch von oben nach unten dringt und daher in manchem mittleren College mehr pro-

duktive Forscher dozieren als an irgend einer deutschen Prima, aber noch überwiegt der Schaden des Einflusses von unten nach oben. Forschung kann am vollsten nur dann gedeihen, wenn der junge Gelehrte weiß, daß er sein Fortkommen lediglich auf Grund strengwissenschaftlicher Leistungen finden kann, und nicht für bloße Lehrererfolge und populäre Arbeit. In den letzten Jahren ist diese Tatsache dem nationalen Bewußtsein oft eindringlich vorgehalten worden, und für die führenden Universitäten gilt es heute nun bereits durchweg, daß die wissenschaftliche Leistung bei der Berufung entscheidet.

Die produktive Forschung ist aber auch aus andern Gründen beeinträchtigt. Die Professoren sind häufig zu viel zur administrativen Tätigkeit herangezogen; so reizvoll diese Art des Einflusses für manchen ist, so zeitraubend ist sie. Vor allem sind, wenn wir von den paar führenden Universitäten absehen, die Professoren in den meisten Instituten mit Kollegien überlastet, und auch darin wirkt der allmähliche Übergang vom Niedrigsten zum Höchsten ungünstig. Besonders in den westlichen Anstalten sehen die Behörden gar nicht recht ein, warum ein Universitätsprofessor nicht gerade so viel Stunden in der Woche dozieren kann wie ein Schullehrer. Am gefährlichsten bleibt freilich, was wir berührten, als wir vom Volksbildungsunterricht sprachen: die Tatsache, daß die Verlockungen der höchsten sozialen und materiellen Prämien mit der wissenschaftlich unproduktiven Nebenarbeit des Gelehrten, mit Vorträgehalten und Essaysschreiben und hundert ähnlichen ehrenwerten Arbeitsstörungen verknüpft sind.

Und die Liste der Faktoren, die gegen wissenschaftliche Produktion gewirkt haben, kann noch verlängert werden. Falsch wäre es freilich, hier das Märchen aufzutischen, daß der amerikanische Professor in seiner Freiheit bedroht sei; speziell an den von reichen Männern gegründeten Universitäten unter der Laune kapitalistischer Diktatoren stände. Alles das ist Zeitungsgeschwätz. Die drei oder vier Fälle, die in dem letzten Jahrzehnt die öffentliche Meinung be-

schäftigt haben und unsinnig aufgebauscht wurden, ergeben sich bei näherer Prüfung als Vorkommnisse, die an jedem unparteiischen Institut der Welt den gleichen Ablauf genommen hätten. Gewiß mag hier und da von beiden Seiten gesündigt worden sein, die Universitätsbehörde vielleicht mit unnötiger Schärfe oder Taktlosigkeit vorgegangen sein, aber daß irgendwo eine Ungerechtigkeit vorgekommen ist, müßte erst noch bewiesen werden. Auch selbst an den kleinen Colleges wird rein wissenschaftliche Tätigkeit nirgends mit dem Wohlergehen der Professoren kollidieren; eine demonstrative Irreligiosität würde dort sein Weiterkommen allerdings schädigen, und in gleicher Weise würde in den westlichen Staatsinstituten eine feindliche politische Tätigkeit den Legislaturkomitees nicht genehm sein. Um seiner wissenschaftlichen Arbeiten willen ist aber auch am entlegensten und kleinsten College noch niemals einem Professor ein Haar gekrümmt: mangelnde akademische Freiheit stört also die Wissenschaft in Amerika nicht.

Dagegen fehlt der amerikanischen Universität der deutsche Privatdozent, der unbesoldete Dozent, der ganz der Wissenschaft lebt und ohne Lehrauftrag seine Lehrtätigkeit ganz in den Dienst seiner eignen wissenschaftlichen Entwicklung stellt. Der junge amerikanische Gelehrte ist nur da willkommen, wo ein besoldeter Lehrauftrag frei ist; findet er keine vakante Instruktorstelle an einer großen Universität, so muß er sich zunächst mit einer Stelle an einem kleinen College begnügen, wo die ganze geistige Atmosphäre, der Charakter der Studien, die Hilfsmittel, die Arbeitslast seinen Drang zur wissenschaftlichen Produktion zuerst lähmt und schließlich vielleicht ganz ersterben läßt. Erst neuerdings beginnen die großen Universitäten mit dem freien Dozentensystem, das sich administrativ freilich sehr schwierig einfügt. Gefährlich ist auch die große Tendenz zur akademischen Inzucht; die frühern Studenten desselben Institutes sind stets erheblich im Vorteil für eine Berufung; die Anrechte der tüchtigen Forscher sind dadurch oft durch unbedeutende Männer unterdrückt. Und schließlich muß an

Äußerlichkeiten gedacht werden, wie etwa die außerordentlichen amerikanischen Druckkosten, die es dem jungen Gelehrten oft viel schwieriger machen als in Deutschland, einen Verleger für seine Arbeiten zu finden.

Alledem gegenüber steht an äußern Vorteilen zunächst die Üppigkeit der Arbeitsmittel: die Ausstattung der Laboratorien und Bibliotheken, Museen und Expeditionen, Observatorien und Spezialinstitute trägt glänzende Zinsen. Dazu kommen die freigebigen Unterstützungen, die Fellowstellen und Reisestipendien und andres, das Tausende für die wissenschaftliche Arbeit frei macht. Dahin gehört auch die treffliche Einrichtung des „Sabbathjahres". Die größern Universitäten geben jedem Professor für das siebente Jahr Urlaub, und zwar mit dem ausgesprochenen Zweck, ihn in seinen eignen Arbeiten zu fördern. Ein weiterer Umstand, der für die wissenschaftliche Produktion günstig sein muß, ist die stramme Erziehung zur Arbeit, die jedem Amerikaner in seinen akademischen Jahren zuteil wird. Darüber kann ja kein Zweifel sein, daß der amerikanische Durchschnittsstudent sehr viel fleißiger ist als etwa der deutsche, und fleißiger sein muß infolge des Systems. Werden vom ersten Tage an nur diejenigen Kollegien angerechnet, für welche man die Examina besteht, und werden die Examina so eingerichtet, daß für sie außer dem Vorlesungsbesuch das Studium vorgeschriebener Werke nötig ist, so ergibt sich eine mehr oder weniger stramme Mitarbeit als selbstverständlich. Wer im deutschen Sinne bummeln wollte, könnte überhaupt nicht das zweite akademische Semester erleben. Und wenn das Fußballgesimpel auch nicht weiser ist als die Mensurgespräche, so haben der Frühschoppen und der Skat doch kein Gegenstück von gleich lähmender Wirkung; statt in der Kneipe erholt sich der amerikanische Student auf dem Spielplatz. Deutschland ist aufs äußerste sparsam mit Zeit und Kraft während der Schuljahre, aber vergeudet beide in der Universität; hier und da zum Gewinn einer starken Persönlichkeit, aber immer zum Schaden des Durchschnittsmenschen. Amerika verschwendet viel Zeit während der

Schuljahre, aber wird sparsam während der Universitätszeit und gewöhnt den einzelnen an solide Arbeit.

Dazu kommt, daß in viel höherem Maße als in Deutschland die Vorlesungen so organisiert sind, daß sie ein zusammenhängendes Ganzes bilden, und gewisse Kollegien immer wieder andre zur Voraussetzung haben. Schließlich ist die stete Ergänzung der Kollegien durch schriftliche Ausarbeitungen und Bücherstudium zu berücksichtigen; ein Kolleg, das sich an Bücher anlehnt, kann natürlich dadurch leicht zu dem Niveau des Schulunterrichts herabgezogen werden, es kann aber auch dadurch sehr viel mehr innerlich erweitert und gehoben werden. Der amerikanische Student, der an Studien in Amerika gewöhnt ist und dann die philosophische Fakultät der deutschen Universität besucht, klagt immer wieder, daß die Vorlesungen in Deutschland so elementar seien und mit hundert Dingen angefüllt würden, die in jedem Buche zu finden seien; der amerikanische Professor setzt das Buch voraus, man rechnet, daß auf jede Kollegstunde zwei Stunden häuslicher Bucharbeit kommen, und so wird die Gewöhnung an solide Arbeit nicht erst kultiviert, sobald das Staatsexamen in Sicht ist. Und eines vor allem: die intellektuelle Geistesart des Amerikaners ist für wissenschaftliche Leistung prädestiniert. Gewiß ist diese Geistesart durch die Entwicklungsgeschichte der Nation vornehmlich den politischen, industriellen und juristischen Problemen zugewandt worden, aber die Wendung zur theoretischen Wissenschaft hat bereits eingesetzt, und da erst wird die glückliche Mischung von erfinderischer Intelligenz, von Enthusiasmus und Zähigkeit im Verfolgen des Ziels, von geistiger Beweglichkeit und Freiheit, von sicherem Formgefühl und idealistischem Trieb zur Selbstvervollkommnung ihre vollsten Triumphe feiern.

Wir haben dabei bisher nur von der Förderung der Wissenschaft durch die eigentlichen Hochschulen gesprochen. Wir müssen wenigstens flüchtig über diesen akademischen Kreis hinausblicken. Da begegnen uns nun vor allem die großartigen Regierungsinstitute in Washington, die der Wis-

senschaft dienen, ohne dem Unterricht gewidmet zu sein. Die Förderung der Wissenschaften in achtundzwanzig besonderen Instituten mit einem Heer von sechstausend Beamten und einem Bureauaufwand von jährlich über acht Millionen Dollars ist sicherlich der eigenartigste Zug der gesamten amerikanischen Regierung. Es gibt keine andre Regierung der Welt, die solchen vielseitigen Wissenschaftsbetrieb organisiert hat, und doch ist alles, was da geschieht, den wahren Regierungsinteressen, d. h. nicht den Interessen der regierenden politischen Partei, wohl aber denen der sich selbst regierenden ganzen Nation aufs innigste verwandt. Sämtlichen Instituten nämlich, so verschieden auch ihre besondere Aufgabe sein mag, ist doch das eine gemeinsam, daß ihre Arbeiten sich zunächst auf das Land, die Bevölkerung, die Natur, die Lebensbedingungen, die Produkte und die Beziehungen von Amerika selbst beziehen, dadurch indirekt den nationalen Bedürfnissen wirtschaftlicher, sozialer, geistiger, politischer, hygienischer Art entgegenkommen und erst in zweiter Linie zur theoretischen Wissenschaft beitragen.

Die Arbeit dieser Regierungsinstitute ist aber auch dadurch noch besonders eigenartig, daß die Ergebnisse jährlich in langen Reihen reich ausgestatteter Bände im Druck erscheinen und kostenfrei in Hunderttausenden von Exemplaren verteilt werden. Die Institute sind teils naturwissenschaftlich, teils nationalökonomisch. Zu den naturwissenschaftlichen gehört das hervorragende Bureau für geologische Landesaufnahmen mit 600 Angestellten, das nicht nur geologische, sondern auch paläontologische und hydrographische Untersuchungen vornimmt und mineralogische und lithologische Laboratorien umfaßt; dann das geodätische Bureau, das die Küsten und Flüsse, die Seen und Berge des Landes physikalisch studiert, das Marineobservatorium für astronomische Beobachtungen, das Wetterbureau, das über 150 meteorologische Stationen dirigiert, das biologische Bureau, das die geographische Verteilung von Tieren und Pflanzen zum Spezialstudium hat, das botanische Bureau, das vor

allem Samenprobleme untersucht, das Forstbureau, das alle Fragen der nationalen Forstwirtschaft wissenschaftlich bearbeitet, das wichtige entomologische Bureau, das in einer für den Landmann segensreichen Weise die Beziehungen der Insekten zur Landwirtschaft studiert, das Agrikulturbureau, das Bodenbauerfahrungen statistisch verarbeitet und die über das ganze Land zerstreuten landwirtschaftlichen Experimentalstationen der Regierung dirigiert, das Fischereibureau, das biologische Marinestationen unterhält, und manche andre. Unter den Begriff der nationalökonomischen Institute in weitestem Sinne des Wortes gehören das Arbeitsbureau, das rein sozialpolitische Untersuchungen über die Arbeiterverhältnisse anstellt, das Korporationsbureau, das die Verhältnisse der Geschäftsorganisation im Lande studiert, das allgemeine statistische Bureau, das Zensusbureau, das in einer nirgendwo sonst erreichten Vollständigkeit den zehnjährigen Zensus aufnimmt. Der Zensus von 1890 umfaßte 39 gewaltige Foliobände und seine Aufnahme allein kostete zehn Millionen Dollars; der für 1900 ist noch im Erscheinen begriffen. Hierher gehört nun auch das Erziehungsbureau, das ebenfalls rein theoretisch die Tatsachen des Unterrichtswesens studiert, das Einwanderungsbureau und andre. Alle diese Bureaus sind lediglich belehrend und beratend, sie haben keine Macht, Verordnungen zu erlassen. Die außerordentlich weite Verbreitung, die ihren veröffentlichten Resultaten gegeben wird, verschafft ihnen trotzdem einen bedeutenden Einfluß. Die Gründlichkeit aber, mit der die Arbeiten, begünstigt durch liberale Kongreßbewilligungen, betrieben werden können, erhebt diese Bureaus zu naturwissenschaftlichen und sozialpolitischen Wissenschaftsstätten ersten Ranges.

Noch aber haben wir nicht von dem berühmtesten jener Regierungsinstitute gesprochen, dem Smithsonian Institut. Im Jahre 1836 erhielt die Regierung das ganze Vermögen des Engländers Smithson als ein Vermächtnis mit der Bestimmung, daß eine seinen Namen tragende Anstalt gegründet werden solle, welche der Vermehrung und Verbreitung des Wissens dient. Weshalb der für Mineralogie interessierte

Oxfordman seinen großen Besitz der damals fünftausend Einwohner zählenden Stadt Washington hinterließ, obgleich er niemals Amerika besucht hatte, ist ein ungelöstes Rätsel. Einem Freunde schrieb er: „Das beste Blut Englands rollt in meinen Adern; von väterlicher Seite bin ich ein Northumberland, von mütterlicher Seite bin ich mit Königen verwandt; ich aber will, daß mein Name noch im Gedächtnis der Menschen lebt, wenn die Titel der Northumberlands und Percys vergessen sind.“ Sein Instinkt hat ihn richtig geleitet; das Smithsonian Institut bildet heute den geistigen Mittelpunkt von Washington, dem politischen Zentrum der Neuen Welt. Im Vorbeigehn sei es übrigens erwähnt, daß der Kongreß das Vermächtnis nur nach lebhafter Opposition annahm; man wetterte lange gegen „das Geschenk eines Ausländers“, das anzunehmen unter der Würde der Regierung sei. Tatsächlich verdankt das Institut seinen Erfolg aber nicht den äußern Mitteln, sondern der genialen Wirksamkeit seiner drei Präsidenten, des Physikers Henry, der von 1846 bis 78, des Zoologen Baird, der von 78 bis 87, und des Physikers Langley, der seit 87 an der Spitze gestanden; alle drei sahen mit sicherem Blick die Wege, auf denen das Institut wahrhaft der Vermehrung und Verbreitung des Wissens dienen konnte.

Von vornherein war man sich einig, daß man keine Universität, kein Konkurrenz-Institut zu den bestehenden schaffen wollte, sondern alle bestehenden Institute ergänzen und von einer Zentrale aus unterstützen wollte. Heute gliedert sich die gewaltige Anstalt in folgende Hauptteile. Zunächst das Nationalmuseum, in dem die anschaulichen Ergebnisse aller nationalen Expeditionen, Ausgrabungen, Sammlungen aufgestellt und verarbeitet sind. Das amerikanische Ideal ist da, daß ein wissenschaftliches Museum nicht, wie in Europa üblich, eine Ausstellung von etikettierten Gegenständen sei, sondern eine Serie belehrender Etiketten, die durch typische Gegenstände illustriert sind; nur auf diesem Wege sei durch ein Museum wirkliche Volksbildung zu erzielen. Die Sammlung, die von mehr als dreihunderttausend

Personen jährlich besucht wird, umfaßt allein dreiviertel Millionen ethnologische und anthropologische Gegenstände, fast zwei Millionen zoologische Objekte, vierhunderttausend botanische. fast dreihunderttausend geologisch-paläologische. Dazu kommt der zoologische Nationalpark, der im Aussterben begriffene Tierarten pflegt, das astrophysische Observatorium, in dem Langley seine berühmten Untersuchungen über den unsichtbaren Teil des Sonnenspektrums anstellt, das ethnologische Bureau, dessen Spezialität das Studium der Indianer ist, und ähnliches. Viel eigenartiger aber ist das „Austauschbureau" des Institutes, das sowohl zwischen den Forschern, Bibliotheken und Anstalten Amerikas untereinander, als auch zwischen ihnen und den Instituten Europas den Austausch und die Verteilung vermittelt; so äußerlich auch dieser Dienst erscheinen mag, er ist für den literarischen Betrieb der amerikanischen Wissenschaft von unentbehrlichem Wert geworden. Ähnliche Vermittlerdienste leistet das Institut aber auch außerhalb des Reiches der Druckerschwärze; durch Austausch von Apparaten, Präparaten, naturwissenschaftlichen Objekten ist es jedem amerikanischen Forscher hilfreich geworden. Es kommt hinzu, daß die Bibliothek des Institutes zu den wichtigsten des Landes gehört, und daß die an viertausend Bibliotheken umsonst verteilten zoologischen, ethnologischen, physikalischen und geologischen Publikationen bereits Hunderte von Bänden füllen.

Wer die vielseitige, unter den günstigsten materiellen Bedingungen geleistete wissenschaftliche Arbeit dieser achtundzwanzig Institute in Washington überblickt, wird leicht zu dem Gefühl kommen, daß alles das intensiver ausgenutzt werden könnte, wenn es zu Lehrzwecken verwandt würde, und daß die Zusammenfügung der Institute zu einer nationalen Universität und die Herbeiziehung von Studenten die Leistung der Institute durch Anregung fördern müßte. In der Tat ist der Gedanke einer Nationaluniversität als Krönung der Unterrichtsinstitute des Landes in manchen Washingtoner Kreisen niemals eingeschlafen, und ihre Befürworter konnten

stets auf den Vater des Vaterlandes, auf George Washington, hinweisen, der als erster den Plan gefaßt. Wenn der Plan auch heute noch nicht realisiert ist, trotz teilweise leidenschaftlicher Agitation, so liegt es in erster Linie an dem weitverbreiteten konservativen Wunsche, nicht mit den Traditionen des Landes zu brechen, denen zufolge der Unterricht Sache der Einzelstaaten bleibt und die Führung denjenigen Anstalten vorbehalten sein soll, die von politischen Faktoren unabhängig sind.

Eine ganz andre Frage ist es, ob nicht einmal die Zeit kommen wird, da die Nation Verlangen nach einem Institut höherer Art tragen wird, einem Institut, das nicht rivalisierend neben den großen Universitäten des Landes, sondern als Krönung des nationalen Geisteslebens mit neuen Aufgaben über allen Universitäten steht. Man könnte an ein rein wissenschaftliches Institut denken, zu dem die Studenten nur nach bestandenem Doktorexamen zugelassen und die Professoren durch die freie Wahl ihrer Fachgenossen im ganzen Lande ernannt würden. Vielerlei drängt zu solcher Universität hin; ob die Zeit schon reif dafür ist, fragt sich, aber wenn der rechte Zeitpunkt auch erst Sache der fernen Zukunft sein sollte, bei dem Rhythmus der wissenschaftlichen Entwicklung im Lande meint auch die ferne Zukunft nur zehn oder fünfzehn Jahre; an den dazu nötigen hundert Millionen wird es nicht fehlen.

Vorläufig hat man auf dem Wege zum Washingtoner National-Institut eine kleine Zwischenstation errichtet: das Carnegie-Institut, dessen Wirksamkeit sich noch nicht vollständig beurteilen läßt. Mit einem vorläufigen Grundkapital von zehn Millionen Dollars, die Andrew Carnegie zur Verfügung stellte, will man wissenschaftliche Untersuchungen im ganzen Lande fördern und auf Antrag kompetenter Männer jungen Gelehrten die nötigen Hilfsmittel für produktive Forschung zukommen lassen. Leider liegt die Gefahr nahe, daß dadurch die einzelnen Hochschulen und Stifungsanstalten des Landes sich in ihrer Verantwortlichkeit entlastet fühlen und somit in ihren eignen Anstrengungen lässiger werden;

daß man künftig vom Zentrum erwartet, was bisher an der Peripherie geschah, und daß die Intensität der Arbeit dadurch leidet. Vor allem aber fehlt es dem Carnegie-Institut bisher an großen fruchtbaren Ideen und an zielbewußter Leitung; vermag das Institut nichts Besseres zu leisten, als was es bisher versucht hat, so würde es durch die Willkürlichkeit und Planlosigkeit seiner Gaben dem wissenschaftlichen Leben des Landes schließlich mehr schaden als nützen.

Was so von der nationalen Hauptstadt gilt, wiederholt sich in bescheidenerem Maßstab und in den mannigfaltigsten Variationen an hundert Plätzen des Landes: wissenschaftliche Museen und Sammlungen, naturwissenschaftliche, hygienische, medizinische, historische, nationalökonomische und statistische Untersuchungs-Institute, zoologische und botanische Gärten, astronomische Observatorien, biologische Stationen, und alles das bald unter einzelstaatlicher, bald unter städtischer Leitung, bald unter lokalen Verbänden und Gesellschaften. So ist die Küstenstation von Woodshole jeden Sommer ein Sammelplatz der besten Biologen. Nicht selten finden sich bedeutende Sammlungen an den unscheinbarsten Plätzen, wie etwa die historischen Museen in dem auf seine Geschichte stolzen, heute eingeschlafenen Salem. Vor allem aber haben die Großstädte wie Newyork, Philadelphia, Boston, Chicago, Baltimore usw. großartige Institute geschaffen, an die sich wissenschaftliche Arbeit überall anlehnt; daneben kommen vor allem die politischen Hauptstädte der Einzelstaaten wie etwa Albany in Betracht. Der beste deutsche Kenner der einschlägigen Verhältnisse, der Direktor der Dresdener wissenschaftlichen Museen, Geheimrat Meyer, faßt in seinem vortrefflichen Werk über die Museen des Ostens der Vereinigten Staaten sein Urteil dahin zusammen: „Ich habe einen bedeutenden Eindruck von der Leistungsfähigkeit der Amerikaner auf diesem Gebiet erhalten, und möchte behaupten, daß das dortige Museumswesen im allgemeinen auf einer höhern Stufe steht als das europäische. Wir haben, was die Gebäude und die Verwaltungseinrichtungen angeht, recht wenige gute und viele mittelmäßige

oder sogar schlechte Museen, die Amerikaner dagegen viel mehr gute und weniger mittelmäßige oder schlechte; dabei aber verbessern sich diese minderwertigen Museen, dem dortigen Tempo entsprechend, schnell, während das bei uns aussichtslos langsam vor sich geht."

Noch ein andrer Faktor tritt zu alledem bedeutsam hinzu: die wissenschaftlichen Gesellschaften, deren Mitglieder ja freilich der Mehrzahl nach in den Personalbestand der Hochschulen eingeschlossen sind, die aber doch noch wieder ihre eignen unabhängigen Wirkungen auf das Wissenschaftsleben ausüben. An der Spitze steht offiziell die National-Akademie der Wissenschaften, die, 1863 gegründet, etwa hundert Naturwissenschaftler umfaßt, die jährlich fünf neue Mitglieder wählen. Während ihre Jahressitzungen in Washington nur das übliche wissenschaftliche Programm erledigen, kommt ihr die besondere Aufgabe zu, Beraterin der Regierung und des Kongresses in naturwissenschaftlichen Fragen zu sein. So hat die Akademie die Organisation der Landesaufnahme, der nationalen Beforstung und ähnliches geplant. Die gar zu politische Luft Washingtons ist dem Gedeihen der Akademie aber doch nicht recht günstig gewesen; die Bedeutung, welche vor allem die Pariser und Londoner Akademie für das ganze Land haben, war der amerikanischen bisher nicht beschieden.

Einen ähnlichen offiziellen Charakter hat die American Historical Association, deren Berichte auch auf Staatskosten publiziert werden. Sehr viel weitere Kreise werden natürlich von den populären Vereinigungen ergriffen. So übt die seit fünfzig Jahren bestehende American Association for the Advancement of Science im wesentlichen dieselben Funktionen aus, wie die deutsche Naturforscherversammlung. Auch sie vereinigt in jährlich wechselnden Plätzen jedes Jahr einige Tausend Wissenschaftler und absolviert in ihren Sektionen unbegrenzte Massen von Vorträgen. Noch populärer erweisen sich die Versammlungen der ähnlich organisierten National Educational Association, die zu ihren Sommersitzungen oft in entlegenen Plätzen mehr als zehntausend Mitglieder

zusammenbringt. Bei diesen und ähnlichen Tagungen geht die Arbeit naturgemäß mehr ins Breite; die Bewegung in die Tiefe muß den mehr spezialistischen Gesellschaften vorbehalten bleiben. Tatsächlich gibt es denn auch keine medizinische oder naturwissenschaftliche, juristische oder theologische, historische oder staatswissenschaftliche, philologische oder philosophische Spezialität, für die nicht besondere nationale Gesellschaften mit jährlichen Kongressen wirksam sind. Dabei wird es in wachsendem Maße Mode, jene volkstümlichen Sitzungen in die Sommerferien zu verlegen, die streng wissenschaftlichen Kongresse aber in der ersten Januarwoche abzuhalten; nur die Mediziner ziehen Ostern vor. Damit die sachliche Scheidung nicht eine gewisse persönliche Fühlung der Forschungsnachbarn ausschließt, versucht man immer mehr, Gruppen von Kongressen zu organisieren. So tagen nunmehr die sieben Gesellschaften der Anatomen, Physiologen, Morphologen, Pflanzenphysiologen, Psychologen, Anthropologen und Folkloristen stets zur selben Zeit in derselben Stadt.

Neben diesen Wandervereinigungen wirken schließlich die lokalen Gesellschaften. Veteranin ist die Naturwissenschaftliche Gesellschaft in Philadelphia, die Franklin 1743 gegründet hat, die übrigens in ihrer Zusammensetzung auch nationalen Charakter beanspruchen kann. In ähnlicher Art hat die amerikanische Akademie für Kunst und Wissenschaft, 1780 gegründet, ihr Zentrum in Boston. Dazu gesellen sich die Newyorker Akademie, die Washingtoner Akademie, die sich neuerdings ebenfalls über das ganze Land ausdehnt und wohl schließlich mit der National-Akademie zusammenfließen wird, die Akademien von Baltimore, von Chicago, von New-Haven, dem klassischen Sitze von Yale, und hundert kleinere Lokalgesellschaften, die sich doch zum größten Teil auch nicht nur um die Verbreitung, sondern wirklich um die Vermehrung der Wissenschaften kümmern.

* * *

Nicht davon kann die Rede sein, die Unsumme wissenschaftlicher Produktion hier zu durchmustern; es galt lediglich, die begünstigenden und schädigenden Bedingungen kennen zu lernen, unter denen der Amerikaner seinen Beitrag zur Wissenschaft an den Tag zu fördern berufen ist. Nur zur allerersten Orientierung seien mit ein paar flüchtigen Linien die Hauptwege in ein paar Gebieten angedeutet. Auf den ersten Blick wäre man beinahe versucht, die Skizzierung der heutigen Produktion direkt an die Schilderung der einzelnen Hochschulen und Institute anzulehnen. In viel höherem Maße als in Deutschland bleibt oft die Forscherarbeit auch vor den Augen des Publikums etwa mit einer bestimmten Universität verknüpft. Jede größere Hochschule publiziert Beiträge zu den verschiedensten Wissenschaften. So veröffentlicht beispielsweise die Universität von Chicago, die darin wohl am weitesten geht, eine sozial-wissenschaftliche Zeitschrift, eine soziologische, eine pädagogische, eine biblische, eine geologische, eine astronomische, eine botanische und andre Magazine und daneben noch regelmäßig erscheinende Serien von staatswissenschaftlichen, klassischphilologischen, germanistischen, englischen, philosophischen, anthropologischen und physiologischen Arbeiten. Die Johns Hopkins-Universität publiziert eine mathematische, eine chemische, eine biologische, eine experimentalmedizinische, eine psychiatrische, eine neuphilologische, eine historische und eine assyriologische Zeitschrift. Unter den periodischen Harvardpublikationen sind die astronomischen, die zoologischen, die kryptogamischen, die ethnologischen, die orientalischen, die klassischphilologischen, die neuphilologischen, die historischen und die ökonomischen am bekanntesten. Nicht weniger lang ist die Liste von Columbia, Pennsylvania und andern. Auch Buchwerke etwa über Expeditionen oder zu besondern Anlässen segeln unter der Flagge einer besondern Hochschule hinaus. So veröffentlichte beispielsweise die Yale-Universität gelegentlich ihres zweihundertjährigen Jubiläums 1901 in fünfundzwanzig dickleibigen Bänden die Festschriften ihrer Professoren, die von der indischen Epik und der grie-

chischen Metrik bis zur Thermodynamik und physiologischen Chemie hinführten.

Tatsächlich hat auch von jeher die wissenschaftliche Welt den verschiedenen Universitäten spezifische Leistungen zugeschrieben. Johns Hopkins' Stärke lag in den Naturwissenschaften, Columbias in den Staatswissenschaften, Harvards in den literarisch-philosophischen Fächern. Und doch führt solch ein Schlagwort leicht in die Irre. So hat Hopkins sicherlich gerade in der Philologie Hervorragendes geleistet, Columbia in der Biologie, und wenn Harvard sich auch im Ruhme von literarischen Geistern wie Longfellow, Holmes, Norton, Child u. a. sonnt, so gehören doch gerade Naturforscher wie der Zoologe Agassiz, der Botaniker Gray, der Astronom Pickering u. a. zu seinen glänzendsten Namen.

Naturgemäßer aber gliedert sich die Produktion nach den einzelnen Wissenschaften. Ihre Liste ist zu lang; ein paar Stichproben müssen genügen. In den Vorlesungsverzeichnissen pflegt die ehrwürdige Philosophie den Vortritt zu haben. Sie gibt uns denn auch sofort ein Bild von den Stärken und den Schwächen der Leistung. Der Deutsche ist freilich leicht geneigt, einen falschen Maßstab zu wählen; denkt er an deutsche Philosophie, so treten die Namen der Heroen vor seine Seele: Kant und Schopenhauer, Fichte und Hegel, und er fragt, was habe Amerika an die Seite zu setzen. Aber wir haben gesehen, wie Wissenschaftsbetrieb im produktiven Sinne in der Neuen Welt Ergebnis der letzten Jahrzehnte ist, und wir dürfen daher Heutiges nur mit Heutigem vergleichen und, wenn wir gerecht sein wollen, eigentlich nur mit der deutschen jüngern und mittlern Generation, die unter den Wissenschaftsbedingungen der letzten dreißig Jahre sich entwickelt hat, also mit Männern, die das sechzigste Jahr nicht überschritten haben. Dann aber sieht es mit den Weltgenies auch in Deutschland spärlich aus, und nicht nur in der Philosophie fehlen die Kants und Hegels, sondern auch auf vielen andern Gebieten scheinen die Rankes und Helmholtzens nicht zum Geist unsrer spezialisierenden Zeit zu gehören. Eine neue Woge idealistischen, auf das

Umfassende gerichteten Denkens ist ja im Anschwellen. Die Zeit der großen Denker wird wiederkommen, aber man darf ein einzelnes Land nicht tadeln, daß es im Geist der Zeit arbeitet, und nicht herabsetzen dadurch, daß man es an stolzen Erinnerungen vergangener Leistungen mißt. Vergleichen wir nur Vergleichbares, so steht Amerikas philosophische Arbeit hinter der keines andern Landes zurück.

Äußerlich ist sie zunächst umfangreich, auch wenn die ungeheure popularphilosophische Literatur in Abzug gebracht ist. Während beispielsweise England nur zwei ernsthafte philosophische Zeitschriften hat, verfügt Amerika über fünf, die den fünf deutschen gleichwertig gegenüberstehen, und wird Philosophie, wie es gewöhnlich geschieht, im weiteren Sinne genommen, so schließen sich noch soziologische und pädagogische Zeitschriften an, die unübertroffen sind. Dabei verteilt sich aber die Arbeit anders als etwa in Deutschland, und auch diese ungleiche Beteiligung, die sich fast in allen Wissenschaften hier zeigt und zuweilen zufällige persönliche, meist aber tiefere Gründe hat, verwirrt auf allen Gebieten das Urteil des Ausländers. So ist Amerika z. B. überraschend unproduktiv auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie gewesen; alle Bedürfnisse werden da im wesentlichen durch Übersetzungen aus dem Deutschen gedeckt oder durch unselbständige Lehrbücher. Dagegen steht die Erkenntnistheorie, die Ethik, und vor allem die Psychologie in vollster Blüte. Der Streit um die Weltanschauung ist von jeher in Amerika heimisch gewesen; vor allem calvinistische Theologie hat manches Bedeutende gesagt, und schon an der Schwelle des achtzehnten Jahrhunderts steht Jonathan Edwards, vielleicht der stärkste metaphysische Geist in der Geschichte Amerikas. Dann wieder hat das transzendente Verlangen, das tief in der amerikanischen Seele ruht, als es vom deutschen Idealismus befruchtet wurde, den genialen Ausdruck in Emerson gefunden. Systematischer und schulmäßiger aber kämpften gegen den Positivismus unter schottischem Einfluß Philosophen wie Porter und McCosh, unter deutschem Einfluß Männer wie Harris und

Everett, während Draper, Fiske, Cope, Leconte und andre die Philosophie der Naturwissenschaft predigten. Heute aber stehen im Vordergrund Philosophen wie Ladd, Dewey, Fullerton, Bowne, Ormond, Howison, Santayana, Palmer, Strong, Hibben, Creighton, Lloyd, und als einflußreichster Royce, dessen letztes Werk „Die Welt und das Individuum" vielleicht das bedeutendste Weltanschauungssystem unsrer Zeit ist.

Am meisten begünstigt ist heute unter den philosophischen Disziplinen in Amerika die Psychologie. Schon äußerlich bekundet sich dies in der Entwicklung der Laboratorien für experimentelle Psychologie, die an Zahl und Ausstattung alle europäischen Laboratorien um ein Vielfaches überragen. Amerika hat da über dreißig Laboratorien, während Deutschland sich mit sechs behilft. An der Spitze der Bewegung steht William James, neben Wundt der bedeutendste Psychologe der Gegenwart, dessen geniale Analyse der Bewußtseinserscheinungen mit ihrer Frische und Lebhaftigkeit, mit ihrer Energie und ihrer Feinfühligkeit ein höchst charakteristischer Ausdruck amerikanischen Geistes ist. An seiner Seite wirken hervorragende Forscher wie Stanley Hall, Cattell, Baldwin, Ladd, Sanford, Titchener, Angell, Miß Calkins, Scripture und viele andre. In der Pädagogik, deren Verbrauch von Druckerschwärze unheimliche Dimensionen angenommen hat, haben heute die Namen von Harris, Eliot, Butler, Hall, Da Garmo, Hanus den besten Klang.

So wie in der Philosophie dem systematischen Wissenschaftsbetrieb bereits seit der Gründung der Kolonien theologisch-metaphysische Spekulationen vorangingen, so haben auch in der Geschichtswissenschaft die systematischen Forscher ihre Vorgänger seit den ersten Tagen amerikanischer Geschichte, seit Bradford und Winthrop schrieben. Ein Volk, das so rastlos Geschichte macht, das auf seine Taten so stolz, seinen Helden so dankbar ist, und das vor allem, mehr als irgend ein andres Volk, sein Recht und sein öffentliches Leben ganz und bewußt auf die Präzedentien stützt, mußte von jeher in der Aufzeichnung und Darstellung seiner Erlebnisse Befriedigung finden. Systematische Geschichts-

wissenschaft hat Amerika aber doch erst seit den dreißiger Jahren, und zwar pflegt man zwei Perioden zu trennen, die frühere, in der weitausschauende Historiker es unternahmen, das ganze Epos der amerikanischen Nation oder doch umfassende Teile wiederzugeben, und die spätere, der letzten Jahrzehnte, in der die Einzelforschung alles historische Interesse absorbierte. Die erstere Bewegung war die von Bancroft bis Parkmann. Im Jahre 1830 hatte George Bancroft begonnen, die Geschichte Amerikas zu schreiben, und unermüdlich verharrte er ein halbes Jahrhundert bei der Arbeit; 1883 war die Entwicklung von der Entdeckung des Landes bis zur Annahme der Bundesverfassung im großen Stile durchgeführt. Der genialere aber war Parkmann, der durch die Erforschung und faszinierende Darstellung der Kämpfe zwischen den englischen und den französischen Kolonisten eine ganz neue Perspektive für die amerikanische Geschichte eröffnete. Hierhin gehören die großen Werke von Hildreth und Tucker und andern.

Die Spezialistenperiode dagegen steckte sich engere Grenzen. Als die besten Leistungen gelten die großen Monographien von Henry Adams, John Fiske, Rhodes, Schouler, McMaster, Eggleston, Roosevelt, und wenn er als Adoptivsohn des Landes mitgerechnet werden darf, von Holst; sie haben Amerikas Geschichte teils zeitlich, teils räumlich gewissermaßen untereinander verteilt. Und gleichzeitig verteilten sie die Stilmethoden: wie kontrastieren etwa der Kampfstil Holsts und die richterliche Ruhe von Rhodes. Dazu gesellten sich die Biographien, am bekanntesten die Serie „Amerikanische Staatsmänner"; der Versuch, ein Stück Nationalgeschichte aus dem Leben einer kämpfenden Persönlichkeit heraus zu beleuchten, zieht den Amerikaner besonders an. Vor allem aber kommt dazu nun seit zwanzig Jahren der unentbehrliche historische Fabrikbetrieb, für den die aus Seminarien hervorgegangene Doktorarbeit und der Magazinartikel typisch sind. Große Sammelwerke und Quellenbücher, wie die von Winsor, Hart und andern, Bibliographien, Archivforschungen, Korrespondenzen, Lokal-

geschichten, oft von gelehrten Gesellschaften herausgegeben, Serien von Monographien, Zeitschriften, vor allem die American Historical Review, kurz alles, was der moderne Großbetrieb der Wissenschaft verlangt, ist, auf der ganzen Linie siegreich, eingezogen. Die Revolution, die Anfänge des Bundes, der Bürgerkrieg, der Kongreß sind die Lieblingsthemata. Daß dabei die selbständige Forschung auf dem Gebiet der europäischen Geschichte zurücktritt, ist fast selbstverständlich, und doch fehlt es auch da nicht an wichtigen Leistungen, wie Prescotts berühmte Forschungen zur spanischen, Motleys zur niederländischen Geschichte; neuerdings wandte sich beispielsweise Taylor England zu, Perkins Frankreich, Henderson Deutschland, Thayer Italien, Lea und Emerton der Kirchengeschichte, Mahan der Seekriegsgeschichte usw.

Das lebhafte Interesse für Philosophie und Geschichte wäre genügend, um das traditionelle Märchen zu entkräften, daß amerikanische Wissenschaft sich nur den für die Praxis nutzbringenden Gebieten zuwende. Immerhin könnte jemand wähnen, daß Philosophie getrieben würde, um die Menschen praktisch zu bessern, und Geschichte, damit die Politiker davon etwas für die Praxis lernen, wenn auch tatsächlich beides grundfalsch ist. Für die klassische Philologie fehlt aber jeglicher Vorwand dieser Art, und doch kann niemand die Verhandlungen der fünfhundert Mitglieder zählenden Altphilologengesellschaft verfolgen, die vielen Bände ihrer Abhandlungen oder die des American Journal of Philology durchsehen, oder die klassischen Studien, welche von Harvard, von Cornell, von Chicago veröffentlicht werden, ohne deutlich zu fühlen, daß auch hier wissenschaftliche Arbeit im strengsten Sinne des Wortes geleistet wird, und daß der methodische Wert der Forschung stetig wächst. Ist doch die Bewegung hier jünger als auf den vorher berührten Gebieten. Gewiß hat man die Klassiker in Amerika seit Jahrhunderten ganz gut gekannt, aber auf keinem Gebiete herrschte so ausschließlich der Dilettantismus des englischen Gentleman-Ideals. Erst als die jungen Philologen anfingen, die deutschen Universitäten, zuerst vor allem Göttingen, zu

besuchen, erstand die tiefbohrende Philologie hier, und wenn kürzlich zum siebzigsten Geburtstag des größten amerikanischen Klassikers, Gildersleeve in Johns Hopkins, 44 seiner Schüler wissenschaftliche Studien vereinigten, so wäre ein solcher Band noch vor zwanzig Jahren unmöglich gewesen. Das Hauptinteresse scheint sich syntaktischen Untersuchungen zuzuwenden; am bekanntesten sind die Werke von Goodwin, Gildersleeve und Hale, daneben sprachvergleichende und lexikographische Arbeiten, in geringerem Maße textkritische. Hadley, Beck, Allen, Lane, Warren, Smyth, White, Wheeler, Shorey, Dresler und viele andre sind jedem klassischen Philologen bekannt.

Für das ganz ungewöhnliche Interesse an orientalischer Philologie sind wohl eher gewisse praktische Nebenmotive mitschuldig; unzweifelhaft spielte da nämlich z. B. bei der Keilschriftenforschung, nicht bei den Forschern, wohl aber beim großen Publikum, das Expeditionen ausstattete, das religiöse Interesse an der Bibel eine Rolle. Die assyrischen Sammlungen der Universität von Pennsylvania gelten heute in vielen Beziehungen für die wichtigsten, die existieren; ihr Direktor, Hilprecht, ist weithin bekannt, und Lyon, Haupt und andre sekundieren. Für Sanskrit war Whitney in Yale der unbestrittene Führer; Lanman in Harvard ist sein bedeutendster Nachfolger, daneben Jackson, Buck, Bloomfield und andre. Semitische Sprachkunde hat ihr Haupt in Toy.

Es würde zu weit führen, die philologische Wissenschaft zu den neuern Sprachen zu verfolgen. Daß da die englische Sprache und Literatur die Palme davonträgt, ist selbstverständlich, ja, englische Philologie hat seit Child ihr eigentliches Heim in die Neue Welt verlegt. Francis James Child, eine der sonnigsten Persönlichkeiten, von denen Amerikas Gelehrtengeschichte zu berichten hat, hat über Chaucer, über altenglische Dramen und andres geschrieben; sein monumentales Hauptwerk aber war seine zehnbändige Ausgabe der englischen und schottischen Balladen; man hat es oft

als Amerikas vornehmsten Beitrag zur Philologie gepriesen. In gleicher Richtung arbeitet sein Harvardnachfolger Kittredge. Lounsbury ist vor allem durch seine glänzenden Chaucerwerke bekannt; auch Manley wandte sich Chaucer sowie dem vorshakespearischen Drama zu, Gummere den Balladen; Wendell und Furneß sind die wichtigsten Shakespeareforscher. Die Arthurischen Romanzen bearbeiteten Schofield, Mead, Bruce und andre, für anglosächsische Sprache sind vor allem die Studien von Bright, Cook, Brown und Callaway zu nennen. Für literarische Kritik ging der feinsinnige Lowell voran und Gates und viele andre folgten. Auch die schöne Literatur hat selbst schon wieder eine große historische und kritische Literatur gezeitigt, wie etwa die vortrefflichen allgemeineren Werke von Stedman, Richardson, Tyler, oder die Monographien von Woodberry, Cabot, Norton, Warner, Higginson; das beste aber, was über amerikanische Literatur gesagt worden ist, hat doch trotz aller Angriffe gegen den verkappten Aristokraten, Barret Wendells Literaturgeschichte Amerikas gesagt. Daß dabei auch die romanischen und germanischen Sprachen und Literaturen nicht vernachlässigt wurden, beweist eine lange Reihe bekannter Werke; eines wenigstens soll unbedingt genannt werden: das Werk des begabtesten Vorkämpfers deutscher Geisteskultur in Amerika, Kuno Franckes prächtiges Buch über die sozialen Kräfte in der deutschen Literatur. Daneben sei auf Thomas, Hempl u. a. in der Germanistik, auf Todd, Elliot, Cohn u. a. in der Romanistik hingewiesen.

Ein Lieblingsstudium des Amerikaners ist die Nationalökonomie; ist doch die Geschichte des Landes unmittelbarer als die andrer Nationen durch wirtschaftliche Faktoren bestimmt worden, und vor allem sind in genau übersehbarer Zeit die verschiedensten wirtschaftlichen Zustände durchlaufen worden. Ja, noch heute erscheint das Land wie ein großartiges Experimentierlaboratorium für den Nationalökonomen. Ist doch das Land so ungleich entwickelt, daß die verschiedensten ökonomischen Stadien räumlich nahe beieinander zu finden sind, und alles geht unter der wissen-

schaftlichen Lupe der Zensusstatistiker vor sich. Seltsamerweise ist die eigentliche Wirtschaftsgeschichte in der amerikanischen Nationalökonomie zurückgetreten; trotz vielfacher, meist in deutscher Schule angeregter Ansätze zu historischer Nationalökonomie war das Hauptwerk der Nation mehr der systematischen deduktiven Untersuchung und der Analyse individueller Bedingungen zugewandt. Auf dem Boden der Nationalökonomie stehen natürlich auch die bekannten ökonomischen Agitatoren wie der große Schutzzöllner Henry Carey in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, der Bodenreformer Henry George, dessen „Fortschritt und Armut" 1879 einen unerhörten Absatz fand; Bellamys bekannte Utopie ging in denselben Spuren, und die politisch-agitatorische Literatur der Nationalökonomie, die viele Bücher von großem Geschick umfaßt, ist schier unübersehbar. Wer von wissenschaftlichen Arbeiten spricht, denkt nun aber doch an andre Gruppen. Da wären zunächst die bahnbrechenden Arbeiten aus den siebziger und achtziger Jahren zu nennen, von Wells über Steuern und Handel, von Charles Francis Adams über Eisenbahnen, von Sumner über amerikanische Finanzgeschichte, von Atkinson über Produktion und Verteilung, von Wright über Löhne, von Knox über Banken, von Walker, der den großen Zensus von 70 und 80 leitete, und andern. In neuester Zeit aber standen im Vordergrund vor allem die Schriften von Hadley über Eisenbahnen, von Clark über Kapital, von James über Finanzpolitik und Stadtverwaltung, von Ely über Steuern, von Taussig über Tarif, Silber und Löhne, von Jenks über Trusts, von Brooks über Arbeiterbewegungen, von Seligman über Steuerpolitik, von H. C. Adams über Finanzwissenschaft, von Groos über englische Wirtschaftsgeschichte, von Patten über ökonomische Theorie, von Lowell über Staatswissenschaft. Eine ungewöhnlich große Zahl Zeitschriften steht den Nationalökonomen und Staatswissenschaftlern zur Verfügung. In der Soziologie sind Giddings, Small und Ward als Führer wohlbekannt, neben ihnen Willcox, Ripley und andre.

Wir haben uns schon zu lange bei den historischen Dis-

ziplinen aufgehalten; wir blicken statt dessen nach dem entgegengesetzten Pol auf dem Globus des Wissens: von den Geisteswissenschaften wenden wir uns zu den Naturwissenschaften, zu denen die Mathematik hinführt. Das Erwachen zu wirklich wissenschaftlicher Leistung trat in den weitern Mathematikerkreisen ungewöhnlich spät ein, eigentlich erst vor etwa zehn Jahren, so daß die produktiven Mathematiker fast durchweg jüngere Professoren sind. Aus der ältern Periode, die sich im allgemeinen mit Lehrbücherschreiben zufrieden gab, ragen als Mathematiker im großen Stil wohl nur Benjamin Peirce, vielleicht der genialste amerikanische Mathematiker, und seine Schüler Hill und Newcomb hervor; ihr Hauptinteresse bezog sich auf mathematische Astronomie. Ihnen ebenbürtig arbeitete Willard Gibbs an mathematischer Physik, McClintock an Algebra, Charles Peirce an mathematischer Logik. Im letzten Jahrzehnt handelt es sich nun nicht mehr um einsame Größen; die junge Generation, die ihre Anregung von Deutschland und von Frankreich empfing, ist fleißig bei der Arbeit, und zwar ausschließlich in reiner Mathematik. Moore und Dickson in Chicago, Storey und Taber in Clark, Bocher und Osgood in Harvard, White in Evanston, van Vleck in Wesleyan mögen als typisch gelten.

Auch in den Naturwissenschaften zeigt es sich wieder, daß der Amerikaner durchaus nicht das praktische Gebiet bevorzugt; keine unpraktischere Wissenschaft als die Astronomie, und doch gerade hier eine Kette vorzüglichster Leistungen. Schon äußerlich bekundet sich das astronomische Interesse; kein Land der Welt hat so viele großangelegte Observatorien wie die Vereinigten Staaten, und in keinem wird die Herstellung so vollendeter Linsen erreicht. Auch die innere Arbeit kam zum Teil der Technik und Methode zugute; so hat Rowland die astronomische Spektroskopie und Pickering die Photometrie aufs glänzendste umgestaltet. Goulds und Langleys Sternkataloge sind unentbehrliche Arbeiten; zur Beobachtung von Asteroiden und Kometen trug Amerika seinen vollen Teil bei; die genialsten Leistungen aber kamen von Newcomb, der seit über vierzig

Jahren an der Spitze steht und dessen Gewichts- und Wegberechnungen grundlegend wurden. Daneben mögen Chandlers Breitenbestimmungen, Youngs Arbeiten über die Sonne, Newtons über die Meteoriten, Barnards über die Kometen genannt sein.

Überraschenderweise ist die Entwicklung der wissenschaftlichen Physik bisher weniger glänzend. Wirklich Erstklassiges ist eigentlich nur in der Optik geleistet worden, wo Michelsons Messungen der Lichtwellenlänge, Rowlands Studien mit concaven Gittern, Newcombs Messungen der Lichtgeschwindigkeit, Langleys Studien am infraroten Spektrum zu den Großtaten der Physik gehören. In allen übrigen Gebieten haben die Arbeiten noch etwas Zersplittertes; keine großen einheitlichen Ziele treten hervor. Das schließt nun aber nicht aus, daß auch auf den Gebieten der Elektrizität, der Akustik, der Temperatur von Männern wie Trowbridge, Woodward, Barus, Wood, Cross, Nichols, Hall, B. O. Pierce Sabine und vielen andern sehr Tüchtiges geleistet wird, und auch darüber kann kein Zweifel sein, daß auch die technischen Arbeiten, besonders im Kreise der Elektrotechnik, manches für die reine Wissenschaft geleistet haben. Daß diese physikalische Technik von Triumph zu Triumph geschritten ist, das ist ja der ganzen Welt bekannt; vom Handwerkszeug des Arbeiters bis zum Bau der Brücken und Lokomotiven hat da die Mechanik ihre Siege gefeiert. Angewandte Physik hat das moderne Bicycle und die Nähmaschine, die Druckmaschine und die Werkzeugmaschine und tausend andre Ersatzmittel der Muskelarbeit erfunden, hat den Telegraphen ausgebildet, das Glühlicht geschaffen, das Telephon und den Phonograph konstruiert, und jeder Tag bringt neuen Ruhm der amerikanischen Erfindergemeinde. Nur soll man aber nicht glauben, daß die Edisons und Teslas und Bells die einzigen Repräsentanten der amerikanischen Physik sind; in Dutzenden großer Laboratorien geht die stille Arbeit rein wissenschaftlicher Physik vor sich. Als Seitenzweig der Physik sei übrigens auch die Meteorologie erwähnt, die in Amerika, durch die weite Ausdehnung des Beobachtungs-

gebietes begünstigt, unter Ferrel Hazen, Greely, Harrington, Mendenhall, Rotch u. a. glänzende Entwicklung fand.

In noch höherm Maße dürfte es für die Chemie gelten, daß ihr Fortschritt in Amerika unabhängig vom Wachstum der chemischen Industrie war; die führenden Chemiker haben alle im Dienst der reinen Wissenschaft gearbeitet. Und diese Arbeit setzte bereits im Anfang des Jahrhunderts ein, als Benjamin Silliman in Yale, der Herausgeber des ersten naturwissenschaftlichen Magazins, seine schulemachende Wirksamkeit begann. Ihm folgten in der ältern Generation Männer wie Hare, Smith, Hunt, vor allem Cooke, dessen Studien zum Periodizitätsgesetz und Atomgewicht des Sauerstoffes bemerkenswert sind. Unter den Spätern ist Willard Gibbs, der Nestor der chemischen Thermodynamik, durch seine Theorie der Phasenregel berühmt geworden und Wolcott Gibbs durch seine Studien über komplexe Säuren. Crafts ist bekannt durch seine Arbeiten über organische Synthese, und Mallets Untersuchungen über das Atomgewicht des Aluminiums können als klassisch gelten. Die Steinanalysen von Hillebrand, die organischen Synthesen von Stieglitz, die Ionstudien von Noyes, die Atomgewichtarbeiten von Clarke und von Richards, die technischen Fortschritte, die Gooch eingeführt, die Benzolringsynthesen von Hill, die Studien aromatischer Verbindungen von Jackson, die Steinölarbeiten von Warren, die Thoriumarbeiten von Baskerville sind allgemein geschätzt, ebenso die vielbenutzten Lehrbücher von Ira Remsen, dem Entdecker des Saccharin. Im Kreise der physiologischen und landwirtschaftlichen Chemie sind Chittenden, Pfaff und Hilgard am bekanntesten, und als Vorkämpfer der physikalischen Chemie Richards in Harvard, wohl der einzige englisch-amerikanische Dozent bisher, der als Ordinarius an eine deutsche Universität, nach Göttingen, berufen wurde, freilich ohne dem Ruf Folge zu leisten. In gleicher Richtung wirken vor allem Bancroft und Noyes.

Durch viele Brücken war die Chemie des Landes mit der Mineralogie, Petrographie und Geologie verbunden. Seltsamerweise hat dabei die Mineralogie ein einziges Zentrum:

die Yale-Universität. Hier wirkte der ältere Dana, dessen System der Mineralogie 1837 zum ersten Male erschien und durch immer neue Auflagen ein halbes Jahrhundert hindurch das Standardbuch in allen Sprachen blieb und dessen chemische Einteilung der Mineralien überall Eingang fand. Hier wirkte sein Sohn, der Krystallograph, sowie Brush und Penfield, der mehr neue Gesteinsarten untersucht hat als irgend ein Lebender. Neben diesen anerkannten Führern schreiten Männer wie Lawrence Smith, Cooke, Gerth, Shepard, Wolff. Glänzender aber noch waren die Fortschritte der Geologie, für die das amerikanische Land von Natur zu einem unvergleichlichen Untersuchungsfeld geschaffen ist. Hier hatte Hall bereits früh eingesetzt, und Dana und Whitney, Hayden und King, Powell und Gilbert, Davis und Shaler und Branner führten die Arbeit fort. Die Spuren der Eiszeit und die Formung der Gebirge wurden das Lieblingsthema. Die Forschung, die sich nicht selten mit den praktischen Bergwerkinteressen berührte, gilt als eine der wichtigsten und in Europa am meisten beachteten Leistungen amerikanischer Wissenschaft.

Im engsten Zusammenhang mit den geologischen entwickelten sich die geographischen Interessen. Die Vermessungsinstitute der Regierung standen da durch den gewaltigen Apparat, mit dem sie arbeiten konnten, im Vordergrund; berühmt sind vor allem die Arbeiten zur Küstenaufnahme von Bache, Mendenhall u. a., die Landesvermessungen unter Rogers, Whitney und Gannet. Am einflußreichsten für die Geographie wurden wohl die hydrographischen Arbeiten von Maury, dessen physikalische Geographie der See bahnbrechend wirkte. Die Verbreitung geographischer Interessen förderte vor allem Guyot. Besonders anziehend waren dem Amerikaner von jeher die Expeditionen in gefahrdrohende Gegenden; ihr Reiz machte ihn zum wirtschaftlichen Pionier, zum Missionar und zum Forschungsreisenden. So zogen Lewis und Clarke zum unbekannten Nordwesten, Wilkes zum Stillen Ozean, Perry nach Japan, Stanley nach Afrika; andre reizte Südamerika, und vor allem immer aufs

neue der Nordpol seit Kanes erster Polarexpedition 1853. Zu dem geologischen Fortschritt trug nicht wenig die Paläontologie bei, die in Amerika vortreffliche Vertreter fand. Schon Hall hatte sich mit den wirbellosen Fossilien beschäftigt, dann folgten Hyatts fossile Kephalopoden, Scudders fossile Insekten, Beechers Brachiopoden, und im Reich der fossilen Wirbeltiere Leidy, Cope, Osborne und vor allem der geniale Marsh.

Fast jeder dieser Männer war zugleich als systematischer Zoologe tätig. Die systematische Zoologie hatte überhaupt, besonders in früherer Zeit, zahlreiche Jünger, geführt von Audubon, dessen Pionierwerk „Die Vögel von Amerika" bereits 1827 erschien, von Say, dem ersten Schmetterling- und Muschelforscher, und später von Louis Agassiz, dem großen Erforscher der Quallen, Hydroiden und Polypen, dessen Sohn Alexander Agassiz die berühmten Untersuchungen an Koralleninseln durchführte. Daneben wirkten Le Conte, Gill, Packard, Verrill auf dem Gebiet der Wirbellosen, Baird, Ridgeway, Huntington, Allen, Meriam, Jordan auf dem der Vertebraten. Die Gegenwart drängt aber auch in Amerika, wie überall, zur Histologie und Embryologie. Auch hier gingen die beiden Agassiz voran; der Vater mit den Schildkrötenstudien, der Sohn mit den Seesternarbeiten; nächst ihnen sind hervorzuheben die vorzüglichen Arbeiten von Wyman, Whitman, Brooks, Minot, Mark, Wilson, neben denen die Variationsforschungen von Davenport u. a. erwähnt werden müssen. Die Lebenserscheinungen sind bald von Zoologen, bald von Biologen und Physiologen untersucht. Hierhin gehören auch die Studien über das Sinnesleben der niedern Tiere, wie Lee und Parker sie angestellt; vor allem aber die genialen Untersuchungen des Deutsch-Amerikaners Jacques Loeb in Kalifornien, der die Tropismen der Tiere und die Befruchtungsvorgänge in ganz neues Licht gestellt hat. Unter seinen physiologischen Kollegen gelten Bowditch, Howell, Porter, Meltzer mit Recht als die bedeutendsten.

Das höchste Lebewesen, das der Naturforscher studieren kann, ist der Mensch, wenn er nicht geschichtlich, sondern

anthropologisch betrachtet wird. Es lag dem Amerikaner nahe, sich der Anthropologie und der Ethnologie zuzuwenden, da die Natur dort tausend Indianerstämme mit den verschiedensten Sprachen und Lebensformen zum Studium darbot, alle Völker der Erde dem Lande zuströmten, Millionen afrikanischer Neger dort sich aufhielten, der Boden viel Überbleibsel der indianischen Vergangenheit bedeckte, und im benachbarten Zentralamerika seltsame Kulturen ihre Bauten hinterlassen haben. Das ethnologische Bureau in Washington und das Peabody-Museum in Harvard wurden die Zentren der ausgedehnten Expeditionen und Forschungen; in neuerer Zeit haben die Arbeiten von Morgan, Hale, Brinton, Powell, Dall, Putnam, McGee, Boas u. a. besonders für die Indianerforschung neue Perspektiven eröffnet.

Reich und der Wissenschaft neu wie die Tierwelt war auch die amerikanische Pflanzenwelt. Europäische Botaniker waren mit Forschungsreisen vorangegangen, als in der Mitte des letzten Jahrhunderts die geniale und unermüdliche Lebensarbeit von Asa Gray einsetzte, der in engster Fühlung mit europäischen Botanikern in über vierhundert Schriften die Klassifikation und systematische Durcharbeitung des ungeheuren Rohmaterials unternahm. Gray, der 1888 starb, ist unbestritten der größte Botaniker, den Amerika hervorgebracht. Seine Arbeiten wurden ergänzt durch seinen Lehrer Torrey, durch Chapman, der den Südosten des Landes bearbeitete, durch Forschungsreisende wie Wright und Watson, durch Engelmann, der sich den Kakteen, Bebb, der sich den Weiden widmete, durch Coulter, den besten Kenner der Pflanzen im Felsengebirge, durch Bailey und andre. Diese mehr oder weniger von Gray beherrschte einheitliche Arbeit ging in den zwei letzten Jahrzehnten unter verschiedenen Führern nach verschiedensten Richtungen auseinander. Unter Farlows Leitung wandte man sich den Cryptogamen zu, Goodale bürgerte die Pflanzenphysiologie ein, Sargent beschrieb die Bäume des Landes. Daneben entwickelte sich in weitgehender Arbeitsteilung die Spezialarbeit der botanischen Gärten in Newyork, Boston, St. Louis, der Herbarien

und pflanzenphysiologischen Institute der Universitäten, der landwirtschaftlichen Experimentalstationen, und die Publikationen aller dieser Arbeitsstätten unter einem großen Stab wissenschaftlicher Botaniker, wie Robinson, Trelease, Fernald, Smith, True, stehn hinter den Arbeiten keines Landes zurück.

Genug, vielleicht zu viel bereits von trockenen Namen, und doch waren es nur Stichproben, geeignet, gleichermaßen die Stärken und die Schwächen der Entwicklung anzudeuten. Vor allem haben wir versucht, die Grenzen der philosophischen Fakultät nicht zu überschreiten. Ein ähnliches Eingehen auf theologische, juristische, medizinische und technische Arbeit wäre verlockend, aber müßte zu weit hier führen. Doch gleichviel, ob der unparteiische Beobachter zu jenen Disziplinen blickt, die wir skizzierten, oder darüber hinaus in die akademischen Nachbargegenden der andern Fakultäten, überall wird ihm dasselbe Bild entgegentreten: ein gesundes, tapferes, intelligentes Vorwärtsschreiten, mit vollstem Verständnis für wahre Wissenschaft, mit zähem Fleiß, mit straffer Organisation, mit optimistischer Energie.

Die wirklichen Leistungen sind wie überall ungleich; den heutigen von England und Frankreich sind sie schon in vielen Richtungen überlegen, denen Deutschlands überlegen in einzelnem, gleichwertig in anderm, in vielem aber noch nicht ebenbürtig. Daß die Bedingungen in manchen Beziehungen bis vor kurzem ungünstig waren, sahen wir deutlich; gerade diese schädigenden Bedingungen sind aber in den letzten Jahren stetig zurückgedrängt, und neue günstige Faktoren sind hinzugetreten. Man pflegt dabei in erster Linie an die reichen Geldmittel zu denken, die dem Forscher unbegrenzte Förderung gewähren. Der Hauptwert dieses Reichtums liegt aber nicht in der Versorgung mit Arbeitsmitteln. Alles das kann zunächst nur bewirken, daß niemand durch eigne Dürftigkeit oder durch Mangel an Büchern, Apparaten, Laboratorien und Sammlungen von seinen Studien abgehalten wird; ein großer Forscher wird aber dadurch nicht geschaffen. Das Durchschnittsniveau kann sich durch Reichtum heben,

aber über eine gewisse bureaumäßige Mittellage würde es nicht gebracht, denn im letzten Grunde kommt es in der Wissenschaft doch immer nur auf den persönlichen Faktor an, und gutes Menschenmaterial kann auch mit kleinen Mitteln Vorzügliches leisten.

Hier aber setzt nun die wichtigere indirekte Wirkung jener fürstlichen Opulenz ein: sie hebt den sozialen Charakter der Wissenschaft und zieht so das bessere Menschenmaterial an. Solange das Wissenschaftsleben etwas Ärmliches, Bedrücktes, Schulklassenmäßiges hatte, fühlten sich auch nur die Leute vom Schulmeistertypus angezogen. Die starken Geister, die den Drang zum Vollen und Großen fühlten, versuchten ihre Kraft an den gewaltigern Kulturaufgaben des Wirtschaftslebens; dort allein waren die großen sozialen Prämien. Jetzt ist das anders geworden, der große Stil, das Leben aus dem Vollen, das Sozialästhetische wirkt nunmehr auch in den großen Universitäten, die Wissenschaft hat im nationalen Bewußtsein ihre Würde erlangt, der Gelehrte hat sich vom Schullehrer gesondert, die rechte Sorte von jungen Forschern ist in die Arena getreten. Und in derselben Richtung wirkt ein andres Motiv. Der Familienreichtum ist in die dritte Generation gelangt; da drängt er vom Geschäftsleben zu Kunst und Wissenschaft. Die Söhne der besten Familien, junge Leute, die ein gutes Stück Vitalität und Persönlichkeit mitbringen, machen sich statt in der Bank jetzt im Laboratorium heimisch und wollen wirken; die Yankeeintelligenz und die Yankeeenergie bringt ein jeder mit. Diese soziale Neubewertung der Wissenschaft und ihre Wirkung auf die Auslese des Menschenmaterials ist der wichtigste Faktor, der die Höhenentwicklung amerikanischer Wissenschaft klar voraussehen läßt.

Deutschland weiß von alledem heute noch wenig; man lebt noch in den Traditionen von vor zwanzig Jahren, und merkt nicht, wie schnell sich diese Verhältnisse verschieben. Amerikanische Bücher werden unberücksichtigt gelassen, amerikanische Zeitschriften gehen in lächerlich kleiner Zahl über den Ozean, immer wieder klagen die Amerikaner, daß

selbst auf der großen Berliner Bibliothek viele der wichtigsten amerikanischen Werke und Magazine fehlen, und das ist am grünen Holz: wie wird es am dürren sein? Daß derlei auch nicht lange ohne ernstlichen Schaden für deutsche Wissenschaft geschehen kann, liegt auf der Hand. Der Deutsche täuscht sich da leicht durch den Umstand, daß jährlich Hunderte von amerikanischen Studenten nach deutschen Universitäten pilgern. Er deutet dieses Symptom zu optimistisch. Wer die amerikanischen Verhältnisse kennt, der weiß, daß es sich dabei zunächst leider um eine große Zahl sogenannter Studenten handelt, die von kleinen Colleges kommen und von der Freiheit des deutschen Hörsaals Gebrauch machen, weil sie die Eintrittsbedingungen für die führenden amerikanischen Universitäten nicht erfüllen können. Der bessere Teil aber, der mit ernster Vorschulung für ein paar Semester die amerikanische Hochschule mit der deutschen vertauscht, geht heute nicht mehr, wie vor dreißig Jahren, mit dem Gefühle hin, daß Deutschland der Schulmeister der Welt sei und daß er dort etwas qualitativ Verschiedenes von dem heimischen Wissenschaftsbetrieb finden würde. Er geht dorthin, um seinen Horizont als gebildeter Mensch zu erweitern, oder um bei einem Spezialisten besondere Studien zu machen; er sucht einen Gewinn, den der Deutsche ebenso finden würde, wenn er in den Graduate schools von Harvard oder Columbia, Chicago oder Johns Hopkins ein Reisejahr zubringen würde — eine akademische Neuströmung, die tatsächlich bereits eingesetzt hat.

Ja, zu oft nur kommt der junge Student, reich befriedigt von dem interessanten Winter in Berlin oder München und dem glücklichen Sommersemester in Heidelberg oder in Freiburg, mit dem Gefühle heim, daß die Kollegien ihn eigentlich enttäuscht hätten. Auch manche andre Symptome der Reaktion sind dem Kundigen leicht bemerkbar. Es ist ja eine begreifliche optische Illusion: weil der Amerikaner seine eigne Wissenschaft so schnell steigen fühlt, erscheint es ihm, als wenn die deutsche, die er noch vor drei Jahrzehnten so hoch über sich sah, langsam tiefer sinke. Eine Zunahme des deut-

schen Universitätsbesuches, der ja leider so gar keine Verpflichtung zum wirklichen Kollegbesuch einschließt, steht damit in keinem Widerspruch. Noch einmal sei es gesagt, daß, wenn die deutschen Vorurteile nicht bald korrigiert werden, die Überraschung über amerikanische Erfolge auf geistigem Gebiet noch größer sein wird als auf wirtschaftlichem.

In der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hatten alle Kulturnationen ihre großen Philosophen gehabt, Frankreich Descartes und Malebranche, Italien Bruno und Campanella, England Bacon und Hobbes, die Niederlande Spinoza und Grotius, nur Deutschland hatte nichts zu bieten, und es galt als ausgemacht bei den Spöttern, daß die Deutschen kein Talent für die Philosophie haben — die Leibnitz und Lessing, die Kant, Fichte und Hegel mögen auch in Amerika näher sein, als die Spötter es sich träumen lassen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Literatur.

Was liest der Amerikaner?

Im Jörn Uhl sagt der Lehrling in der Hamburger Buchhandlung: „Wenn ich Ihnen einen Rat geben soll, Sie wollen klug und weise werden, dann gehen Sie dahin, wo keine Bücher sind. . . . Bücher? Wissen Sie, wenn ich meinen Vater nicht hätte, so ginge ich nach Amerika, wahrhaftig, das täte ich. Und wehe dem, der mir ein Buch unter die Nase hielte." So mancher in Deutschland ist längst über seine Lehrlingszeit hinaus, und stellt es sich im wesentlichen nicht anders vor: da drüben in Amerika, da kümmert man sich nicht um Bücher — und ungläubig würde er die Kunde hören, daß nirgends in der Welt so viele Bücher gelesen werden, wie in Amerika.

Den reinsten Ausdruck findet die amerikanische Lesefreude in der Entwicklung des Bibliothekwesens. In wenigen Kulturfragen ist Amerika in so hohem Maße berufen, Lehrmeisterin der alten Welt zu sein. Europa hat eine glänzende Reihe alter großer Büchersammlungen; und Deutschland geht dabei allen Ländern Europas voran. Ihr Zweck läßt sich nur von einem Punkte aus einheitlich übersehen: sie dienen der wissenschaftlichen Arbeit, sie sind die gewaltigen Laboratorien der Forschung. Ihre Hauptplätze sind daher die Universitäten, und auch die großen Stadtbibliotheken dienen im wesentlichen denen, die Material für produktive Arbeit suchen oder sich über bestimmte Fragen gründlich orientieren wollen.

Genau der gleiche Typus großer Bibliotheken hat sich in Amerika entwickelt. Auch hier sind es vor allem die Universitäten, deren Bücherapparat zur Verfügung der wissenschaftlichen Welt steht; daneben Fachbibliotheken gelehrter Gesellschaften, juristische Staatsbibliotheken, spezialistische Bibliotheken der Regierungsinstitute und der Museen, und als gewaltigster Apparat die Kongreßbibliothek. Die Sammlung solcher gelehrten Büchereien begann in den frühesten Tagen der Kolonien, offenbar in erster Linie unter theologischem Einfluß. Es liegt im Wesen der calvinistischen Kirche, mehr als andrer Bekenntnisse, zum Bücherstudium hinzulenken. Noch im Jahre 1790 waren im Bücherkatalog von Harvard-College 150 Seiten von 350 mit theologischen Büchern gefüllt. Heute hat Harvard fast eine Million Bücher, deren Mehrzahl in das Gebiet der Literatur, Geschichte, Philologie, Philosophie und Jurisprudenz fällt. In Boston gesellt sich zur Harvard-Bibliothek die juristische Staatsbibliothek mit über hunderttausend, die historische Athenäumsbibliothek mit über zweihunderttausend Bänden, die große naturwissenschaftliche Bücherei des Polytechnikums und viele andre. In gleicher Weise stehen in den andern Großstädten die Universitätsbibliotheken im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Arbeit, umgeben von oft hervorragenden Spezialbibliotheken, besonders in Newyork, in Chicago,

in Philadelphia; daneben haben akademische Kleinstädte wie Princeton, Ithaka, New-Haven ihre wertvollen Büchersammlungen mit oft einzigartigen Spezialkollektionen. Ist doch seit Jahren die amerikanische Universitätsbibliothek der beste Käufer für die hinterlassenen Fachbibliotheken europäischer Professoren. Nicht selten kommen sogar, besonders durch Schenkung von anhänglichen Schülern, einzigartige Kollektionen von höchstem wissenschaftlichen Wert in die Hand kleinerer Institute.

Für große Gebiete der Forschung kommt die erste Rolle Washington zu. Umfassende Büchereien, die zur Benutzung des Fachmanns offenstehn, gehören dort zu den verschiedenen naturwissenschaftlichen, nationalökonomischen und technischen Regierungsinstituten. Am bekanntesten ist die einzigartige medizinische des Kriegsdepartements. Darüber erhebt sich mit weit über einer Million Bänden die Kongreßbibliothek, die heute vornehmlich durch ihr offizielles Recht auf ein Exemplar von jedem amerikanischen Buche, den Charakter einer Nationalbibliothek beanspruchen kann. Von einer allseitig entwickelten Büchersammlung im Stil der Londoner ist dabei freilich noch keine Rede. Die Nationalbibliothek ist einseitig oder zeigt wenigstens gewaltige Lücken; da sie als Bibliothek des Kongresses in die Höhe wuchs, so hat sie außer den Pflichtexemplaren amerikanischer Bücher und den naturwissenschaftlichen Büchern des Smithsonian-Institutes im wesentlichen nur politische, historische, nationalökonomische und juristische Werke. Der enge Raum, in den die Bücher bis vor wenigen Jahren gepfercht wurden, ließ es nutzlos erscheinen, Mittel aufzuwenden, welche die Bibliothek über den nächsten Hauptzweck, den Dienst für die Gesetzgeber, hinausführen konnten. Dann aber hat das amerikanische Volk in seiner Bücherliebe einen Bau errichtet, wie ihn die Welt als Bücherstätte noch nie zuvor gesehen. Seit 1897 ist die neue Kongreßbibliothek geöffnet, und da die Regale jetzt noch für Millionen Bände Raum geben, so wird das allseitige Auswachsen in eine vollständige Bibliothek nach dem Vorbild von London nicht lange

auf sich warten lassen. Von besonderem Wert ist ihre bedeutende Sammlung von historischen Manuskripten und Korrespondenzen.

Alle die genannten Büchersammlungen gleichen im wesentlichen denen Deutschlands. Da sie fast alle aus dem neunzehnten Jahrhundert kommen, so sind sie moderner; es gibt weniger toten Ballast unbenutzter Folianten und größere Vollständigkeit besonders in der periodischen Literatur. Viel wichtiger noch ist ihr großer Vorsprung in allen Fragen der Benutzbarkeit. Ihre Lesesäle sind bequemer und heller; ihre Kataloge sind besser und zugänglicher, die Bibliothekstunden sind viel länger, vor allem aber ist die Bedienung überall unvergleichlich schneller; Brooks Adams sagte neulich über die Washingtoner Bibliothek: „Als Arbeitsplatz grenzt dieses Gebäude an Vollkommenheit. Es ist weit, licht, bequem und vorzüglich bedient. In Paris und London arbeitet man in düstern, unfreundlichen, überfüllten Zimmern; hier sind die Lesesäle zahlreich, einladend und behaglich. In der Pariser Nationalbibliothek kostet es eine Stunde, ein Buch zu erhalten, im Britischen Museum eine halbe Stunde, in Washington fünf Minuten.“ In Deutschland pflegte es einen halben Tag zu dauern. Gerade diese schnelle Bedienung, die für den Studenten so viel ausmacht, findet sich in Amerika überall; und überall baut man Bücherpaläste, wenn auch die Schönheit der Washingtoner Lesesäle unerreicht dasteht.

Und dennoch, alle diese Unterschiede sind unwesentlich. Im Prinzip wollen die gelehrten Büchereien in der alten und in der neuen Welt dasselbe; der große Unterschied zwischen Europa und Amerika beginnt erst da, wo die gelehrten Zwecke verschwinden und Bildungszwecke in den Vordergrund treten. Die amerikanische Volksbibliothek, die nicht der Wissenschaft, sondern der Bildung dient, verhält sich zum deutschen Gegenstück wie der Pullmanexpreßzug zur Postkutsche.

Wer etwa in Boston nur die wissenschaftlichen Bibliotheken kennt, die einschließlich Harvard beinahe zwei Mil-

lionen Druckschriften umfassen, der hat die größte Bibliothek der Stadt noch nicht gesehen. Am Copleyplatz, neben dem Kunstmuseum, gegenüber Amerikas schönster Kirche, steht ein Renaissancepalast. Das Treppenhaus von gelbem Marmor, die berühmten Wandgemälde, der träumerische Säulenhof, die lichtdurchströmten Hallen, alles ist von hoher Schönheit, und ein und aus flutet da von früh bis spät, am Werktag und am Sonntag, das Bostoner Volk. Der Menschenstrom teilt sich in der Eingangshalle; die einen zieht es im Erdgeschoß zum Zeitungssaal, wo mehrere hundert tägliche Zeitungen, darunter ein Dutzend deutsche, in Rahmen hängen; andre wandern weiter zu den Zeitschriftenhallen, wo die Wochen- und Monatsschriften der Welt zur Verfügung stehen; andre kommen zu den obern Stockwerken — dort, wo Sargents berühmte Prophetenbilder die Kunstfreunde anlocken —, um die wertvolleren Prachtwerke oder Kunstzeitschriften, geographische Karten oder Musikwerke einzusehen. Der breiteste Strom aber flutet in die weiten Hallen des ersten Stockwerkes, zum Teil in die geräuschlose mächtige Lesehalle, zum Teil in die Katalogrotunde, zum Teil in den durch seine leuchtenden Gralfresken weitbekannten Saal, in dem die Bücher ausgegeben werden. Von seinen Schaltern werden für Hausgebrauch jährlich anderthalb Millionen Bände ausgeliefert. Und niemand hat zu warten, mit Zauberschnelle trägt der Apparat den Bestellzettel fort und fährt der automatische Wagen das gewünschte Buch aus dem Millionenvorrat herbei. Die Kleinen haben inzwischen trippelnd ihren Weg in den Kindersaal gefunden, in dem die beste Jugendliteratur sie anlockt. Und alles verführt selbst den Bücherfeind zum Niedersitzen; alles ist so einladend, bequem und behaglich, so reich und schön, und alles steht auch dem geringsten Arbeitsmann zur freien Verfügung.

Und dennoch, wenn der Bürger von Massachusetts gefragt würde, was sein Hauptstolz bezüglich der Volksbibliotheken wäre, er würde vielleicht nicht auf diesen großartigen Palast in Boston, der Hauptstadt des Staates, hinweisen; mit größerem Stolze darf ihn ein andres, ein wichtigeres erfüllen:

daß Massachusetts, kleiner als ein Drittel von Bayern, freie Volksbibliotheken in 350 Städten und Ortschaften hat. Erst dadurch ist die Kulturmission der öffentlichen Volksbibliothek vollkommen sichergestellt. Sie muß in jedem Flecken und in jedem Winkel ein Mittelpunkt geistiger und sittlicher Bildung werden, und überall, nicht nur in großen Plätzen, den Drang nach Selbstvervollkommnung befriedigen und zugleich erregen. Die Leistung von Massachusetts ist natürlich noch nicht überall im Lande erreicht; besonders der ganze Süden hinkt nur langsam nach. Eine größere Stadt ohne große Volksbibliothek gibt es aber nicht mehr, und ebenso gibt es keinen Staat, der nicht auf jede mögliche Weise Volksbibliotheken in seinen kleinen Gemeinden anregt und, wenn es not tut, unterstützt.

Vor allem aber ist eine Volksbibliothek das Lieblingsweihnachtsgeschenk der Philanthropen geworden, und wenn auch die Hospitäler, Universitäten und Museen keinen Grund zur Klage haben, die Kirchen fühlen es unbedingt, daß die verschenkten Millionen sich jetzt immer seltener in bunte Kirchenfenster und immer häufiger in wohlgefüllte Bücherregale umsetzen. Im Jahre 1900 gab es bereits 5383 öffentliche Bibliotheken mit über tausend Bänden; 144 davon umfaßten mehr als fünfzigtausend, 54 mehr als hunderttausend Bände. Alle zusammen enthielten nach der Statistik von 1900 über 44 Millionen Bände und über 7 Millionen Broschüren, mit einem durchschnittlichen Jahreswachstum von über 8 %; es dürften heute also bereits fünfzehn Millionen Bände mehr in den Regalen stehen. Die vielen tausend Bibliotheken, die es noch nicht über 999 Bücher gebracht, bleiben dabei ganz außer Spiel.

Wie sich solche Volksbibliothek zusammensetzt, läßt sich leicht aus dem geordneten Musterkatalog ersehen, den die Bibliotheksvereinigung vor ein paar Jahren für eine typische Bücherei von etwa 5000 Bänden publizierte. Der Katalog, der mit Ausnahme der wichtigsten fremdländischen Klassiker nur Bücher in englischer Sprache, freilich einschließlich vieler Übersetzungen, enthielt, widmete allgemeinen Nachschlage-

werken 227, Geschichte 756 Bände, Biographien 635, Reisebeschreibungen 413, Naturwissenschaft 355, schöner Literatur 694, Romanen 809, Kunst 225, Religion 220, Sozialwissenschaften 424, Technik 268 usw. Die Kosten dieser Mustersammlung betrugen 12000 Dollars, und das Verhältnis der einzelnen Gruppen darf auch für größere Sammlungen als typisch gelten; bei noch kleineren verschiebt es sich wohl meist etwas zugunsten der schönen Literatur. Welch ein Interesse das ganze Land diesen Fragen entgegenbringt, zeigt sich übrigens daraus, daß dieser Katalog, ein Band von sechshundert Seiten, zunächst in zwanzigtausend Exemplaren gedruckt wurde, nach kurzer Zeit aber diese erste Auflage vergriffen war.

Die Mischung dieses Kataloges deutet nun aber auch zugleich den mannigfaltigen Charakter der Aufgabe an. Die öffentliche Bibliothek soll das Bildungsniveau der Bevölkerung heben; das wird aber zum mindesten in dreifacher Form geschehen müssen. Einmal gilt es, in weiten Kreisen Interesse anzuregen; dann den Einzelnen, der sich in seinem Beruf weiterbilden oder für bestimmte Aufgaben vorbereiten will, zu unterstützen, und drittens, das überall vorhandene literarische Unterhaltungsbedürfnis mit guter oder wenigstens unter Ausschluß schlechter Literatur zu befriedigen. In allen drei Richtungen sieht die Bibliotheksverwaltung ernste Aufgaben vor sich. Sie lenkt und leitet wirklich den Geschmack und das Interesse der Menge, bekämpft den Hintertreppenroman mit den besten Romanen des Tages, die seichte Literatur mit pädagogisch wertvollen Werken, und keine Gemeinde gibt sich zufrieden, bis nicht ihre Bibliothek für weite Kreise Ersatz für Wirtshaus und Klub geworden ist. Amerika ist ja das Paradies für den Arbeiter und reich an Lockendem für den reichen Mann; aber der kleine Mann des Mittelstandes, der in Deutschland seinen Hauptgenuß im Wirtshaus findet, der wäre in Amerika schlechter versorgt, wenn nicht die Volksbibliothek ihm ein zweites Heim eröffnet hätte. So ist die öffentliche Bücherei vollberechtigt neben der Volksschule zum Hebel der Kultur geworden, und wo Amerika

kolonisiert, da schickt es immer als Pionier den Schullehrer und den Bibliothekar aus.

Die Gelehrtenbibliothek kann das nicht leisten; gewiß kann auch etwa die Universitätsbibliothek der allgemeinen Bildung dienen, und umgekehrt kann eine Volksbibliothek mit hunderttausend Bänden natürlich in verschiedensten Richtungen der wissenschaftlichen Forschung dienen; der Akzent aber muß an zwei verschiedenen Stellen liegen, sonst würde weder der eine noch der andre Effekt voll erreicht. Die Friedhofsruhe der Forscherbibliothek und das Bahnhofsgetümmel der Volksbibliothek gehören nicht zusammen; in der einen Richtung hat Amerika an die ehrwürdigen Traditionen von Europa anknüpfen können, in der andern Richtung hat es neue Wege geschaffen und arbeitet mit Riesenkräften an ihrem Ausbau. Jedes Jahr bringt da neue Ideen und Vorschläge, neue Pläne für Einrichtung und Auswahl, Katalogisierung und Nutzbarmachung. Als etwa die Bibliothek in Providence anfing, zu jedem Vortrag, der in der Stadt gehalten wurde, ein vollständiges Verzeichnis von Schriften über den betreffenden Gegenstand an ihrem Schwarzen Brett anzuschlagen, da war mit dem kleinen Schritt eine große Bewegung eingeleitet. Auch die heute immer populäreren Jugendabteilungen sind ein Produkt der letzten Jahre. Selbst Blindenabteilungen gesellen sich hinzu. Neu sind auch die Staatskommissionen, die unterstützend eingreifen, neu sind die Wanderbibliotheken, welche die Dörfer versorgen.

Neu sind auch die großen Bibliothekarschulen. Der deutsche Bibliothekar ist ja meistens ein Gelehrter. Der Amerikaner ist überzeugt, daß er das europäische Bibliothekswesen nicht so sehr durch die großen Mittel überholt habe, als dadurch, daß er mit dieser Gelehrtentradition gebrochen und durchweg Verwaltungsbeamte mit rein bibliothekstechnischer Vorbildung in den Dienst gestellt habe. Und da es solche Beamte nun an vielen tausend Bibliotheken gibt und die großen Institute ein ganzes Heer von Angestellten verlangen, so können einerseits die Bibliotheksschulen, die zum Teil dreijährigen Fachkursus bieten, sich förderlichst

entwickeln, und anderseits ist dadurch reichliches Material vorhanden, um die wirklich tüchtigsten Leute an die führenden Stellen zu rufen. Daß durch diese administrative Vollendung der technische Apparat selbst sehr teuer wird, läßt sich nicht bestreiten; die Bostoner Bibliothek verschlingt jährlich eine Viertelmillion Dollars für Verwaltungskosten. Aber für keine Ausgabe greift der amerikanische Steuerzahler lieber in seinen Beutel; er weiß, daß die Volksbibliothek die beste Waffe gegen den Alkoholismus und gegen das Verbrechen, gegen die Korruption und gegen die Nörgelei ist, und daß der demokratische Staat nur dann gedeihen kann, wenn der jedem Amerikaner innewohnende Trieb nach Selbstvervollkommnung Befriedigung findet.

Wer aber wollte den Lesestoff der amerikanischen Nation nach den Büchern der öffentlichen Bibliotheken bemessen; sie sind doch trotz alledem nur Ergänzung zu den ungeheuren Massen bedruckten Papieres, das in den Privatbesitz der einzelnen übergeht. Jährlich senden 340 amerikanische Bücherverleger ihre Schätze auf den Markt; welch bescheidene Rolle spielt dabei der Verkauf an die Bibliotheken. Ein Roman, der „geht", geht meistens ins dritte Hunderttausend, und wenn auch die Riesenauflagen auf Romane und Schulbücher beschränkt bleiben mögen, so hat doch auch manches historische oder politische, literarische oder praktische Buch Auflagen, die kein deutscher Verleger sich träumen lassen würde. Wenn die Zahl der jährlichen Erscheinungen kleiner ist als in Deutschland, so kommt dabei zweierlei in Betracht: der amerikanische Plattendruck verbietet neue umgearbeitete Auflagen, und vor allem die Broschüre wird durch den Magazinartikel ersetzt. Die Zahl der Bücherexemplare ist aber viel größer als in Deutschland. Und dazu gesellt sich für die obern Schichten die nicht geringe Zahl deutscher, französischer und italienischer Bücher, die von Europa eingeführt werden.

Vor allem aber kommt dazu für die breitesten Schichten des Volkes die ungeheuerliche Produktion an periodischer Literatur. Die Statistik besagt, daß in den Ver-

einigten Staaten im Jahre 1903 2300 Tagesblätter, mehr als 15000 Wochenschriften, 2800 Monatsschriften, 200 Vierteljahrsschriften, im ganzen 21000 periodische Veröffentlichungen erschienen, mehr als auf dem gesamten europäischen Kontinent; Deutschland hat 7500. Die unheimliche Bedeutung dieser Ziffern und ganz besonders ihr Verhältnis zu europäischen Erscheinungen wird aber erst dann ganz klar, wenn man die Höhe der Auflagen berücksichtigt. Nicht nur die Blätter der drei Millionenstädte, auch die der größern Provinzialplätze rechnen mit Hunderttausenden. Eigentlich noch überraschender ist der beispiellose Absatz der Wochen- und Monatsschriften, und zwar nicht nur der Wochenblätter im sanften Gartenlaubenstil oder im aktuellsten Wochengewande und der Monatsschriften mit der Fels-zum-Meer-Nuance. Nein, Berge der hervorragendsten Essayzeitschriften verschwinden an jedem Zeitungsstand in ein paar Stunden, und wer Neu-England kennt, ist nicht verwundert, wenn T. W. Higginson in seinen Erinnerungen erzählt, daß er in Massachusetts in ein Örtchen kam, das nur vierundzwanzig Häuser hatte, in neunzehn der Häuser aber das Atlantic Monthly gehalten wurde, eine Zeitschrift, die am ehesten mit der Deutschen Rundschau verglichen werden kann.

Nicht weniger erfreulich als der Massenkonsum von Magazinen in den mittlern Bevölkerungsschichten ist der überraschend große Absatz von teuren, ja, kostbaren Luxusbüchern, die sich an reiche Privatleute wenden. Künstlerische Ausgaben zu fabelhaften Preisen sind oft verkauft, noch ehe die Auflage erschienen ist, und illustrierte wissenschaftliche Werke, die Hunderte von Dollars kosten, finden leicht ihre Abnehmer. Alles das sind nur Symptome der Tatsache, daß die nach den Mitteln abgestufte Bücherei in jedes amerikanische Heim gehört, und große Privatbibliotheken sich nicht etwa nur im Hause des Gelehrten oder des Fachmanns finden. Ja, in den Palästen der großen Geschäftsleute ist die Bibliothek oft der schönste Raum, und wenn man auch hier und da in einen mit Büchern austapezierten Prunkraum kommt, der so aussieht, als wenn der Architekt beauftragt ge-

wesen, die buntgebundenen Folianten mitzubesorgen, so trifft es doch viel häufiger zu, daß gerade das Bibliothekszimmer der wärmste, lebensvollste Raum des Hauses ist. Und wer sich in solchen Schatzkammern umschaut, gewöhnt sich bald das Wundern ab; die seltensten alten Drucke, die vollständigsten Sammlungen, die wertvollsten Kuriositäten sind da liebevoll und verständnisvoll zusammengetragen in ein kunstgeschmücktes Heim. Welches deutsche Bürgerhaus hat eine Kunst- und Büchersammlung wie etwa die im Hause von Montgomery Sears in Boston; man schwelgt dort in der Schönheit, daß es fast wie selbstverständlich erscheint, wenn man in der Bücherei auch Gedichte und Briefe von Goethe und Schiller im Autograph antrifft.

Aber von der Bücherei des Millionärs bis zur sorgsam ausgewählten Handbibliothek der armen Schullehrerin, von den Bücherpalästen der Nationalbibliothek bis zu der schüchternen Volksbibliothek des Bauerndorfes, von dem Lesegroßbetrieb des Gelehrten bis zu der langsamen Leserei des Arbeiters, der seine Zeitung an der Straßenecke holt, und des Ladenmädchens, das mit dem letzten Roman in der Hochbahn sitzt, überall ein Leben und Weben im Reich der gedruckten Worte. Und dieser Kultus des Buches ist von Tag zu Tag im Wachsen.

Weitaus das meiste von dem, was der Amerikaner heute liest, ist von Amerikanern geschrieben. Das bedeutet nicht, daß irgend eine Erscheinung der Weltliteratur ihm entgeht. Im Gegenteil, so wie der Amerikaner überall nur das Beste haben will, die neuesten Maschinen einführt oder die berühmtesten Virtuosen hören will, so gehört es auch in der Literatur zum Wesen des amerikanischen Geisteslebens, daß man aufmerksam auf jeden neuesten Ton in der Poesie horcht, er mag von Rußland oder Norwegen kommen. Und die großen Werke der Weltliteratur haben ihre andächtige Gemeinde: es gibt in Boston wahrscheinlich mehr Dantekenner als in Berlin. Von deutschen Geistesprodukten liest man in erster Linie wissenschaftliche Bücher, im engern Kreis die streng wissenschaftlichen Schriften im Original, im wei-

tern Kreis die populärwissenschaftlichen in Übersetzungen. Von schöner Literatur legt man Schiller und Lessing mit den Schulbüchern beiseite, dagegen bleiben Goethe und Heine vertraut, und daneben Übersetzungen neuerer Romanschriftsteller, von Freitag und Spielhagen bis Sudermann. Französische Literatur wird etwas mehr im Original gelesen als deutsche, aber mit wachsender Antipathie; das sittliche Empfinden des Amerikaners ist durch einen solchen Abgrund von der Moral des Pariser Romans getrennt, daß die neuere französische Literatur in Amerika niemals so populär wurde, wie etwa in Deutschland.

Von wirklich entscheidendem Einfluß ist dagegen selbstverständlich die englische Literatur, und zwar jeden Genres. Englische Magazine werden freilich wenig geliebt und gelesen, aber englische schöne Literatur, Gedichte, Romane, Dramen und Werke von allgemeinem Interesse sind in Amerika nicht weniger gesucht als in England selbst. So ungleiche Bücher wie die Romane von Mrs. Ward, von du Maurier und von Kipling erreichten gleichermaßen fabelhaften Absatz, und die gesamte große Englandliteratur von Chaucer bis Browning bildet den Bildungshintergrund jedes Amerikaners und noch mehr jeder Amerikanerin. Und dennoch kann es gesagt werden, das meiste von dem, was heute in den Vereinigten Staaten gelesen wird, ist von Amerikanern geschrieben.

* * *

Was und wie schreibt der Amerikaner?

Europa ist leicht geneigt, die Antwort im voraus zu geben, und aus seinen unliebenswürdigen Vorurteilen heraus ein „echt amerikanisches" Schrifttum zu konstruieren. Man denkt an Buffalo Bill und an den Barnumschen Zirkus. Noch ist es nicht vergessen, wie England plötzlich Joaquin Millers bizarre kunstlose Präriegedichte als die große amerikanische Leistung feierte und den in der Heimat ganz unbeachteten geschmacklosen Dutzenddichter zum amerikanischen Byron erhob — und doch war er nicht nur unbedeutend, sondern

auch gar nicht typisch amerikanisch. Und was der Deutsche sich unter amerikanischem Humor vorstellt, steht unter ähnlichem Einfluß. Erst wo der Humor groteske Karikaturen zeichnet, schenkt man ihm Beachtung. Mark Twains erste Schriften, die nur durch wilde Übertreibung wirken, haben in Deutschland besser gefallen als in Amerika; der wirklich amerikanisch feine Humor, von Lowell oder Holmes, ist unbeachtet geblieben. Der Amerikaner soll durchaus maßlos, formlos, im letzten Grunde kunstlos sein, und wäre der Neuen Welt je ein echter Dichter zu bewilligen, so müßte er niagaragleich herniederdonnern. In diesem Sinne ist die wirkliche Literatur Amerikas bisher ganz unamerikanisch geblieben; vielleicht zu unamerikanisch, denn wenn ihr etwas fehlte, so war es Kraft. An Uhlands, Geibels und Heyses fehlt es nicht, aber ein Hebbel ist noch nicht erschienen.

Es gibt keinen schlechthin neuen Zug in der amerikanischen Literatur, überhaupt keinen einzelnen Zug, der in allen amerikanischen Schriftwerken bemerkbar wäre und der gleichzeitig in allen europäischen fehlt. Wenn es amerikanische Besonderheit in der amerikanischen Literatur gibt, so kann es nur eine besondere Mischung alter bekannter Elemente sein. Ein enthusiastischer Amerikaner behauptete: Amerikaner sein, heißt frisch und doch reif sein, und damit ist in der Tat eine Verbindung gegeben, die neu ist und das literarische Temperament des Landes in seinen Vorzügen kennzeichnet. Frisch sein, jung sein, heißt unreif sein; reif sein, abgeklärt sein, heißt den Enthusiasmus und die Frische der Jugend verloren haben: reif und doch frisch sein, heißt amerikanisch sein. Unvereinbares ist da ja nicht verknüpft. Unvereinbar wäre es, reif und naiv zu sein; naiv ist der Amerikaner nicht und ist es nie gewesen. So wie das Volk als Nation keine Kindheit durchgemacht hat, keine Balladen und Epen und Volkslieder in nationaler Naivität schaffen konnte, weil es mit fertiger Kultur von Europa herüberkam, so hat die frische Jugendlichkeit im literarischen Nationaltemperament auch heute nichts von naiver Unberührtheit; es ist der Enthusiasmus des Jünglings, nicht die Unschuld

des Knaben. Unvereinbar wäre es aber auch, frisch und dekadent zu sein; der Amerikaner ist reif, aber niemals überreif, niemals geschwächt durch die reife skeptische Müdigkeit des Alternden.

Frisch sein heißt Selbstvertrauen, Optimismus, Begeisterung empfinden, heißt lebhaft, unverdorben, tapfer sein, heißt mit Idealismus und Jugendlust nach dem Höchsten streben. Reif sein aber heißt, die Dinge historisch erfassen, die Dinge in ihren Proportionen sehn, Formgefühl haben; reif sein heißt, ruhevoll über den Dingen stehn und lächeln; reif sein heißt einfach sein. Aber wo all diese Züge harmonisch vereint sein wollen, da müssen Schwächen notwendig gesetzt sein. Dieses optimistische Kraftgefühl, dieses enthusiastische Selbstvertrauen kann das feinere, leisere nicht aufkommen lassen; da gibt es volles Sonnenlicht, aber keine Dämmerung mit ihrer träumerischen Schönheit; da gibt es keine gebrochenen Töne, keine sentimentalen und keine zerrissenen Stimmungen, das Wunderbarste steigt doch erst empor, wenn der Pessimismus einmal wenigstens die Seele berührt hat. Und eines vor allem: der Enthusiasmus der Jugend will nicht nur anschauen, sondern auch wirken, überzeugen, umgestalten, und so ist der Amerikaner weniger Künstler als Verkünder; hinter dem Schauenden steht der moralische Reformer, dessen Enthusiasmus die Welt verbessern will. Auf der andern Seite muß reife Abgeklärtheit die Leidenschaft dämmen, das Dämonische und Tragische glätten, und, mit ruhiger Liebenswürdigkeit und distinguiertem Verständnis für alles Menschliche, die dramatische Erregung vermeiden. So kommt es, daß dem enthusiastischen Höhestreben die volle künstlerische Kraft gebricht, daß dem Idealismus die sinnliche Leidenschaft fehlt, daß wir vollendetes Formgefühl finden und doch mehr sittlichen als künstlerischen Inhalt, und daß wir Humor ohne seine Lieblingsbegleiterin, die Sentimentalität, antreffen. Selbstverständlich drängen sich schnell die Ausnahmen heran, die solcher Formel zu spotten scheinen. War Poe nicht voller Dämonik, war Hawthorne nicht durchaus Künstler, hat Whitman nicht alle

Formgesetze durchbrochen, kennt Henry James die gebrochenen Töne nicht? Gewiß, und doch sind solche Schwankungen vom Durchschnitt stets aus besondern Bedingungen verständlich, nur für die große Zahl lassen sich Formeln suchen.

In jenen großen seelischen Zügen aber lassen sich die Wirkungen der großen Faktoren erkennen. Jener enthusiastische, selbstvertrauende, jugendliche Optimismus in der Literatur ist nur ein andrer Ausdruck des Triebes nach Selbstbetätigung, der sich im Kampf mit der Natur, in der Kolonisierarbeit des Amerikaners so gewaltig entwickelte und Amerikas wirtschaftliche Macht schuf. Und wie Barrett Wendell vortrefflich bemerkt hat, nicht weniges von jenem enthusiastischen spontanen Naturell war Erbteil des altenglischen Stammes, Erbteil Englands von vor dreihundert Jahren. In England selbst hat die wirtschaftliche Entwicklung das Volk verwandelt, die Untertanen der Königin Viktoria hatten keine Ähnlichkeit mit denen der Königin Elisabeth, die Spontaneität der Shakespearezeit paßt nicht mehr für den insularen behäbigen John Bull. In Amerika aber kam jener Stamm unter Bedingungen, die gerade den spontanen Enthusiasmus anregen mußten.

Daß anderseits ruhige, geklärte, formsichere Reife die Produkte des jungen Landes adelt, ergab sich natürlich in erster Linie durch den stolzen Einfluß der englischen Literatur; die alte Kultur Englands ersparte dem Volk die unreifen Lehrjahre. Dazu kam die historisch gegebene Vorherrschaft der Neu-Englandstaaten, deren puritanischer Geist der Literatur den ethischen Grundzug, aber auch zugleich die über dem Gewühl stehende Ruhe und Reife brachte. Und noch eins galt durch das ganze Jahrhundert und gilt noch heute: ein großer Teil der besten Literatur entstand in Kreisen, die sich in bewußter Reaktion gegen den vulgären Geschmack der Menge befanden. Gerade weil die Zahl der Bücherkaufenden und Lesenden so viel größer ist als in Europa, müssen die unliterarischen Leserkreise, die sich wie überall an breiten Bettelsuppen erfreuen, durch ihren Umfang noch stärker das Unbehagen der wirklichen Literatur-

freunde erwecken, und durch dieses Bewußtsein der Opposition, die zugleich zur nationalen Mission wird, muß das künstlerische Gewissen geschärft, das Formgefühl gefestigt und das Unreife überwunden werden.

Zweifellos waren es aber auch äußere Bedingungen, die ebenso wie für die Vorzüge, nun auch für viele der Fehler und Schwächen verantwortlich sind. Vor allem jener Mangel an Zwischenfarben, an Dämmerungstönen, an träumerischen, dämonischen, pessimistischen, sentimentalen, dekadenten Nuancen: es ist der Mangel des amerikanischen Lebens, ein Mangel, der in mancher andern Beziehung freilich ein Gewinn sein mag. Keine alten Schlösser und keine verfallenen Ruinen, keine malerischen Volkssitten und keine Kirchenmystik, keine farbigen Symbole und keine bunten Abschattierungen der sozialen Gruppen, kein romantisches Lumpenelend und keine faszinierende Monarchenpracht — alles nur gesundes, kräftiges Behagen, tüchtig und wohlgekleidet, auf breiter Straße im Sonnenschein. Es war kein Zufall, daß zunächst sich die wahren Dichter gar nicht um ihre Umgebung kümmerten, sondern die amerikanischen Stoffe, wie etwa Hawthorne, aus der kolonialen Vergangenheit entnahmen, die bereits in romantische Entfernung gerückt war, oder aus dem Indianerleben, später aus dem abgelegenen Abenteurerleben des Westens, aus dem Negerleben oder aus dem Landleben abgeschiedener Gebiete; das Leben, das den Dichter täglich umgab, konnte erst langsam für die Poesie gewonnen werden, und weil es so grell klar war und ohne dämmrige Atmosphäre, so daß es nicht zur poetischen Behandlung einlud, hat es auch der ganzen Literaturbewegung in seiner Mitte etwas Nuancenarmes gegeben, etwas hausbacken Gesundes.

Die schöne Literatur steht im Mittelpunkt des charakteristischen Schrifttums, aber auch die Literatur im weitern Sinne, wenn alles eingeschlossen ist, was Menschenschicksal deutet, also Geschichte und Philosophie, oder selbst im weitesten Sinne, wenn sie die Gesamtheit der geschriebenen Äußerungen des Volkes umfaßt, muß alle wesentlichen Züge

des literarischen Temperamentes wiedergeben. In der Tat spiegelt die nichtbelletristische Literatur ebenfalls die Physiognomie des Amerikaners aufs klarste. Allen voran das meist gelesene Druckwerk, die Zeitung. Es ist in den bessern Kreisen Amerikas Mode, die Zeitung als Literaturprodukt zu verachten und sie nur als notwendiges Übel zu dulden. Und darüber kann kein Zweifel sein, daß die Mehrzahl der Zeitungen unendlich viel Triviales und Vulgäres auftischt, und es vor allen Dingen oft vulgär und trivial behandelt. Gezwungen aber ist niemand, den nicht die eigene Sensationsliebe zwingt, seine tägliche Lektüre aus dieser Mehrzahl zu wählen; jedermann weiß, daß eine Minderzahl ernster vornehmer Blätter zur Verfügung steht. Sehen wir von der Zeitungspolitik ab und abstrahieren wir von dem schlechthin bewundernswerten Wirtschaftlich-technischen — von beiden Seiten haben wir früher gesprochen —, so bleibt das Zeitungswesen des ganzen Landes nun aber doch noch ein literarisches Werk von hohem Werte, das gar zu oft unterschätzt wird. Die amerikanischen Zeitungen, und zwar nicht nur die größten, sondern die Hunderte, sind ein Geistesprodukt von überraschend einheitlichem Guß.

Gewiß ist der Stil oft flüchtig, die Logik oft unsolide, die Sachkenntnis oft oberflächlich, aber wie es sich darbietet, hat es Einheit und Charakter. Gewiß drängen sich in den Journalismus mehr als irgendwo jährlich Tausende geistig lockerer Existenzen, aber der amerikanische Journalismus hat, wie die amerikanische Nation, in erster Linie eine staunenerweckende Assimilationskraft. So wie jährlich Tausende von Russen und Italienern in den Lumpen ihrer Kulturlosigkeit landen und nach ein paar Jahren ernsthaft interessierte politische Amerikaner sind, so landen an der Küste des amerikanischen Journalismus zu viele, die wahrlich nicht vorgebildet waren, um durch das gedruckte Wort Lehrer und Förderer oder auch nur Unterhalter der Menschheit zu werden. und die nach ein paar Jahren denn doch völlig assimiliert sind. Ja, die amerikanische Zeitung von Boston bis San Francisko ist ein einheitliches Geistesprodukt, mit

einheitlichem Stil, und trotz aller Vorurteile muß es gesagt sein, die amerikanische Zeitung gehört in die Literatur, und gehört mehr dorthin als eine deutsche.

Der Amerikaner kennt keine Scheidung zwischen der unpolitischen Plauderei mit literarischem Ehrgeiz unter dem Strich, und der unliterarischen Belehrung mit politischem Ehrgeiz über dem Strich. In gewissem Sinn ist die ganze Zeitung politisch und doch zugleich die ganze Zeitung ein Feuilleton. Von dem Leitartikel, deren jedes größere Blatt täglich drei oder vier enthält, bis zu den winzigen Glossen, Randbemerkungen, Streiflichtern, mit denen die redaktionelle Seite zu schließen pflegt, vom Essay aus dem Washingtoner Kapitol bis zum Geplauder vom Sportfeld — jedes will in seiner Art ein Kunstwerk sein und jedes trägt den Stempel der amerikanischen Literatur. Pedantisch ist da nichts; gewiß fehlt es oft an Gründlichkeit der Information und an Perspektive, zu oft auch an Gewissenhaftigkeit bei der Prüfung der Anklagen, aber alles ist frisch, optimistisch, anschaulich und eindringlich, und zwischen den Zeilen lacht überall der Schalk.

In den Wochenblättern, die oft nur von Zeitungen abgeschöpft sind, wie etwa die Einflußreiche Nation von der täglichen Newyork Evening Post, leistet Amerika Vortreffliches. Der leichte, frische, unmittelbare Stil des Amerikaners findet dort seinen passendsten Schauplatz. In anspruchsvollerer, bleibenderer Gestalt wiederholt sich das in den Monatsschriften. Die führenden sozialpolitischen Monatsblätter, wie die altehrwürdige North American Review, die nur gar zu viel Wert auf berühmte Mitarbeiternamen legt, das Forum und andre stellen sich an die Seite der besten englischen Revuen; das mehr literarisch gefärbte Atlantic Monthly, das 1857 von dem Bostoner Freundeskreise Lowell, Longfellow, Emerson, Holmes, Whittier und Motley gegründet wurde und dauernd das beste Können des Landes anzog, läßt sich am ehesten mit der Revue des deux Mondes vergleichen. Die Monatsschrift jeder Art fördert nun vor allem diejenige Literaturform, für die Amerika das ausgesprochenste

Talent zeigt, den Essay. Der Zeitschriftenessay ersetzt vor allem vollkommen die deutsche Broschüre; Broschüren sind nahezu unbekannt. Die Broschüre, die auf eignen Füßen steht, muß, um in ihrer Kürze die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu lenken, mit lauten Mitteln agitatorisch wirken. Der Essay, der unter der Verantwortung der Zeitschrift dem Leser nahegebracht wird, verlangt das nicht; er steht als einer neben andern und paßt sich dem an; er will nicht das ganze Interesse, sondern nur seinen Teil im harmonischen System.

Während so im deutschen Literaturkreise die eigentlichen Streitfragen gern in Broschüren ausgekämpft werden, der Essay aber zum Buch in Miniaturform wird, lediglich für die sanfte Belehrung des für lange Bücher zu eiligen, gebildeten Publikums geschrieben, ist der amerikanische Essay ein Mittelding, lebendig, aktuell, satirisch, wie die deutsche Broschüre, abgetönt und belehrend wie die deutsche Abhandlung. Erst wenn eine Reihe ähnlich gerichteter Essays aus derselben Feder sich zu einem größern Ganzen zusammenfügen, treten sie als selbständiges Buch auf. Wir erwähnten es schon früher: Amerika ist überreich an solchen Essaybänden, die fast stets dieselbe Geschichte haben. Zuerst sind es Vorträge, dann Aufsätze in Monatsschriften, dann werden sie in umgearbeiter Form vereinigt. Ihr Wert ist natürlich außerordentlich ungleich, aber beim Durchschnitt ist der Inhalt interessant und wichtig, oft bahnbrechend, und die Form überraschend vortrefflich. Eine distinguierte Behandlung, ein pointierter Humor, eine reiche, anschauliche Sprache mit ungewöhnlich glücklichen Vergleichen und eine saubere Politur vereinigen sich und lassen die oft unleugbare Hast der Materialsammlung und Oberflächlichkeit der Erörterung vergessen. So kommt es, daß die Buch-Essayisten, ungleich ihren deutschen Kollegen, beim Lesepublikum sich größter Beliebtheit erfreuen, und daß jedes Jahr an hundert Bände Essays zutage fördert. Das Schlagwort frisch und reif paßt nirgends besser.

Aber der Amerikaner bleibt Amerikaner, auch wenn er sich auf den scheinbar internationalen Boden der Wissenschaft begibt. Daß der Historiker in persönlichem Stil schreibt, ist selbstverständlich; Parkman und Motley, Prescott und Fiske sind Typen sehr ungleicher Geschichtsforscher, und doch, die amerikanische Art, an den Stoff heranzutreten, ihm Form zu geben und ihn lebendig werden zu lassen, ist allen gemeinsam. Ja, man öffne ein so sachlich wissenschaftliches Werk, wie etwa William James zweibändige Grundzüge der Psychologie. Nur ein Amerikaner findet so eindringlich anschauliche Wendungen, so persönliche Form für abstraktes Wissen, solche Frische bei solch reifem Meisterkönnen.

Als Seitensprößling der sachlichen Literatur mag die freie Rede gelten. Ein Volk von Politikern muß einen Ehrenplatz für den Redner freihalten, und von jeher waren tausend Faktoren im Volksleben wirksam, um die Redekunst zur Entfaltung zu bringen, das kleinste Redetalent zu schulen und zu lohnen, und den großen Redner in die Höhe zu tragen. Jede tiefere Bewegung in der amerikanischen Geschichte wurde durch das Auftreten gewaltiger Redner eingeleitet; vor der Revolution waren Adams und Otis, Quincy und Henry nicht nur die Sturmvögel, die da anzeigen, was kommen würde: mit brennenden Worten haben sie die Revolution mit geschaffen. Und wer will von der Weltbewegung, die zum Sklavenkrieg führte, sprechen, ohne von der Oratorik zu sprechen, von Choate und Clay, von Calhoun und Hayne, von Garrison und Sumner, von Wendell Phillipps, dem größten Demagogen, von William Everett, dem größten Akademiker, und vor allem von Daniel Webster, dem größten Staatsmann unter den Rednern.

In den heutigen Zeiten der Ruhe tritt der Redner hinter dem Essayisten zurück, und die große Masse der heutigen Parteireden hat auch nicht den bescheidensten Platz in der Literatur. Wer aber je die Kampagne vor einer Präsidentenwahl mitgemacht, die führenden Anwälte vor Gericht gehört oder die nach allen Regeln des Sportes geführten Debatten

der Universitätsstudenten verfolgt hat, der weiß, daß das Rednertalent des Amerikaners seit jenen Tagen der Erhebung nicht verkümmert ist und wieder zu großartiger Höhe sich erheben würde, wenn je wieder ein größerer Anlaß als Silberwährung oder Philippinenpolitik die Nation erregte. Intensität in der Erfassung, vollendete Formgestaltung im einzelnen Satz wie im Aufbau des Ganzen, überraschende Gleichnisse, sieghafter Spott, packende Steigerung und der Ton der Überzeugung scheinen da zu jedermanns Verfügung. Hier und da wird die Phrase hohl und der schöne Tonfall soll zu viel ersetzen, aber die heutige Tendenz geht auf Schlichtheit des Ausdrucks und Einfachheit der Rede. Die liebenswürdigste Variation der Rhetorik findet sich in Tischreden. Der echte amerikanische Afterdinner-speech ist ein zierliches Kunstwerk feinster Art. Oft natürlich hört man nur den unechten, der eine Geschichte an die andre reiht und sich damit begnügt, sie gut zu erzählen. Auch im echten darf die pointierte Anekdote nicht fehlen, aber sie ist nur ein Schmuck der Einleitung. Bald nähert sich der Redner seinem eigentlichen Thema, und nun beginnt er im graziösen Spiel, halb ernst, halb tändelnd, auf der Höhe pathetisch, aber stets scheinbar unwillkürlich seine Gedanken in Worte zu formen. Im Kapitol wird besser gesprochen als im Reichstag, beim amerikanischen Bankett aber wird nicht nur besser als beim Festessen und Kommerse gesprochen, sondern es ist etwas qualitativ Verschiedenes, es ist wirklich eine literarische Kleinkunst, für die der Amerikaner durch sein ganzes Naturell mit all seiner Frische, seinem Humor, seinem Formgefühl und seinem Enthusiasmus prädisponiert ist.

Wer sich bei den Journalisten, Essayisten, Historikern und Rednern umsieht, muß mehr als einmal in das Gebiet der schönen Literatur hinüberblicken. Und das gilt für Amerika mehr als für irgend ein andres Land. Auf der einen Seite hat, wie wir schon sahen, die schöne Literatur einen starken Zug ins praktisch Wirksame; sie stellt sich froh in den Dienst der großen Ideen, der moralischen oder der sozialen. Die Dichtung wird da selbst zum Essay und

zur Rede. Es ist nicht nötig, dabei an rein agitatorische und deshalb künstlerisch zweitklassige Romane wie „Onkel Toms Hütte“ oder gar an literarische Nichtigkeiten wie Bellamys Utopie zu denken; nein, echte Dichter wie Whittier können in der Geschichte der Sklavenbefreiung nicht vom Kreise der politischen Schriftsteller getrennt werden, und während der tendenziöse Problemroman im Stil der dreibändigen englischen Gesprächsromane in Amerika unbeliebt blieb, weil er dem amerikanischen Formgefühl widerstritt, hat um so mehr der scharfumrissene, kurze, satirische Gesellschaftsroman sich entwickelt, der ja stets leicht ins Journalistische und Essayistische umkippt. Auf der andern Seite lag es in der Natur der amerikanischen Gesellschaftsentwicklung, daß der Dichter mehr als nur Dichter sein mußte. Jene geistige Aristokratisierung der Gesellschaft, bei der es Lebensberuf sein kann, nur Poet zu sein, hatte sich in der wirtschaftlichen Kampfzeit Amerikas noch nicht entwickeln können; die führenden Romanciers waren fast auf allen Gebieten schriftstellerisch tätig. Nicht selten begannen sie als Journalisten, fast immer waren sie gleichzeitig Essayisten, Redakteure, Professoren.

* * *

Das achtzehnte Jahrhundert war für die Neue Welt ärmlich und unfruchtbar in Lyrik wie in Epik. Die Literaturgeschichte nennt schon viele Namen, aber sie bedeuten kein selbständiges Schaffen, das neben Englands Höhenkunst genannt werden darf. Von England war man innerlich abhängig wie äußerlich. Ja, wer die vollständige geistige Unfruchtbarkeit des heutigen Kanada mit der fieberhaften Regsamkeit des amerikanischen Nachbarlandes vergleicht, wird sich unwillkürlich fragen müssen, ob politische Kolonien überhaupt imstande sind, literarische Selbstschöpfer zu werden. Erst als die Freiheit errungen war und dann nach ein paar Jahrzehnten der Unrast und Ungewißheit ein Zustand des neuen Gleichgewichts erreicht war, erst dann erwachte die amerikanische Literatur. Auch dann war sie nicht und wollte

sie nicht frei sein von englischen Vorbildern, aber es waren selbständige Persönlichkeiten, die in den Vordergrund traten. Washington Irving war, wie Thakeray sagte, „der erste Gesandte, den die neue Welt der Literatur zur alten schickte“. Die englischen Einflüsse sind nicht zu verkennen, und doch, es war ein starkes, eigenartiges Talent, das da Geschichten erzählte; von allen seinen Büchern blieb das Skizzenbuch von 1819 am populärsten; nie wieder konnten von den Ufern des Hudson, wo Rip van Winkle geträumt hatte, die guten Geister der Poesie verscheucht werden.

Noch aber war der amerikanische Roman nicht erstanden. Wohl spielten die Romane von Brown auf pennsylvanischem Boden, aber sie waren trotz packender Schilderungen im höhern Sinne kunstlos. Da entdeckte James Fennimore Cooper die ungehobenen Schätze des unendlichen Landes; 1821 erschien der Spy, und der amerikanische „Scott“ war berühmt. Im nächsten Jahr begann mit den Pioneers die Reihe seiner Lederstrumpfgeschichten aus dem wilden Indianerleben, und Coopers zweiunddreißig Romanen folgten die Geschichten der kleinern Schatzgräber. Unter ihnen war Miß Sedgwick die erste Frau, die literarische Popularität erreichte, und ihre Romane wohl die ersten, die das Leben der Neu-Englandstaaten aufgesucht. Zu derselben Zeit aber schrieb in einer kleinen Neu-Englandstadt ein Jüngling Verse, deren marmorne Schönheit unvergleichbar war mit allen frühern lyrischen Versuchen seines Vaterlandes. 1821 erschien der erste Band Gedichte von Bryant. Nun gab es eine amerikanische Literatur, und Englands spöttische Frage aus dem Anfang des Jahrhunderts: Wer liest ein amerikanisches Buch? war für immer verstummt.

Schnell folgt die Aufwärtsbewegung zum ersten Höhenzug. In den dreißiger Jahren beginnt eine glänzende Zeit, da Hawthorne, Holmes und Emerson, Longfellow und Thoreau, Curtis und Margaret Fuller von Neu-England aus die Neue Welt durchwärmten und durchleuchteten. Und wie ein Vortakt zu der großen Zeit klingt das Lied des einen Unvergleichlichen, der mit seinem Sang nicht wie die morali-

schen Neu-Engländer für Ideen kämpfen, sondern nur singen wollte, das Lied von Edgar Allen Poe. Poes melancholische, dämonische, melodienvolle Dichtung ist ein Wunderquell in dem Land, das bis dahin nur harte Arbeit gekannt hatte; und Poe war der erste, dessen Phantasie die kurze Novelle zur Form der reinsten Poesie erhob. In Neu-England aber war keiner so innerlich ein Dichter, wie Nathaniel Hawthorne, der Dichter des „Scarlet Letter". Sein „Marble Faun", der in Italien spielt, mag ihn in vollster Reife zeigen, seine beste Kraft aber lag in jenen Massachusettsromanen, die in ihrer seelischen Eindringlichkeit und künstlerischen Reife schön sind wie ein Herbsttag in Neu-England. Und Ralph Waldo Emerson. der rhapsodische Philosoph, schrieb Gedichte, überfüllt mit Gedanken, und doch echte Gedichte, und Whittier sang als begeisterter Barde seine Freiheitslieder und neben ihnen das Freundestrio Longfellow, Lowell und Holmes — Harvardprofessoren, Männer von vornehmster Höhenreife, Männer, deren literarische Kultur sie zu Erziehern der Nation gemacht hat. Nur Thomas Wentworth Higginson, der Achtzigjährige, ragt aus jener goldenen Zeit noch in die unsre, einst ein Kämpfer für Sklavenfreiheit und Frauenfreiheit, heute wie damals ein Meister des stimmungsvollen Essays. In seinen Erinnerungen lebt die Zeit der literarischen Blüte.

Longfellow ist uns in erster Linie der feinsinnige Vermittler deutscher Dichtung. Sein Skizzenbuch Hyperion erschloß die deutsche Sagenwelt und brachte deutsche Romantik über den Ozean; und seine Balladen und sein liebliches Idyll Evangeline — ein deutsches Fühlen durchdringt da die Neu-Englandwelt, und selbst die Indianer-Edda, sein „Hiawatha", klingt, wie wenn ein deutscher Wandersmann in das Indianerland gezogen. Longfellow wurde der Liebling des amerikanischen Heims, und zu dem Cambridger Wohnhaus des Verstorbenen pilgert noch heute die amerikanische Jugend. Lowell war vielleicht der Begabtere; jedenfalls der Vielseitigere. Der Kreis seiner Kunst umspannte das höchste Pathos, zu dem amerikanischer Patriotismus in Tagen der Gefahr sich erhoben, und die tollste Laune, die

sich in Dialektversen freien Weg sucht, die Schlichtheit idyllischer Gedichte und den beißenden Witz des kritischen Essays. Es ist Mode, seine humoristische Dichtung, die Bigelow Papers, zum amerikanischsten Literaturprodukt des Landes zu erheben; die akademische Würde kleidet ihn aber doch wohl natürlicher. Der wirkliche Humor Amerikas findet überdies wohl den genialeren Ausdruck in Holmes. Auch Holmes war Lyriker und findet unter den Poeten seinen vollen Platz, sein prächtigstes Werk aber war die Reihe der Autokratenbücher; sein Autokrat am Frühstückstisch hat jenes ernste Lachen, das durch die Weltliteratur klingt. Es war das erste Buch in der langen Reihe; als er es schrieb, war er Anatomieprofessor und vierundsechzig Jahre alt.

Um die Großen aber scharten sich die Geringern. Um die Jahrhundertwende schrieb Harriet Beecher Stowe ihr Uncle Toms Cabin, von dem Monate hindurch täglich zehntausend Exemplare abgesetzt wurden, und die Romanliteratur begann ins Breite zu schwellen. Um dieselbe Zeit erklangen die schönen Lieder von Bayard Taylor, dessen spätere Faustübersetzung unübertroffen blieb, und kaum minderwertig die Lyrik von Stedman und von Stoddard. So kam es, daß zur Zeit, da der Bürgerkrieg ausbrach, zu einer Zeit, als produktive Wissenschaft, mit Ausnahme der Geschichte, noch brach lag und im unentwickelten Anfang steckte, Amerika eine glänzende Literatur besaß. Die Wissenschaft verlangte zuerst den langsamen Aufbau gefestigter akademischer Institutionen; sie mußte mühselig Stein auf Stein fügen; die letzten drei Jahrzehnte des Jahrhunderts gehörten dem mühsameren Werk. Die Dichtung aber bedurfte nur der innern Stimme ihrer Verkünder und der freudigen Bereitschaft des Volkes. Für die Wissenschaft war es denn auch, seit sie überhaupt erstand, ein stilles, stetiges Wachsen mit dem Wachsen der Institutionen; für die Dichtung wechseln die Zeiten des Schwellens und Sinkens. Als der Pulverdampf des Bürgerkrieges sich verzog, war die glückliche Zeit der Dichtung vorüber; eine Zeit des Sinkens begann, und langsam scheint erst in unsern Tagen die Zeit des Steigens wiederzukehren.

Das heißt nun nicht, daß diese drei Jahrzehnte ohne schönes Talent geblieben oder daß äußerlich das Interesse an der Literatur erkaltete. Hochstrebende Romandichter wie Howells, James, Crawford und Cable, Novellisten wie Aldrich und Bret Harte und Hale, wie Mary Wilkins und Sarah Orne Jewett, Lyriker wie Lanier und Whitman, Humoristen wie Stockton und Mark Twain haben Vortreffliches, zum Teil Großes geschaffen und weite Gebiete der Dichtung neu erschlossen; nur gegenüber dem großen Aufstieg, der voranging, wirkt ihre Zeit doch mehr als eine Zeit der Ruhe. Und doch, so mancher ist bereit, Howells für den größten amerikanischen Dichter zu halten und seine realistischen Analysen an die Spitze des modernen Romans zu stellen. Und Howells selbst möchte die Palme Mark Twains späteren reiferen Dichtungen geben.

Einer aber vor allem ist ein Dichter, über den erst die Zukunft das letzte Urteil fällen wird: Walt Whitman. Seine Leaves of grass in ihrer scheinbar formlosen Lyrik wurden von den einen vergöttert, von den andern als barbarisch geschmacklos empfunden, es war ein Streit wie um den Zarathustra. Ja, selbst inhaltlich läßt sich Whitman mit Nietzsche vergleichen, der radikale Demokrat und der extreme Aristokrat, denn die Überspannung des demokratischen Ichrechtes muß zu einem Punkt führen, an dem jeder einzelne alles ist, sich deshalb als der einzige fühlt und stolz das Recht des Übermenschen fordert. „Wenn sie streiten, bin ich schweigsam, gehe baden oder bewundere mich selbst," sagt dieser Prophet der Demokratie. „Lernend saß ich zu den Füßen der großen Meister, oh, daß die großen Meister wiederkehrten, um von mir zu lernen." Solche Paarung der amerikanischen und deutschen Geister ließe sich leicht weiterführen, und wäre vielleicht nicht ungeeignet, um weltliterarische Perspektive zu geben. Wie Whitman und Nietzsche, so könnten wir etwa Bryant mit Platen, Poe mit Heine, Hawthorne mit Freytag, Lowell mit Uhland, Whittier mit Rückert, Holmes mit Keller, Howells mit Fontane, Crawford mit Heyse und so ohne Ende ver-

gleichen und würden da leidlich gleichgroße Zeitgenossen nebeneinanderstellen. Nur darf daraus nirgends eine ausgeführte Parallele gemacht werden, da es noch leichter wäre, für jedes solcher Paare Züge aufzuzeigen, die den Vergleich fast widersinnig erscheinen lassen.

In der schier unübersehbaren Literatur von heute überwiegen der Roman und die Novelle, die short story. Von jeher hat der Amerikaner für die kurze Geschichte besondere Vorliebe und Talent gezeigt; Poe war ihr Meister, und die Grazie, mit der etwa Aldrich die Geschichte von Marjorie Daw oder Davis seine Van-Bibber-Geschichten erzählt, die Kraft, mit der Hale den Mann ohne Vaterland und Bret Harte die westlichen Abenteurer schildert, oder die Innigkeit, mit der Miß Wilkins oder Miß Jewett das stille Leben wiederklingen lassen, ist echte Kunst. Die intensive Auffassung, die frische Lebendigkeit, das feine Formgefühl, der graziöse Humor, alle guten Eigenschaften der amerikanischen Literatur vereinigen sich, der short story zum Siege zu helfen. Es ist nicht die deutsche Novelle; eher ließe sie sich mit französischen Erzählungen vergleichen. Sie stellt auch nicht einen einheitlichen Typus dar; man möchte sagen, es gibt eine weibliche und eine männliche Art. Von weiblicher Art ist die fein ziselierte kurze Geschichte, die kurz wurde, weil der Reiz des Erlebnisses zerflossen wäre, wenn es in breiter Ausführlichkeit berichtet wäre, und von männlicher Kraft ist die blitzartig aufleuchtende kurze Geschichte, die kurz wurde, weil alles so energisch zu dem einen Erlebnis hindrängt und jede langsame Hinführung ungeduldig machen würde; in beiden Fällen wird daher alles Unwesentliche als selbstverständlich vorausgesetzt. Vielleicht ist der Amerikaner nirgends eigenartiger; die Produktion der kurzen Geschichte geht heute ins Massenhafte, meist stehen die Monatsmagazine Paten.

Weniger hört man im Chorus heut die Humoristen. Weder der feine Humor von Irving, Lowell und Holmes, noch der gröbere von Bret Harte und Mark Twain finden heute viele Nachfolger von wirklich literarischem Wert. Es

gibt freilich viele, die sich an Dooleys Glossen zur Zeitgeschichte im irischen Dialekt ergötzen. Viel mehr wirklicher Humor steckt in den leise satirisch gefärbten sozialen Gesellschaftsromanen von Henry James oder mit wesentlichem Abstand in denen von Grant, Herrick, Bates und hundert andern, oder den Romanen aus dem Volksleben wie Westcotts David Harum.

Die reichste Entwicklung aber fand der historische Roman. Zuerst schweifte die Phantasie in die Ferne, und die buntesten ausländischen Kostüme wurden den Schablonengestalten angezogen; am populärsten wurde Wallaces Ben Hur. Jetzt aber ist man längst den Weg von Ebers zu Dahn und Wildenbruch gegangen: die eigne nationale Vergangenheit soll sich in der Dichtung entrollen. Gewiß hat der fabelhafte buchhändlerische Absatz solcher Bücher viel mit dem poetisch gleichgültigen Bildungsbedürfnis zu tun; das Publikum will spielend nationale Geschichte lernen, seit das Nationalbewußtsein so stetig anschwillt, und zweifellos ist dadurch für Millionen heute das soziale Leben Amerikas im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert anschaulicher und lebendiger, als die deutsche Vergangenheit der gleichen Zeit für die große Masse in Deutschland. Ästhetische Motive wirken aber doch in erster Linie. Bücher wie Churchhills Crisis, Bachellors D' ri and I, Miß Johnstons Audrey, Fords Janice Meredith und alle ähnlichen sind ja wohl nur Bücher des Tages, und unter dem nächsten Weihnachtsbaum werden wieder andre liegen, und dennoch kommt ihnen kein unbeträchtlicher künstlerischer Wert zu. Vor allem ist die Eindringlichkeit der Schilderung, die dramatische Lebendigkeit, die glückliche Erfindungsgabe und die reizvolle Diktion einer ungewöhnlich großen Zahl von Romanschriftstellern eigen. Sicherlich liegt das Durchschnittsniveau des amerikanischen Romanes heute nicht tiefer als das des deutschen.

Der historische Roman will vor allem das nationale Bewußtsein erwecken; so sind etwa die Romane des genialen Philadelphiaer Nervenarztes Weir Mitchell zunächst Geschichten aus der großen nationalen Revolutionszeit und nur neben-

bei Geschichten aus Pennsylvanias Vergangenheit. Daneben aber blüht nun die Erzählung mit Lokalkolorit, und hier vor allem tritt jener Zug der amerikanischen Dichtung hervor, der unverkennbar durch das ganze Jahrhundert, von Irving, Cooper und Bryant bis heute, hervortritt, das liebevolle Aufgehen in der Natur. Jede Menschengruppe mit ihrem landschaftlichen Hintergrund fand ihre Dichter; nicht nur die absonderlichen Gesellen der Prärie und der Goldfelder, sondern die äußerlich unromantischen Gestalten der Neu-Englanddörfer und der Tennesseeberge, der südlichen Plantagen und der westlichen Städte begegnen uns in immer neuen Erzählungen. Besonders der neue Westen gebärdet sich ziemlich laut in der Literatur, und das Lied dieses neuen, vorwärtsdrängenden Geistes, der Chicago aufgebaut, ist, nicht ohne Talent, schon oft gesungen; die Romane von Fuller, Norris u. a. sind als Kulturschilderungen des amerikanischen Westens außerordentlich packend. Der heutige Süden mit seinen Neuanpassungssymptomen ist wohl mehr vom nördlichen wie vom südlichen Standpunkt geschildert. Überraschend ist es, daß das Seelenleben des heutigen amerikanischen Negers noch so wenig Beachtung fand; die kurze Geschichte von Chestnut: The wife of his youth weist auf ungehobene Schätze hin.

Die größere Erzählung ist stets in Prosa; das Versepos hat seit Evangeline verschwindend wenige Freunde gefunden: der Vers ist durchaus Form der Lyrik. In großen, vorzüglichen Werken von Stedman, von Onderdonk und andern ist die Geschichte der amerikanischen Lyrik geschrieben; es ist vielleicht die Geschichte des Vollendetsten, das amerikanische Literatur hervorgebracht. Wer den Amerikaner nur in seiner Karikatur kennt und den Idealisten im Yankee nie begriffen hat, der mag verwundert sein, daß gerade die Lyrik sein Lieblingsfeld geworden ist; der romantische Roman, der sich an die Massen wendet, hat immerhin auch eine buchhändlerische Seite, das Gedichtbuch aber muß sich immer selbst genug sein.

Die Lyrik in ihren frischen, intensiven, formfreudigen

Weisen spricht das innerste Wesen der amerikanischen Literatur aus. In der Lyrik ist auch heute die Produktion gewaltig; man stelle sich vor, daß selbst politische Tageszeitungen, z. B. Bostons führendes Blatt, der Transcript, jeden Tag lyrische Gedichte bringt. Und wenn jedes Jahr, wie überall, auch hier viel gleichgültige Versbände in die Welt ziehen, im Grunde ist das Formgefühl so hoch entwickelt, daß man selten auf gänzlich Schlechtes stößt und überraschend oft auf Verse von Bedeutung und tiefer Schönheit. Auch da sind die lautesten Erfolge nicht immer die verdientesten; man hörte zu viel von Markhams Man with the Hoe und zu wenig von Santayanas Sonetten, zu viel von Emily Dickinson und zu wenig von Josephine Peabody. Auch hier macht sich lokale Differenzierung vielfach aufs glücklichste bemerkbar; so in den bekannten Versen von Riley. Der westliche Poet schreitet anders einher als der östliche, der Süden aber hat nie wieder solch melodienvollen Boten gesandt wie Sidney Lanier.

Ein starker lyrischer Zug geht auch durch die dramatische Dichtung des Tages. Das eigentliche Drama ist wie kein andrer Zweig des Geisteslebens von jeher vernachlässigt worden, und wenn es wahr ist, daß die Amerikaner in Temperament und Anlage das Wesen Englands in der Elisabethzeit bewahrt haben, so wäre es nunmehr Zeit, daß sich die Nachkommen Shakespeares auch bemerkbar machten. Bis jetzt haben sie so sehr den Vergleich gescheut, daß sie sich grundsätzlich versteckten; verschwindend wenige Theaterstücke von wirklich literarischer Bedeutung sind jemals zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean verfaßt.

An Dramatikern hat es freilich niemals gefehlt, und mehr als früher wird heute die Bühne mit heimischen Fabrikationen versorgt, aber die Literatur kommt zu kurz. Die oft warm getönten Volksstücke aus Virginia, Neu-England usw. sind dabei häufig besser, als die Gesellschaftsstücke, und die so beliebten Dramatisierungen von Romanen sind meist zwar packend, aber wertlos. Dagegen hat die lyrische Begabung des Amerikaners ihn oft erfolgreich

zu dramatischen Versdichtungen geführt; oft auch zu Dramen von philosophischer Tiefe, wie Santayanas herrlichem Lucifer oder Moodys Masque of Judgement. Daß Amerikas Dramadichtung so kümmerlich blieb, steht aber in enger Beziehung zur Geschichte des amerikanischen Theaters, die uns von der Dichtkunst zu den Schwesterkünsten hinüberführt.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Kunst.

Das Drama führte uns zum Theater, die Geschichte des Theaters aber führt uns zurück zum puritanischen Geiste Neu-Englands. Daß die Schaubühne dem Puritaner als Sündenpfuhl galt, ist selbstverständlich, und die in früherer Zeit nach englischem Muster übliche Verbindung von Theaterlogen und Grogstuben war nicht geeignet, die öffentliche Meinung zu besänftigen. Im Jahre 1750 waren in Boston Theatervorstellungen streng verboten; 1794 wurde ein Theater, später noch andre errichtet, der Unwille gegen den demoralisierenden Einfluß der Bühne wuchs aber so stark, daß sehr bald ein Theatergebäude nach dem andern den profanen Zwecken entzogen und in Predigthallen oder ähnliches verwandelt wurde. Im Jahre 1839 wurde öffentlich erklärt, daß Boston nie wieder ein Theater dulden würde. Freilich, bereits 1870 hatte Boston fünf Theater und heute hat es fünfzehn; vor allem in andern Städten war man von vornherein weniger engherzig: so sind in der Stadt Newyork seit dem Jahr 1733 im ganzen 95 Theater gebaut worden, und über 30 sind heute noch jeden Abend gefüllt. Der puritanische Geist scheint somit längst verflüchtigt, und die geringwertige Leistung von heute ohne Beziehung zu der religiösen Vorgeschichte des Landes. Aber so ist es doch nicht.

Vergegenwärtigen wir uns die Situation. An Theatern ist sicherlich kein Mangel, auch die kleinen Orte haben ihr Schauspielhaus und die großen Städte haben zu viele. An schauspielerischem Talent fehlt es auch nicht. Wohl hat der größte Shakespearedarsteller Edwin Booth keinen gleichwertigen Nachfolger gefunden, aber die Lieblinge des Publikums, Mansfield und Sothern, Jefferson, Drew und Gillette, Maude Adams und Mrs. Fiske, Blanche Bates und Henriette Croßman, Julia Arthur und Julia Marlow, Ada Rehan und Nance O'Neil und viele andre sind sicherlich hervorragende Künstler, und Europas glänzendste Schauspieler, wie Irving und Tree, die Duse und die Bernhardt, die Sorma und die Campbell sind jährlich wiederkehrende Gäste. Des Amerikaners angeborene Anpassungsfähigkeit gibt ihm einen tüchtigen Vorsprung für die Theaterlaufbahn, und es ist wohl kein Zufall, daß nirgends in der Welt das Liebhabertheaterspiel, besonders bei den Studenten und den Studentinnen, so in Blüte steht. Auch die Ausstattung der Stücke läßt wenig zu wünschen übrig; nicht selten geht sie über alles in Europa Gebotene weit hinaus. Oft sieht man entzückende Effekte, oft packende Illusionen und amerikanische gute Laune, amerikanische Verve und Übermut und amerikanische Frauenschönheit tun das ihre, um so manche graziöse Lustspielaufführung und manche flotte Operettenvorstellung wirklich zu künstlerischer Vollendung zu bringen. Vor allem eines: das große Publikum ist zufrieden, die Theater sind überfüllt — fast scheint es ungerecht, die Theaterverhältnisse des Landes zu tadeln.

Aber das große Publikum ist nicht das einzige und nicht das wichtigste. Das kleine Publikum ist unzufrieden. Die Kunstdarbietungen in höherm Stil werden überschwemmt von der Überflut wertloser Unterhaltungsstücke; und mögen die Lustspiele und Possen, Volksstücke und Schwänke, Operetten, Melodramen und dramatisierte Romane noch so amüsant oder aufregend sein, es bleibt für ein Volk, das so unermüdlich nach Bildung und Selbstvervollkommnung ringt, durchaus unwürdig, daß all dieser Übermut die Stimme der echten

Kunst so arg übertönen darf. Und wenn diese Seltenheit der bessern Stücke sich weniger aufdrängt, solange man nur die Ankündigungen etwa in Newyork für einen einzelnen Abend überblickt, so verschärft es sich unerträglich durch die Unsitte, die Stücke wochenlang Abend für Abend zu geben, so daß der einzelne, der Kunst sucht und Wiederholungen vermeiden will, oft schnell am Ende ist. Newyork steht in dieser Beziehung entschieden tiefer als Paris, Berlin oder Wien, im wesentlichen auf dem Niveau von London, und in den andern Millionenstädten Amerikas sieht es eher noch schlechter aus. Überall eine vollständige Anpassung an den Geschmack der großen Masse; auf einen Hamlet kommen zehn Mikados.

Es kann nicht anders sein. Das Theater ist für den Theaterleiter vollkommen Geschäftssache. Wohl findet sich hie und da ein großer Künstler wie Daly, der bereit ist, eine Bühne von rein künstlerischem Standpunkt zu leiten und Herrliches bietet, aber solch kostspieliger Luxus muß Ausnahme bleiben. Gilt es, Geld zu verdienen, so muß die Sorge für häuserfüllende Belustigungen oder Sentimentalitäten in den Vordergrund treten. Dazu gesellt sich aber ein andres Motiv, das in Deutschland nahezu unbekannt ist. Es ist billiger, eine Truppe zu halten, die ein einziges Stück ein Jahr lang mechanisch wiederholt, als eine Truppe, die ein stetig wechselndes Repertoire einstudiert; bei stetiger Wiederholung können auch mittelmäßige Schauspieler eine gewisse Virtuosität erzielen, während beim Repertoirespielen nur der vorzügliche Schauspieler Befriedigendes leistet, der Mittelmäßige aber zu Geringwertiges bieten würde, um das verwöhnte Publikum anzuziehen. Auch die Ausstattung ist so viel billiger, wenn alle Mühe auf ein Stück konzentriert ist.

Nun läßt sich ein Stück in einer mittelgroßen Stadt nicht lange wiederholen. Die Truppe muß also wandern. Erstklassige Gesellschaften reisen nur mit Wocheneinheiten; je nach der Größe der Stadt wird von ein oder zwei bis zu sechs Wochen Halt gemacht. Jede bessere Truppe ist bekannt durch das Stück, für das sie allein das Aufführungs-

recht hat, oder durch den „Star", den führenden Künstler. Die Theater selbst werden dadurch zu leeren Gehäusen, und bereits im Herbst ist für die ganze Hauptsaison von dreißig Wochen bei jedem Theaterbesitzer jede Woche von irgend einer Gesellschaft fest belegt. Dadurch gewinnt ja nun freilich auch die mittelgroße Stadt die Möglichkeit, jedes Jahr die besten Kräfte und neuesten Stücke zu sehen. Die künstlerische Sterilität des Prinzips ergibt sich aber klar, wenn man den allerdings extremsten Fall sieht: Jefferson gibt seinen Rip van Winkle und eigentlich nichts andres seit dreißig Jahren, und die Jugend von Chicago, Philadelphia, Boston wäre unglücklich, wenn er nicht in jeder dieser Städte jeden Winter wieder ein paar Wochen lang die Rolle herunterspielen würde; er ist dabei vielfacher Millionär geworden.

Der Geschäftsgeist kann aber dabei nicht stehen bleiben. Die Hunderte von Gesellschaften machten einander Konkurrenz; der nächste Schritt war daher die Trustbildung. Das Syndikat von Klaw, Erlanger, Frohmann begann 1896 mit 37 führenden Theatern in den größern Städten, die sich alle verpflichten mußten, nur Syndikatstheatergesellschaften bei sich spielen zu lassen, und als Gegenleistung verpflichtete sich der Trust, daß das Theater für jede Woche der Saison gemietet würde. Die beliebtesten Schauspielhäuser und die beliebtesten Gesellschaften waren eingefangen; den unabhängigen Schauspielern, die sich gegen die Tyrannei sträubten, blieben somit gerade in den großen Städten meist nur zweitklassige Theater offen. Bald wurde einer nach dem andern mürbe, und heute hat der Riesentrust unter Frohmanns Kommando das gesamte Schauspielerwesen des Landes unter einheitlicher Leitung. Der Trust arbeitet geschickt und ehrlich, er kennt sein Publikum, sorgt für Abwechslung, geht der Mode nach, läßt den großen Mimen ihre Lieblingsrollen, den geschmeidigen Schauspielern und Theaterbesitzern geht es gut, sie avancieren ohne Mühe, das Publikum amüsiert sich —: von einer Auflehnung gegen das kunsterstickende Milieu kann da fürs erste nicht mehr die Rede sein.

Es gäbe nur einen Weg zur Besserung, darüber sind alle einig. In den Städten, zunächst in den großen, müßten stehende Gesellschaften mit wechselndem Repertoire irgendwie subventioniert und dadurch vom Geschmack des großen Publikums unabhängig gemacht werden; erst dann könnte die Dichtkunst der Bühne frei aufleben, erst dann könnte das Theater zur Erziehungsanstalt werden und so langsam neue, höhere Bedürfnisse erwecken, in deren Gefolge schließlich auch das beste Theater sich selber erhalten würde. So ist es auf dem europäischen Kontinent stets gewesen; Städte und Fürsten haben gewetteifert, die dramatische Kunst über das Niveau zu heben, auf dem sie bleiben muß, wenn sie auf finanzielle Selbsthilfe angewiesen ist. An Mitteln und gutem Willen, die Bildungsmittel zu fördern, fehlt es in den Vereinigten Staaten sicherlich nicht; ungezählte Millionen gehen an Bibliotheken und Museen, Universitäten und Sammlungen, — warum nirgends auch nur der geringste Versuch, mit öffentlichen Mitteln oder durch Schenkungen einen Tempel für das Drama zu schaffen?

Hier ist der Punkt, wo jenes puritanische Vorurteil sich tatsächlich auch heute noch fühlbar macht. Die Theaterverbote vergangener Zeit sind verschwunden; in jenen Vorurteilen, die heute noch sorgen, daß sich kein Finger für die Subvention des Theaters rührt, leben sie weiter fort. Daß ein Theater aus der Tasche des Steuerzahlers unterstützt wird, würde der Mehrheit der Amerikaner noch heute ungeheuerlich erscheinen, nicht anders, als wenn man Hotels und Restaurationen staatlich unterstützen wollte; das Theater bleibt ein Vergnügungsplatz, beinahe etwas Frivoles. Und unter dem Banne solcher öffentlichen Meinung hat sich bisher auch keine Millionärshand für das Theater geöffnet. Männer wie Carnegie wissen zu gut, daß die große Masse es ihnen übelnehmen würde, wenn sie ihre Millionen für ein Theater hingeben, solange noch irgend eine Gemeinde Wünsche für ihre Volksbibliothek oder ihre Hochschule hat.

Was auf dem Wege der Subvention erreicht werden kann, wie Bedürfnisse im Publikum erzogen werden können,

so daß auch das Höchste schließlich sicher in der Hut der großen Masse ist, das hat die Geschichte der amerikanischen Musik gezeigt. Typisch war z. B. die Entwicklung des Bostoner Sinfonieorchesters, das heute noch an der Spitze des Musikwesens steht. Amerika wußte, daß Sinfoniekonzerte, die den besten deutschen ebenbürtig sind, sich bei der geringern musikalischen Durchbildung der Bevölkerung kaum einträglich gestalten können. Im Jahre 1880 hatte Boston zwar zwei Sinfonieorchester, aber beide minderwertig; zusammengesetzt aus vielbeschäftigten Musikern, die nicht Zeit zu Proben und Studien hatten. Da schritt einer der kunstsinnigsten Männer des Landes, Henry Higginson, in Boston voran, er sicherte die besten Kräfte, stellte sie so, daß sie ihre ganze Kraft dem Orchester widmen konnten, und garantierte die Unkosten; sein Zuschuß betrug in den ersten Jahren ein Vermögen, langsam konnte er kleiner werden, und heute ist die Freude an den vierundzwanzig winterlichen Sinfoniekonzerten so durch ganz Boston gedrungen, daß die gewaltige Musikhalle kaum dem Bedürfnis genügt, und die Leistung selbst von keinem europäischen Orchester übertroffen wird. Das Vorbild aber wirkte weiter; Newyork, Chicago, Philadelphia und andre Städte haben heute vorzügliche regelmäßige Sinfoniekonzerte.

In ähnlicher Weise hat das Land, vor allem Newyork, für kürzere Zeit aber auch manche andre Stadt, eine deutsche, französische und italienische Oper, die auch den ersten Opernhäusern Europas nicht nachsteht, und oft die besten, bedeutendsten Sänger von Europa und Amerika vereinigt. Bei der Oper ist die Musikliebe stärker gewesen als das Theatervorurteil; außerordentlich hohe Logensubskription, und vor allem Erlaß der Theatermiete für das von Kunstfreunden erbaute „Metropolitan"-Opernhaus, haben da als glänzende Unterstützung gewirkt. Ohne in irgend welche Erörterung von Prinzipienfragen einzutreten, muß der unparteiische Musikfreund auch das zugestehen, daß selbst die Parzivalaufführungen künstlerisch nicht hinter Bayreuth zurückstanden, und daß die Stimmung im Zuschauerraum

nicht weniger im Einklang mit dem unvergleichlichen Werke zu stehen schien als bei dem Bayreuther Touristenpublikum. Die künstlerische Erziehung, die von diesen Mittelpunkten ausging, wird im ganzen Volke deutlich gefühlt, und das Bedürfnis für kleinere ständige Opernhäuser nimmt stetig zu.

Die Oper und die Sinfonie sind nicht die einzigen Zeugen ernsten amerikanischen Musiklebens; jede größere Stadt hat ihr Konservatorium und ihre Überfülle an geschulten Musiklehrern, fast jede hat ihre Oratorienvereine und Kammermusikkonzerte, die Zahl der Gesangvereine ist Legion, die Musikfeste gehören zu den ständigen Einrichtungen, und die Virtuosenkonzerte sind überfüllt, auch wenn nicht der Modeliebling der Amerikanerinnen, Paderewski, am Klavier sitzt. Und alles das ist nichts Neues. Opernvorstellungen gab es in Newyork bereits 1750, und der englischen Oper des achtzehnten Jahrhunderts folgte 1825 die italienische Oper. Auch Baltimore, Philadelphia, New-Orleans fanden frühzeitig ihre musikalische Entwicklung.

Mit Oratorienaufführungen blieb Boston an der Spitze. Die Händel- und Haydn-Gesellschaft geht bis 1810 zurück, und um 1820 gibt es bereits im ganzen Osten, selbst in kleinen Städten, reges Konzertleben. Mit der Mitte des Jahrhunderts beginnt dann der mächtige Einfluß der musikalischen Deutschen; 1848 wird in Boston das Germaniaorchester gegründet, vor allem werden jetzt auch die westlichen Städte, in denen das Deutschtum sich festsetzt, wie Milwaukee, Cincinnati, Chicago, St. Louis zu Mittelpunkten der Musik, der Männerchor wird gepflegt, Hausmusik wird verbreitet.

Zu alledem kommt die Förderung, die aus der Wechselwirkung von Musik und Kirche folgen mußte. Der puritanische Geist haßte die weltliche Musik nicht minder als das Theater; aber der Psalmengesang der Gemeinde war fest mit dem Gottesdienst verknüpft, und hier erwuchs der Sinn für die Musik und hier entwickelte sich die Pflege. Von den dürftigsten Weisen schritt man früh zu fugenhafter Behandlung vor, führte Streichinstrumente und die Orgel ein, hieß die musikalische Erziehung der Jugend gut, bis

dann im letzten Jahrhundert, um den Kirchendienst anziehender zu machen, die beste Musik in den Dienst der Gemeinde gestellt wurde, und so im ganzen Land Chor- und Sologesang und Musikpflege im allgemeinen gerade durch die Religiosität der Bevölkerung begünstigt wurde.

Alles das bezieht sich nun aber nur auf die Ausübung der Musik; es wäre töricht, der musikalischen Produktion ein ähnlich gutes Zeugnis zu schreiben. Es genügt, die Opern- und Konzertprogramme der letzten Jahre zu durchmustern. In der Oper steht Wagner obenan, dann folgen Verdi, Gounod und Mozart, im Konzertsaal herrscht Beethoven unbedingt, im Oratorium bleiben Messias und Schöpfung die beliebtesten. Der hier und da auftauchende Verdacht, daß amerikanische Komponisten grundsätzlich durch den Einfluß der führenden deutschen Dirigenten, wie Damrosch, Seidl, Gericke, Thomas, Paur, unterdrückt werden, hat keine Spur von Berechtigung; viel eher ist das amerikanische Publikum dafür zu tadeln, daß es, so national gesinnt in jeder andern Beziehung, im musikalischen Gebiet jedes heimische Produkt mit Mißtrauen aufnimmt, und selbst dem ausübenden amerikanischen Künstler den Weg nicht ebnet, bis er nicht europäischen Lorbeer heimbringt.

Gewiß fehlt es auch in Amerika nicht an eigner Produktion. Schon im achtzehnten Jahrhundert gab es religiöse Komponisten, und als in der Revolutionszeit alles Englische aus dem amerikanischen Leben ausgemerzt werden sollte, begann man die hergebrachten Psalmenmelodien durch eigne zu ersetzen; besonders Billings und seine Schule wurden populär, wenn auch ihre Fugen, oder was sie Fugen nannten, bald eine Reaktion erzeugten. Das neunzehnte Jahrhundert stand nicht zurück, und doch blieb alles äußerliche Kapellmeistermusik; von echter Inspiration in ernsterer Orchester- oder Opernmusik ist kaum zu reden. Erst in neuerer Zeit sind mit Männern wie Paine, Chadwick, Strong, Mac Dowell, Buck, Parker, Foote u. a. sehr beachtenswerte Komponisten ins Feld getreten; Paines Oper Azara, oder Chadwicks Ouverturen und Mac Dowells interessante Kompositionen

weisen die Richtung, in der Amerikas Musik sich entwickeln wird.

Sehr viel populärer wurde ein bescheidenerer Zweig der musikalischen Komposition, der volksliederartige Sang. Wirkliche Volkslieder hat Amerika als ganze Nation nicht entwickelt. In der Phantasie der inoffiziellen Europäer figuriert der schreckliche Yankee Doodle, unbekannten Ursprungs, als der eigentliche Amerikasang, und bei dem offiziellen Europa ist gar das veraltete bombastische „Hail Columbia“ als Amerikahymne für diplomatische Zwecke akkreditiert. Die Amerikaner selbst erkennen weder das eine noch das andre an. Der Star-spangled Banner ist das einzige Lied, das dem Volksbewußtsein als Nationalgesang gilt; es wurde 1814 zu einer älteren, wahrscheinlich englischen Melodie gedichtet. Andre Lieder, die jedem patriotischen Amerikaner durch Leib und Seele gehen, entstammen dem Bürgerkrieg.

Volkslieder dagegen haben sich nur in einem Teile des Landes mit vollkommen lokaler Färbung entwickelt, in den Plantagen des Südens. Die Negersklaven waren die Sänger. Daß hier wirklich afrikanische Lieder vorliegen, ist freilich unwahrscheinlich. Irische und schottische Balladen, die der Neger von den Mississippischiffen hörte, alte baptistische und methodistische Psalmenmelodien, französische Lieder, alles wurde von den musikalischen Negern aufgenommen, aber dann in einer ihnen eigentümlichen rhythmischen und melodischen Art wiedergegeben; eine seltsame Schwermut spricht aus solchen südlichen Gesängen.

An dieses vielleicht eigenartigste Musikprodukt des Landes lehnten sich immer neue Liederkomponisten an. Vor allem Stephen Foster in der Mitte des Jahrhunderts wurde schnell bekannt; sein „Old folks at home“ wurde der populärste Sang im Lande, in Rivalität mit „Home, sweet home“, das einem amerikanischen Operntext entstammte, dessen Melodie aber in Sizilien entstanden sein soll. Liederkomponisten im sentimentalen Stil, Operettenkomponisten, deren Gassenhauer plötzlich vom Atlantischen bis Stillen Ozean gesungen, gepfiffen, georgelt und — von allen Metho-

den die grausamste — auf Sommerveranden, durch Megaphons verstärkt, graphophont werden, kirchliche Hymnenkomponisten, Fabrikanten von Klaviersalonstücken und Marschmusikanten à la Sousa gibt es auch heute massenweise. Alle ernsten Musiker stimmen übrigens darin überein, daß der Amerikaner, im Gegensatz zum Engländer, entschieden starke musikalische Beanlagung besitzt; unbestrittener Meister ist er nur in einem musikalischen Minimalkünstchen: er kann pfeifen wie kein andrer Sterblicher.

Ungleich amerikanischer Musik ist amerikanische Malerei dem Europäer heute nicht mehr fremd. In der Kunstabteilung der letzten Pariser Weltausstellung haben die Amerikaner ihre Ehren davongetragen, und in so mancher Berliner und Münchener Gemäldeausstellung wurden die Amerikaner lebhaft beachtet. Am besten kennt man Sargent und Whistler. Sargent, der Maler eleganter Frauen, wohlsituierter Männer und vornehmer Kinder, bedeutet sicherlich das raffinierteste, sicherste Pinselkönnen, das ein Kind der Neuen Welt erreicht hat; als er vor ein paar Jahren in der Bostoner Copleyhalle sein Gesamtwerk einmal vereinigte, fühlte man vor dieser Fülle lebenatmender Salonmenschen, daß damit die Welt der Eleganz ihren unübertrefflichen und genialsten, wenn auch freilich nicht ihren liebenswürdigsten Ausdruck gefunden hat. Aber Whistler ist doch der Größere, der Souveränere. Mit unheimlicher Feinfühligkeit gab dieser nervöseste aller Künstler seine Menschen, seine Opfer, wieder; er enträtselt wie Henry James, der Dichter, das Unfaßbare und spricht es fast unkörperlich aus; alles ist zur Stimmung, zur Suggestion geworden, und auch das Schwerste in der Umgebung ist verflüchtigt; alles wird zum skeptischen Spiel der farbigen Dämmerungstöne.

Amerika ist auf beide Künstler stolz, und dennoch mag man zweifeln, ob die neuweltliche Kunst ihre Eigenart wirklich vertreten sähe, wenn sie nur diese zwei verwöhnten launischen Sonntagskinder als Botschafter über den Ozean gesendet hätte. Zunächst sind beide, trotz vieler geistreicher Seitenarbeit, doch im wesentlichen Porträtisten, während es

immer deutlicher wird, daß viel eher die Landschaft das malerische Ausdrucksmittel Amerikas ist. Der tiefe Natursinn, der die Poesie des Amerikaners durchdringt und der sein nationales Leben und Kämpfen mit der Natur reflektiert, drängt ihn zur Landschaft. Manche wiederum meinen, daß, wenn amerikanische Künstler auch noch so viele Staffeleibilder über den Ozean senden würden, der europäische Galerienbesucher doch kein richtiges Urteil über die Malerei des Landes gewinnen könne, weil die beste Kraft sich an der größern Aufgabe, der Bemalung von Wandflächen, betätige. Der ungeheure Bedarf an Monumentalbauten, die breite Flächen darbieten, und der Drang nach großartigen Schöpfungen locken den Amerikaner heute zur Wandmalerei, und schon versucht man, den nationalen Charakter dieser Tendenz durch demokratische Schein-Philosophie zu stärken. Das Staffelbild, sagt man, ist Luxuskunst für das Haus des Reichen, ist dekadent; die Kunst einer Nation, in der sich die Demokratie vollendet, muß wieder dem Volke gehören, und muß deshalb, wie einstmals die Tempel und Kirchen, so jetzt die Wände der öffentlichen Gebäude, der Bibliotheken und Gerichtshöfe, der Parlamente und Theater, der Bahnhöfe und Rathäuser schmücken. Und je mehr alles das heute geschieht, desto weniger soll man das malerische Bestreben der Zeit nach den eingerahmten Ausstellungsbildern beurteilen. Auch das ist nicht zu bestreiten, daß gerade viele der erfolgreichsten amerikanischen Maler die Mühe scheuen, jemals Bilder über den Ozean zu senden.

Wichtiger aber ist ein andres. Sargent und Whistler sprechen die Sprache des Auslandes; Amerika aber beginnt seine eigne Sprache zu reden, und gerade die nationaleren Künstler werden selten in Europa gesehen. Wie in so vielen andern Gebieten haben die Vereinigten Staaten auch in der Malerei die Stufenfolge vom Provinziellen zum Kosmopolitischen und vom Kosmopolitischen zum Nationalen durchgemacht, und gerade jetzt sind sie im Übergang von der zweiten zur dritten Stufe. Das Charakteristische war auch hier, daß sich das unbeholfen Provinziale niemals unmittel-

bar ins Nationale auswächst, sondern den Übergang durch das Kosmopolitische nötig hat; das beschränkte anfängerhafte Können wird nicht zum selbstbewußten Ausdruck einer nationalen Individualität, bis nicht erst durch fleißige systematische Nachahmung fremder, in sich vollendeter Ausdrucksweisen die Beherrschung der Ausdrucksmittel erlernt ist.

Zuerst ging das Land, dessen arme Bevölkerung ohnehin sich nicht viel um Bilder kümmern konnte, durchaus in England auf. West und Copley sind die einzigen Amerikaner vor der Revolutionszeit, deren Bilder noch heute Bedeutung haben; die Porträts ihrer Vorgänger, wie sie etwa in der Erinnerungshalle von Harvard hängen, sind steif, ausdruckslos und hart. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts tritt dann mit Gilbert Stuart, dessen Washingtonbilder berühmt sind und der die größten englischen Porträtisten erreicht, ein künstlerisches Genie auf, und gleichzeitig, für die Nationalgeschichte noch bedeutsamer, John Trumbull, ein Offizier der Revolutionsarmee, dessen Kriegsbilder, wenigstens die seiner besten Zeit, sich hoch über die zeitgenössischen Produktionen erhoben. Die historischen Wandgemälde, mit denen er 1817 das Kapitol in Washington versah, gehören seiner Niedergangsperiode zu. Sie wirken heute, wie alles, was dem Kapitol zur sogenannten Verschönerung dient, schablonenhaft und langweilig, und kommt man von der Kongreßbibliothek, die künstlerisch das Ende des neunzehnten Jahrhunderts darstellt, und geht zum Kapitol hinüber, in dem das erste Drittel des Jahrhunderts weiterlebt, so wird man sich erst recht bewußt, wie weit der Geschmack des Publikums damals noch von wirklicher Kunst entfernt war. Nur die Porträtkunst erreichte eine gewisse Durchschnittshöhe auch bei Malern neben Stuart, wie Peale, Wright und Savage. Bald folgte der Tag des „amerikanischen Tizian“, Allston, dessen biblische Bilder um ihrer Farbenglut willen gepriesen wurden.

So lange war man nach England, zuweilen nach Italien gegangen; im zweiten Drittel des Jahrhunderts pilgerte man

nach Düsseldorf. Wohl suchte man die amerikanische Landschaft auf, belauschte amerikanisches Volksleben, feierte amerikanische Heldentaten, aber man gruppierte die Helden nach deutscher Art, amüsierte sich an den Genreszenen nach Düsseldorfer Methode, ließ deutschen Mondschein über den Hudson fließen. Während die Masse noch immer die Welt in Stubenbräunlichkeit malte, begann schließlich, etwa zur Zeit des Bürgerkrieges, die Sezession. Jetzt fing man an, nach Paris und München zu gehen, und erst jetzt begann die freiere Entwicklung amerikanischer Malerei. Es war die Zeit des eigentlichen Lernens, der gründlichen, unerbittlichen Studien, die man bis dahin leicht genommen; man lernte zeichnen, man lernte Werte sehen, und schließlich lernte man, selbst sein. Dabei wuchs stetig die Teilnahme; heute werden von Amerikanern jährlich Tausende von Bildern gemalt, und wer oft im Sommer die deutschen Ausstellungen besucht und im Winter die amerikanischen, der hat nicht das Gefühl, daß er zur Weihnachtszeit zu niedrigerm Kunstniveau herabsteigt.

Als Führer in dieser Bewegung von Allstons Zeit gelten Landschafter wie Cole und Bierstadt, Kensett und Gifford, Genremaler wie Leslie, Woodville und vor allem Mount, Historienmaler wie Lentze und White, Porträtisten wie Inman und Elliott. Der erste, der dann im neuen Geiste Individualität und Farbe predigte, war Hunt. Und etwa Anfang der siebziger Jahre war schon die junge Schule, die in Paris und München gelernt hatte, tapfer bei der Arbeit. Der Namenskatalog der drei letzten Jahrzehnte ist lang, und viel hängt vom individuellen Standpunkt ab, welche Bilder aus der Masse hervorzuheben sind. Sicherlich dürfte in keiner Liste der Name von George Inneß fehlen, der die amerikanische Landschaft wie kaum ein andrer gesehen hat. Daneben kennt jeder Winslow Homers Seestücke und Childe Hassams Straßenszenen, Eatons Köpfe und Ennekings Herbstwald, Browns Apfelbäume und Weirs und Tryons zarte Landschaften, Abbeys und Cox' Wandgemälde, Gaugengigls feine Figürchen und Vedders grandiose Symbole,

Cecilia Beaux' und Chases geistreiche Porträts und Tarbell's Frauenköpfe, Abbot Thayers Idealfiguren und Brushs Genrebilder, und hundert andre echte Amerikaner, um gar nicht erst von denen zu sprechen, die in London, Paris und München heimischer sind als in ihrem Vaterland.

Neben den Ölbildern aber dürfen die Aquarelle, die Wandgemälde, die Radierungen und vielleicht am charakteristischsten die farbigen Glasfenster von La Farge, Lathrop, Mrs. Whitman und andern nicht vergessen werden. Prächtiges leisteten die Zeichner. Am bekanntesten ist Gibson, dessen amerikanische Mädchengestalten nicht nur künstlerisch, sondern geradezu sozial gewirkt haben und den modernen Amerikanertypus mitgeschaffen haben; seine Lifezeichnungen wurden selbst Modelle für das Leben.

Langsamer nur kam die Skulptur auf ihrem Wege vorwärts. Setzt sie an sich schon höheres Kunstverständnis voraus als die Malerei, so ist vor allem der puritanische Feigenblattgeist eine stete Bedrohung für ihren Fortschritt. Als John Frazee, der erste amerikanische Bildhauerdilettant, im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts den Präsidenten der Newyorker Kunstakademie um Rat fragte, riet dieser ihm, er solle mit amerikanischer Skulptur lieber noch ein Jahrhundert warten. Der innere Abstand des Publikums von wirklichem Sinn für Plastik war damit treffend charakterisiert, aber der stürmische Selbstvervollkommnungsdrang der Nation sorgte dafür, daß Jahrhunderte in Jahrzehnten durcheilt wurden. Man wallfahrtete nach Italien. Greenough, Powers, Crawford, Palmer wurden zu Pionieren, deren Statuen man heute doch nur noch mit historischem Interesse betrachtet. Sehr populär wurden die spielerischen Genregruppen von John Rogers; sein Namensvetter Randolph Rogers, der die Kolumbusbronzetür des Kapitols schuf, war aber schon ein ganzer Künstler, und nun folgten Storey und Ball, Rinehart, Hosmer, Mead und so viele andre mit immer reifern Werken. Die Plätze und öffentlichen Gebäude füllten sich allerdings noch zu oft mit Denkmälern und Büsten, die mehr der Politik als der Kunst dienten, und heute noch auf ein mild-

tätiges Erdbeben warten, aber selbst in dem Überhandnehmen dieser Skulpturtrivialitäten sprach sich das wachsende Bedürfnis nach plastischer Kunst aus.

Die neuern Bewegungen, die an die Namen von Ward und Warner, Partridge und French, Mac Monnies und St. Gaudens anknüpfen, haben bereits eine kunstbewußte Bevölkerung hinter sich. Eifersüchtig wachen die Städte darauf, daß nur echte Kunst sich auf dem Marktplatz niederlassen darf, und daß die Werke, die von Millionen gesehen werden, auch wirklich Vorbilder für charakteristisches Kunstempfinden werden. Vor allem hat die Skulptur heute längst und vielleicht inniger als in andern Ländern ihr Bündnis mit der Architektur geschlossen; die vollwertigen Leistungen zur Ausschmückung der Chicagoer Weltausstellung und des überaus wirksamen Dewey-Triumphbogens und in dauernder Weise der plastische Schmuck in der Kongreßbibliothek, und vornehmer, weil diskreter, im Appellationsgericht in Newyork und manchen ähnlichen Gebäuden verkündeten deutlich, daß auch die amerikanische Skulptur ihre Lehr- und Wanderjahre beendet hat. Ein Werk etwa, wie St. Gaudens' Shaw-Denkmal in Boston, gehört zu dem Schönsten, das die plastische Kunst unsrer Zeit irgendwo vollbracht, und es ist echt amerikanisch, nicht nur, weil da hinter dem Reiteroberst aus dem Sklavenkrieg die Negersoldaten einherschreiten, sondern weil der amerikanische Stoff mit amerikanischem Geist behandelt ist: mit packender Frische sind diese Menschen hingestellt, und mit puritanischer Reife ist da der junge Held auf seinem Todeswege aufgefaßt. Frisch und reif sein heißt amerikanisch sein; das gilt von der bildenden Kunst schließlich ebenso wie von der Poesie.

Ganz anders sah die Entwicklung der Architektur aus. Auf den Baumeister kann die Bevölkerung nicht warten, bis über den Kämpfen des Tages der Sinn für das Schöne erwacht ist; dichten, musizieren und malen mag man nicht, solange es gilt, sich gegen die Indianer zu schützen und Wälder auszuroden, aber Häuser bauen muß man vom ersten Tage an. Da aber in so frühem Stadium kein selbständiges

künstlerisches Interesse vorhanden sein kann, so wird man zuerst nur die gewohnten Formen nachahmen und die Kolonie gänzlich vom architektonischen Empfinden des Mutterlandes abhängig machen. So geschah es. Aber der Baumeister, unentbehrlicher als der Maler, Sänger und Dichter, steht darin hinter ihnen zurück, daß er, selbst wenn er nur nachahmt, nicht überall alles schaffen kann; er ist vom Klima, von den besondern sozialen Bedürfnissen, und ganz besonders vom Baumaterial abhängig, und unter neuen Verhältnissen wird er somit sofort gezwungen sein, eigne Wege einzuschlagen.

Der amerikanische Kolonist mag noch so sehr unter dem Einfluß der englischen Architekturformen gestanden haben, die Verhältnisse zwangen ihn zunächst, sein Haus in Amerika von Holz statt wie in England von Stein zu bauen, und dadurch war das Vorbild nicht mehr glatt kopierbar; neue Einfälle mußten den Grundgedanken variieren; es mußte eine neue Kunst sich bilden. Und so ist es offenbar gekommen, daß die Architektur in gewissem Sinne am sklavischsten vom Mutterlande abhängig war, und im andern Sinne doch auch wieder am frühesten ihre selbständige Entwicklung fand. Abhängig war sie in den Formen, selbständig in der Ausführung, und während sie langsam auch neue Stilideen zeitigte und sich von Europa inhaltlich ablöste, wuchs die Selbständigkeit ihrer Technik durch die Veränderung der äußern Verhältnisse noch viel schneller. Die Geschichte der Architektur spiegelt mehr als irgend ein andrer Kulturfaktor wirklich die ganze Geschichte des Volkes von den Tagen der Dorfhütten puritanischer Einwanderer bis zu den Tagen der „Wolkenkratzer" am Broadway, und vor allem, mehr als an der Geschichte irgend einer andern Kunst, nimmt hier wirklich das ganze Land teil; vornehmlich der Westen mit seiner wuchtigen Kraft, der ungelenk ist, wenn es gilt, den Geigenbogen und den Pinsel zu führen, versteht es wohl, die Quadern aufzutürmen.

In der Zeit der Kolonien war also vorherrschend eine Holzimitation der spezifisch englischen Renaissance; die

Veränderung des Materials ließ die Säulen schlanker, das Detail feiner ausgearbeitet, die ganze Wirkung graziöser werden, als es der Steinbau anstrebte. Noch heute sieht man besonders in den Neu-Englandstaaten unverändert viele solcher Bauten, und die reichern, in Salem, in Cambridge, in Newport, zeigen trotz ihrer Schlichtheit eine steife Würde und aristokratische Vornehmheit, wie der Europäer sie dem demokratischen Holzmaterial kaum zutrauen würde. Große, schöne Hallen, mit weiten, freigeführten Treppen und breiten Balustraden, große Kamine mit reichgeschnitzter Umkleidung, hohe Holztäfelung an den Wänden, schönes Balkenwerk an den Decken grüßen den Eintretenden. In den bescheideneren Häusern wiederholt sich alles in einfacherer Form; es gab eben nur den einen Stil, der dem ganzen Städtchen zugrunde lag und dessen Vorschriften als Dogma behandelt wurden. Daß sich daneben in einzelnen Teilen des Landes spanische, französische und holländische Einflüsse zeigten, war unwesentlich, trägt aber heute besonders im Süden doch zur malerischen Ausgestaltung des architektonischen Gesamtbildes bei, denn auch davon ist vieles erhalten.

Als die Revolutionszeit vorüber war, wollte man mit den rein englischen Traditionen der Staaten brechen, und der starke kosmopolitische Einwanderungsstrom trug Anregung von überallher ins Land. Es begann die Zeit der internationalen Nachahmung, denn auch hier mußte man vom Provinziellen zum Nationalen durchs Kosmopolitische schreiten. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurde man klassisch-griechisch. Griechische Tempelmotive verirrten sich in die Farmerbehausungen, und bei schablonenhafter Anwendung wirkten sie so monoton, daß man sie für das Privathaus bald wieder aufgab. Damals aber entstand das Kapitol in Washington, das begonnen von Latrobe, vollendet von dem bedeutenderen Bulfinch, Vorbild für fast alle Staatsgebäude der Union geworden ist. Bulfinch selbst baute das berühmte Staatshaus von Massachusetts; es war der Bostoner Puritanergeist, der die sittliche Strenge des

griechischen Tempels zum vorbildlichen Ausdruck des öffentlichen Bewußtseins erwählte. Das ganze Jahrhundert hat sich trotz aller Wandlungen im Stil diesem Einfluß gefügt, und bis vor kurzem hätte es niemand gewagt, ein Gebäude, das Ausdruck des öffentlichen Gewissens sein soll, in loserem, freierem, malerischerem Stil zu bauen.

In diesen Einzelstaatsgebäuden ist im Lauf des Jahrhunderts zum Teil Herrliches geschaffen, so in Albany und vielen andern Hauptstädten. In den der Nationalregierung unterstehenden Postgebäuden, Zollhäusern und ähnlichem ist dagegen bis vor kurzem recht mechanisch, ausdruckslos und billig gebaut worden; erst neuerdings fängt man an, auch da dem Künstler freiern Spielraum zu gewähren. Inzwischen war man vom Altertum zum Mittelalter vorgeschritten; wie in Europa wurde die Gotik, hier speziell die englische Gotik, populär. An die Stelle klassischer Strenge trat romantische Phantasie; man baute malerisch. Am wertvollsten war die Wirkung auf den Kirchenbau; Richard Upjohn, der „Vater der amerikanischen Architektur", schuf um die Mitte des Jahrhunderts eine Reihe der berühmtesten amerikanischen Kirchen im gotischen Stil.

Im Profanbau aber bedeutete dies im wesentlichen architektonische Zügellosigkeit. Man hatte wohl noch zu wenig ernsthaft gelernt, um in der Freiheit des Malerischen noch stilistische Disziplin zu bewahren, und schlimmer noch als die historische Ungeschultheit des Architekten, der das Tollste wagte, weil es ihm am sichern Urteil fehlte, wirkte besonders im Westen oft die Geschmacklosigkeit der schnell reich gewordenen Auftraggeber, die alles Dagewesene überbieten wollten. Es kam jene Zeit der Unruhe und des Protzentums, in der man oft in einer Residenzstraße Paläste aus allen Gegenden der Welt oberflächlich imitierte, und ganz wie in Europa ging man äußerlich auf vergessene Stile zurück; vor allem wurde „Königin Anna" wieder Mode, aber auch aus eigner Vergangenheit grub man wieder den Kolonialstil und die altholländischen Motive aus.

Auch diese Periode liegt nun schon weit zurück; die letzten fünfundzwanzig Jahre haben im Osten, die letzten zehn Jahre im Westen mit dieser unsichern, geschmacklosen, oberflächlichen Stilspielerei aufgeräumt, und wenn auch wie überall noch manches geschmacklose Gebäude entsteht, im Grunde wird heute geschmackvoll, selbständig und mit sicherm Gefühl gebaut. Erst ist die Architektur in eine strenge Schule gegangen, und dann ist das Publikum vom Architekten erzogen worden. Natürlich sind noch bedauerlich viel Gebäude aus jener vergangenen Periode stehen geblieben, so daß der Gesamteindruck auch heute noch häufig sehr unrein ist; die neuern Straßenzüge aber in den Residenzteilen wie in den Geschäftsteilen der Städte wirken als würdige Wohn- und Arbeitsstätten eines reichen, selbständigen, kunstfreudigen Volkes. Beim Vergleich mit Europa könnte zunächst ein Negatives hervorgehoben werden, nämlich das auffallende Fehlen aller Rokokotendenzen. Bei Inneneinrichtungen tritt Rokoko zuweilen auf, architektonisch ist es verschwindend selten.

Die positiven Faktoren aber, die überall dem Europäer auffallen, sind die Rundbogenbauten und die Skyscrapers. Die romanischen gedrungenen Rundbogen stammen aus Südfrankreich, aber seit sie, vor allem durch den genialen Richardson, in Amerika eingeführt wurden, haben sie sich in einer in Europa unbekannten Weise entwickelt und einen charakteristisch amerikanischen Stil geschaffen, der heute im ganzen Lande schon vielen hundert mächtigen Gebäuden Charakter gibt. Es liegt etwas Schweres, Strenges, aber zugleich etwas Kraftvolles, ja Ungeheures in diesen Riesenbogen auf kurzen, massigen Säulen, diesen wuchtigen, spitzen Rundtürmen, diesen niedrigen Arkaden, diesen schweren Balkonen. Die Urkraft Amerikas hat hier ihren künstlerischen Ausdruck gefunden, und die Sicherheit, mit der der neue Stil sich in burgartigen Residenzen, in Museen, in Banken, in Geschäftshäusern den verschiedensten Zwecken anpaßt und sich in die alten Straßen Bostons so schnell einfügt, wie in die neuen von Chicago und Minneapolis, zeigt deutlich, daß

es wirklich ein lebensfähiger, entwicklungsvoller Stil, nicht nur eine architektonische Laune ist.

Der Rundbogenbau ging von künstlerischer Auffassung aus, der Skyscraper dagegen wuchs aus wirtschaftlichen Erwägungen heraus. Newyork ist eine Insel; der Boden, auf dem sich das Geschäftsleben abspielt, kann nicht ausgedehnt werden, bessere Ausnutzung des Platzes war zwingende Notwendigkeit: man mußte höher bauen, als Europa es je für Wohnräume versucht hat. Man baute zwanzig, schließlich dreißig Stockwerke. Um solche Kolosse zu tragen, hätten die Steinmauern der untern Stockwerke so dick sein müssen, daß sie den besten Platz weggenommen hätten; Stein wurde deshalb durch Stahl ersetzt: die untern Stockwerke sind ein einziges umkleidetes Stahlgerüst. So entstanden ganz neue architektonische Probleme; die Gliederung der zwanzigstöckigen Außenfront war dabei eine geringfügige Aufgabe neben der Gliederung des Innenraumes, wo in einem Gebäude vielleicht zwanzig Fahrstühle auf- und abfliegen und zehntausend Menschen täglich ihren Geschäften nachgehen. Das Problem ist in vollendeter Weise gelöst; die absolut vollständige Anpassung des Gebäudes an seine Aufgabe und die Ausführung im gediegensten Material, in Stahl und Marmor, die Durchdringung des Raumes mit zielbewußter Arbeit und die Ausführung jedes Details in künstlerischem Geiste, alles macht den Besuch der besten Hochgebäude in Newyork zu einem unvergleichlichen architektonischen Genuß. Und seit eine größere Zahl beieinander, geben sie der Himmelslinie der Stadt eine Kraft und Bedeutung, die jeden packt, der reif genug ist, auch Ungewohntes schön zu finden. War so das Problem erst einmal gelöst, so war es natürlich, daß andre Geschäftsstädte folgten und der „Wolkenkratzer“ auch im Westen heimisch wurde.

Das große Glück für die amerikanische Architektur unsrer Zeit liegt in der Verbindung von schnellem Wachstum der Bevölkerung, unerhörtem Reichtum und ernstem Streben nach Kunst. Der Architekt, der sparen muß, ist genötigt, die Schönheit hinter die Nützlichkeit zu setzen.

Freilich wird im Westen des Landes auch heute noch vielfach gespart, und zwar im schlechtesten Sinne; man will nicht auf die prunkvolle Erscheinung verzichten, aber nützt die moderne Technik aus, um mit billigem Material, mit gepreßtem, statt mit geschnitztem Holz, mit Stuck statt mit Stein die Effekte zu erzielen, vielleicht nicht so sehr aus bloßer Sparsamkeit, sondern aus ästhetischer Unbildung; die Bevölkerung, die ein Öldruckbild an Stelle eines Gemäldes entrüstet zurückweisen würde, empfindet noch nicht den gleichwertigen Unterschied auf architektonischem Gebiet. Im wesentlichen aber wird heute reich und schwer gebaut. Die großen öffentlichen und halböffentlichen Gebäude, Gerichte und Universitäten, Staatshäuser und Ratshäuser, Bibliotheken und Museen geben ein glänzendes Beispiel. Vor allem gilt das auch für die Paläste der wirtschaftlichen Korporationen, der Banken, Hotels, Versicherungsgesellschaften, Börsen, Kontorgebäude, Bahnhöfe, Theater, Klubs, die alle durch ihre gediegene Schönheit zugleich Vertrauen erwecken und anziehen wollen und die mit so großen Kapitalien arbeiten, daß Sparsamkeit am Gebäude selbst nicht in Frage kommt. Der Architekt kann da überall aus dem Vollen schaffen. So besitzt Newyork vielleicht ein Dutzend großer Hotels, mit deren Marmorpracht sich auch nicht ein einziges deutsches Hotel vergleichen ließe, und in bescheidenerem Maße gilt das von Chicago, Boston und andern Städten.

Das fabelhaft schnelle, aber doch relativ späte Emporwachsen der prächtigsten öffentlichen Gebäude im letzten Jahrzehnt ist aber noch von einer andern Seite aus interessant. Es verdeutlicht, im Vergleich mit Europa, einen Zug des amerikanischen Volksbewußtseins, den wir immer hervorhoben. Das Streben des Amerikaners geht von dem Trieb nach Selbstvervollkommnung aus. Seine eigne Person muß ein Muster der körperlichen Pflege, Reinheit und ästhetischen Bekleidung sein, und daran schließt sich die Schönheit im eignen Zimmer, im eignen Hause, und erst spät, erst wenn die ganze Nation Schönheit im individuellen Leben

besitzt, erst dann kann das ästhetische Bewußtsein vom einzelnen zur Gesamtheit als solcher ausstrahlen, vom eignen Körper auf die Stadt, vom Privathaus auf die öffentlichen Gebäude. Im kontinentalen Europa nahm es genau den entgegengesetzten Weg. Die ideale Persönlichkeit wurde erst das Nachprodukt der idealen Öffentlichkeit; man baute in Europa zunächst öffentliche Prachtgebäude, und wohnte in häßlichen und schmutzigen Häusern.

Es gab eine Periode, in der es den Amerikaner nicht störte, daß, nachdem er sein tägliches Bad genommen, sich aufs sorgsamste geschmackvoll angezogen und daheim seinen Fuß auf kostbare Teppiche gesetzt hatte, er zu einem Bahnhof oder einem Gerichtsgebäude gehen mußte, das von Schmutz und Häßlichkeit starrte. Und ebenso gab es eine Periode, in der es den Deutschen und den Franzosen nicht störte, wenn sie die architektonischen Wunderbauten ihrer Vergangenheit im schmutzigsten Rock betraten und vielleicht ohne in den letzten Wochen gebadet zu haben. In Deutschland hat das öffentliche Gebäude erst den Privatmenschen ästhetisch erzogen und sein Privathaus verschönt; in Amerika dagegen haben der Privatmensch und das Privathaus erst langsam die ganze Öffentlichkeit unter die ästhetischen Ideale des Individuums gezwungen, ein Gegenspiel, das in beiden Ländern schließlich die gleichen Resultate zuwege bringen muß. Es entspricht aufs genaueste den Verhältnissen auf ethischem Gebiet, wo ebenfalls in Deutschland die öffentliche Moral zur Privatmoral, in Amerika die Privatmoral zur öffentlichen Moral führte. Ist die neue Wendung erst einmal vollzogen, so setzt sie sich schnell durch.

In Deutschland baut man heute wohl wenig Privathäuser mehr ohne Badezimmer, und in Amerika wenig öffentliche Gebäude ohne künstlerische Idee. Man muß etwa die Entwicklung der Bahnhöfe beachten, um die Schnelligkeit der Veränderung zu bemessen. Noch vor zehn Jahren waren es im wesentlichen riesige Scheunen in den Städten und Ställe in den kleinern Plätzen, so ohne jede Beziehung zur Schönheit, daß ästhetische Kritik sich von vornherein ent-

waffnet gefühlt hätte. Heute dagegen haben die meisten Großstädte Bahnhofspaläste, von denen einige zu den schönsten der Welt gehören, und manche Bahnlinien haben selbst die kleinsten Stationen mit architektonisch reizvollen Bauten geschmückt. Ist erst einmal ein solches Stadium erreicht, so tritt eine Wechselwirkung zwischen dem Drang nach individueller und dem Drang nach öffentlicher Vervollkommnung ein, und dabei muß das ganze ästhetische Niveau der Nation sich täglich heben. Aber auch die Wechselwirkung zwischen den verschiedenen Künsten wird niemals wieder aufgehoben werden. Der Architekt plant sein Werk von Jahr zu Jahr mehr gemeinsam mit dem Maler und Bildhauer, so daß die Fülle neuer Bauten, der Reichtum und das Wachstum der Bevölkerung ganz direkt nicht nur der Baukunst, sondern allen Künsten zugute kommen.

Aber noch andre Faktoren tun das ihrige, um das Kunstleben der Vereinigten Staaten stetig zu heben. Dahin gehört zunächst alles, was in den letzten Jahrzehnten zur Organisation des künstlerischen Berufs geschehen ist. In früherer Zeit mußte der rechte amerikanische Künstler Europa seiner Heimat vorziehen, weil er zu Hause keine gleichgestimmten Seelen fand; der Künstler lebte isoliert. Das ist längst anders geworden. Wohl hört man auch heute noch oft die Klage, daß die amerikanischen Großstädte keine Kunststädte sind, und wenn man dabei an München und Paris denkt, so ist es richtig. Newyork ist nicht mehr, aber doch auch nicht weniger Kunststadt, als es Berlin ist. Künstlerklubs haben längst in allen Großstädten Könner und Gönner zusammengeführt; nationale Architekten-, Maler-, Bildhauervereinigungen sind einflußreiche Faktoren des öffentlichen Lebens geworden, und vor allem sind große Kunstschulen mit Meisterateliers und bekannten Klassenlehrern zu Zentren des neuen Strebens geworden; die Architektur, auf breitester, kunsthistorischer Grundlage, hat sogar ihren Einzug in die Universitäten gehalten, und schon wird die Errichtung einer Nationalakademie der Kunst so energisch diskutiert, daß auch ihr Tag wohl nicht mehr fern ist. Gewiß wird auch

ferner jeder amerikanische Künstler nach Europa ziehen, so wie der deutsche Künstler nach Italien oder Paris geht, aber alle Bedingungen sind jetzt gegeben, daß er volle Kraft auch aus heimischer Erde gewinnen kann.

Nicht minder wichtig als die berufliche Ausbildung des Künstlers ist die künstlerische Erziehung des Publikums. Was die Architektur dazu beiträgt, haben wir berührt; weniger auffällig ist die stille Belehrung durch die Museen. Die öffentlichen Kunstsammlungen der Amerikaner stehen hinter den europäischen natürlich weit zurück; die Welt der geschichtlichen Kunst war verteilt, als man zu sammeln anfing. Um so überraschender ist es, welche Schätze man dennoch zusammengebracht hat, und auf einigen Gebieten der neuern Kunst und des Kunstgewerbes hat man unvergleichliche Kollektionen. So sucht etwa die Japansammlung in Boston ihresgleichen, und das Metropolitanmuseum in Newyork geht in mehr als einer Richtung der Welt voran. Neuere deutsche Kunst ist leider überall schwach vertreten, französische glänzend. Hier steht noch ein großes Feld für berechtigten deutschen Ehrgeiz offen; deutsche Kunst muß sich sehr viel energischer im Lande zur Geltung bringen. Freilich darf sie nicht mit patronisierender Geste über den Ozean ziehen und sich aufspielen, als wenn Amerika erst alles von ihr zu lernen hätte; wohl aber soll sie zeigen, daß das amerikanische Mißtrauen unberechtigt, daß sie Fortschritte gemacht hat und daß es lohnt, auch deutsche Bilder den Sammlungen einzuverleiben.

Vor allem sind die Privatkollektionen oft von überwältigender Schönheit. Das gehörte ja so recht zu dem internationalen Kunststadium des Landes, daß man sammelte. So wie man architektonisch nachahmte, so trug man um jeden Preis die Schätze des Auslandes in Kunst und Kunstgewerbe heim, und, dem großen Reichtum entsprechend, brachte man so Köstliches, wohl oft ohne tieferes Verständnis, aber nie ohne anregende Wirkung, zusammen. Immer wieder ist man verwundert, in den Privathäusern, oft in entlegenen westlichen Städten, berühmte europäische Gemälde zu finden;

es konnte nicht ohne Wirkung bleiben, daß nun seit Jahrzehnten die Amerikaner die besten Kunstkunden auf dem Weltmarkt sind. Auf der Höhe jener Sammelperiode hat wohl die amerikanische Kunst selbst darunter gelitten, ein mittelmäßiges französisches Bild wurde einem bessern amerikanischen vorgezogen. Indirekt sind alle diese Schätze aber doch der heimischen Kunst zugute gekommen, und helfen ihr noch heute so sehr, daß die verständigeren Künstler im Lande durchaus gegen den widersinnigen Schutzzoll auf eingeführte Kunstwerke sind. Den Gipfelpunkt privater Sammlungen stellt der italienische Palast von Frau Gardner in Boston dar. Gerade hier freilich wird man sich am deutlichsten bewußt, daß die kosmopolitische Sammel- und Nachahmungsperiode doch nur eine Episode in der Geschichte amerikanischen Kunstlebens sein durfte: ein italienischer Palast kann in Neu-England keine organische Lebenskraft haben. Die künstlerische Darbietung der Schätze des Gardnerhauses wird aber vielleicht nirgends in der Welt übertroffen.

Vielleicht noch wirksamer als die dauernden Museen, an deren Tür man unbesorgt vorbeigehen kann, sind die kurzen Ausstellungen, deren Besuch nun einmal Modepflicht ist. Jede Großstadt hat ihre Jahresausstellungen, und in den künstlerischen Hauptstädten reiht sich eine Sonder-Ausstellung an die andre. Die stärksten Impulse aber kamen von den Weltausstellungen. Als 1876 Philadelphia die Völker einlud, war amerikanischer Kunstsinn im Erwachen. Die Anregungen wurden von entscheidender Bedeutung; man sagt, daß erst mit dieser Weltausstellung die Freude an der Farbe im Hause, an reichen Teppichen und Gehängen, ins Land kam. Als 1893 dann Chicago seinen Ehrenhof baute, schöner als es selbst Paris sieben Jahre später vermochte, da wurde das Land zum ersten Male bewußt, daß nunmehr seine Kunst auf eignen Füßen stehen könne, und dieses ästhetische Selbstbewußtsein durchdrang fördernd die ganze Nation. Erst in Chicago lernte man auch die Verbindung von Architektur und Skulptur würdigen. Und eines vor allem: die Kunst

der ganzen Welt war damit zum ersten Male in den amerikanischen Westen getragen, und was bisher in weitern Schichten nur in dem Küstenstreifen von Boston im Norden bis Washington im Süden vertraut war, bot sich nun den Massen von Illinois und Michigan, von Ohio und Missouri dar. Chicago blieb von nun an ein Hauptzentrum amerikanischer Architektur, und der ganze Westen hob sein ästhetisches Niveau, wenn es auch noch immer tief unter dem des amerikanischen Ostens liegt. Und schon wiederholt St. Louis mit kühnem Ehrgeiz nach so kurzer Pause noch einmal im Westen das nicht ungefährliche Experiment, das Newyork und Boston, ebenso wie Berlin und München, stets sorgsam vermieden haben. Sicherlich bedeutet die St. Louiser Weltausstellung neuen Fortschritt der amerikanischen Kunst, und neue Förderung wird sie besonders dem Kunstleben der Weststaaten bringen.

Soll Kunstsinn wirklich das ganze Volk durchdringen, so darf der Einfluß nicht mit dem Lebensalter des Kunstausstellungsbesuchers anfangen; schon das Kind muß ästhetisch geschult werden. Der Zeichenunterricht oder besser der Kunstunterricht, für den das Zeichnen nur ein Mittel neben andern ist, muß in der Schule die ästhetische Erziehung der Jugend übernehmen. Es kann nicht geleugnet werden, daß Amerika diese ästhetische Jugendkultur nötiger hatte als etwa Deutschland; der angelsächsiche Sport führt die Jugend immer nur zu Bewegungsspielen, welche die Phantasie weniger anregen, als es das deutsche Kinderspiel vermag, und auch mancher andre Einfluß fehlte, der das jugendliche Stimmungsleben in die Bahn des ästhetischen Genießens führen könnte.

Man muß nun aber auch anderseits zugeben, daß das Problem in einer Weise gelöst ist, wie es Europa auch nicht annähernd vermocht hat. Der amerikanische Kunstunterricht in der Schule, etwa nach dem Prangschen System, das heute mehr als zwanzigtausend Zeichenlehrer dem Klassenunterricht zugrunde legen, ist wirklich eine Bildung des natür-

lichen Schönheitssinns. Das Kind lernt beobachten, lernt die Technik, lernt den Wert der Linien und Farben, und lernt vor allem, Schönes formen; statt toten Nachzeichnens lernt es den gegebenen Raum schön zu teilen und zu füllen und von da aus schrittweise sich zu wirklicher Kunst zu erheben. Die Generationen, die unter solchen Einflüssen gestanden, müssen ihre Umgebung mit neuen Augen sehen und instinktiv auch selbst in ärmlichster Umgebung das Vorhandene im Dienst der Schönheit umgestalten.

Diesen das Volk durchdringenden Anregungen des Schönheitssinns entspricht denn auch der Drang, die praktische Umgebung ästhetisch auszugestalten, vor allem das innere Haus auch in den bescheideneren Kreisen gefällig, farbig, lebendig werden zu lassen, während es zu lange nüchtern und ausdruckslos war. Das Kunstgewerbe ist mit mächtigen Schritten vorwärts gedrungen, echte Künstler haben sich in seinen Dienst gestellt und wundervolle Wirkungen erzielt. Die schillernden Gläser von Tiffany und vieles andre aus seinen weltberühmten Ateliers ist unübertroffen; die Silbergeräte von Gorham, die Tonvasen der Rockwoodtöpferei, die geschliffenen Gläser, die Perlenschmuckstücke, die Möbel nach altenglischen und kolonialen Motiven und so vieles Ähnliche ist von verführerischem Reiz. Und doch ist es noch wichtiger und für den Kunstsinn bezeichnender, daß endlich auch die billigen Fabrikwaren für die großen Massen sich der Bewegung zur Schönheit hin täglich mehr anschließen. Auch die billigen Möbel und Schmuckwaren haben heute Charakter, und der mit europäischen Verhältnissen unvergleichbare Massenverbrauch von orientalischen Teppichen ist nicht minder charakteristisch. Der verschwenderische Blumenluxus der Städte, die prächtige Ausgestaltung der Parkanlagen, wie sie etwa ganz Boston umgeben, die Verschönerung der gesamten Landschaft, für die Charles Eliot zielbewußt voranging, oder im sozialen Leben die zunehmende Freude an farbigen ästhetischen Symbolen, etwa an bunten akademischen Kostümen, an schönen Drucken und reichen Bucheinbänden und tausend ähnliches steht da

als Zeichen eines jungen, starken, lebensfreudigen Schönheitssinns.

Wenn sich so aus dem Reichtum und der künstlerischen Schulung des Landes heraus eine starke Freude an der sichtbaren Schönheit entfaltete, so tritt zu alledem doch wohl noch eine besondere Bedingung, die nicht nur auf die schönen Künste, sondern ebenso auf Poesie und Literatur einwirkt. Es ist das Aufwallen des politischen Nationalbewußtseins, das mehr als irgend etwas andres den Fortschritt des literarisch-künstlerischen Lebens angeregt hat. Der Amerikaner fühlt, daß er in den engern Kreis der Weltmächte eingetreten ist, und, den Besten gleich, nun sich selbst ausleben muß. Er weiß, daß er eine Mission hat; sein ganzes Nationalbewußtsein ist ja einheitlich viel weniger durch gemeinsame Erinnerung, als durch gemeinsames Zukunftsideal. Sein Nationalbewußtsein wird nicht von sentimentalem Gefühl, sondern von Kampfesstimmung getragen; der Amerikaner weiß, daß es erst ein zu erringendes Ziel ist, durch und durch Amerikaner zu werden. Alles das gibt ihm den Mut der Selbständigkeit und der eignen Gesichtspunkte, und diese Selbständigkeit ist heute, da er inzwischen etwas Tüchtiges gelernt hat und das Detail bemeistert, nicht mehr unfruchtbare Laune und Willkür, sondern wirklich neue Zielsetzung und neue Arbeit. Jetzt erst wird er sich recht bewußt, welche Fülle künstlerischer und literarischer Aufgaben durch seinen eignen Kontinent, durch die ihn umgebende Natur, durch seine Geschichte und seine sozialen Zustände gegeben ist, und so wie sich die amerikanische Wissenschaft am erfolgreichsten auf die Geschichte, Geographie, Geologie, Zoologie, Anthropologie des amerikanischen Landes geworfen hat, so greift nun die neue Kunst und Literatur nach amerikanischen Stoffen.

Die Hoffnungen fliegen hoch; schon will man eine neue, weltbezwingende Kunst herannahen fühlen, schon sieht man deutlich den Weltdichter heranschreiten, der in dem großen amerikanischen Roman das Lösungswort der neuen Welt spricht. Wer will da sagen, daß sich die Hoffnungen nicht

vielleicht schon morgen erfüllen mögen. Das ist sicher, daß eine ungewöhnliche Fülle günstiger Bedingungen zum Schmieden einer Weltkraft hier zusammensteht. Hier ist ein Volk, dessen breiteste Massen zur Literatur- und Kunstfreude erzogen sind; ein Volk, das im Sonnenglanz des Erfolges von Nationalbewußtsein geschwellt wird und das im wirtschaftlichen Gedeihen die reichsten Mittel der Kunst zur Verfügung stellt; ein Volk, das in seinem eignen Lande ungehobene Schätze von künstlerischen und literarischen Problemen findet und das in seiner volkstümlichen Struktur das Talent begünstigt, wo es sich nur spüren läßt; ein Volk, das in kosmopolitischen Wanderjahren viel gelernt hat und heute gründlich die Details jeder Technik beherrscht, ein Volk, das die Temperamente und Anregungen der verschiedenartigsten Völker in sich aufgenommen und das doch zu einem einzigen einheitlichen Volksbewußtsein sich entwickelt hat, in welchem zäher Wille, erfinderische Intelligenz, puritanische Moral und unversieglicher Humor eine nie zuvor gekannte Mischung bilden. Die Zeiten scheinen reif für ein Großes.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Religion.

Die individualistische Lebensauffassung und die religiöse Weltanschauung begünstigen einander. Je mehr dem religiösen Gemüt das irdische Leben nur als Vorbereitung für das himmlische erscheint, desto mehr muß alles Streben auf die Entwicklung der individuellen Persönlichkeit gerichtet sein. Allgemeinbegriffe, Kulturen, Nationen können als Ganze nicht durch die Himmelspforte einziehen; nur die Vervollkommnung der Einzelseele kommt für das ewige Heil in Betracht. Anderseits, je tiefer der individualistische Trieb zur Selbstvervollkommnung ein Volk ergriffen hat, desto tiefer muß auch die Überzeugung wurzeln, daß der kurze

Gang bis zum Tode nicht den ganzen Sinn des Menschseins ausmacht, daß dieses Streben nach persönlicher Entwicklung sich auf ein überirdisches Dasein bezieht. Gewiß wird gerade durch solchen Individualismus in gewissem Sinne die Religiosität verengert, die Unsterblichkeitsidee wird zu einseitig betont, aber das ganze Leben eines individualistischen Volkes wird von Religion erfüllt sein. Von Religion erfüllt ist in der Tat das ganze amerikanische Volk seit den Tagen, da die Pilgerväter landeten, bis auf den heutigen Tag.

Dagegen liegt im Individualismus an sich noch kein Motiv, zu Gott furchtsam oder freudig aufzublicken, die Menschennatur für sündhaft oder für gut, Gott für rachsüchtig oder für wohltätig zu halten; die beiden selbständigsten amerikanischen Denker des achtzehnten Jahrhunderts, Jonathan Edwards und Benjamin Franklin, vertreten da die beiden Extreme. Der Gott, den Edwards kannte, der „hält den Sünder über dem Feuerofen an einem dünnen Faden, um den die Flammen des Zornes zucken; jeden Augenblick können sie den Faden versengen und verbrennen. Und der Zorn ist ewig. Es wäre entsetzlich, diese Wut Gottes nur einen Moment zu erleiden, aber der Sünder wird sie für alle Zeiten erdulden; da wird es kein Ende für dieses ausgesuchte schreckliche Elend geben; Millionen und Millionen von Zeitaltern wird er mit Gottes gnadenloser Rache ringen, und wenn sie durchlebt sind, so wird er wissen, daß alles nur ein Augenblick war, verglichen mit dem, was noch übrig bleibt". Ein Sünder aber ist von Natur jeder, den nicht Gottes besondere willkürliche Gnade erhoben hat. Franklin dagegen schrieb: „Für deine Wünsche für meine ewige und irdische Glückseligkeit danke ich dir; ich habe keinen Zweifel, daß ich von beiden so viel genießen werde, wie mir zukommt. Das Wesen, das mir Existenz gab, hat seit sechzig Jahren mir Gutes erwiesen, und selbst seine Züchtigungen wurden mir zu Segnungen; kann ich da zweifeln, daß es mich liebt, und wenn es mich liebt, kann ich zweifeln, daß es meiner sich auch künftig, nicht nur hier, sondern auch im Jenseits freundlich annehmen wird?" Die Männer, die ameri-

kanische Geschichte und Kultur gemacht, standen zunächst dem Edwardsschen Standpunkt nahe, und stehen heute so ungefähr, wo Franklin stand.

Kann man denn aber wirklich heute noch behaupten, daß Amerika religiös ist? Der erste Eindruck mag dem Europäer dagegen sprechen. Zunächst und vor allem sieht er, daß das Reich sich überhaupt nicht um die Kirche kümmert. Artikel 6 der Verfassung verbietet ausdrücklich, daß die Besetzung eines Amtes oder einer politischen Ehrenstellung in den Vereinigten Staaten von der Religion abhängig gemacht werde, und das erste Amendement fügt hinzu, daß der Kongreß niemals ein Gesetz erlassen dürfe, das die Einführung einer Religion oder die Behinderung freier Religionsausübung bezweckt. Diese Stellungnahme der Bundesverfassung wiederholt sich aber in fast gleicher Weise in den Verfassungen der Einzelstaaten: die Regierung hat nichts mit der Kirche zu tun; mit andern Worten, der Kirche fehlt in Amerika die mächtige Unterstützung des Staates, die ihr in allen monarchischen Staaten gewährt ist. Ja, der Staat faßt diese von der Verfassung aufgenötigte Fernhaltung so rigoros auf, daß beispielsweise der große zehnjährige Zensus die Daten über religiöse Zugehörigkeit von den Kirchengemeinschaften beziehen muß, weil der Staat nicht das Recht hat, auf der Volkszählungskarte nach der Religion zu fragen. Die Prediger machen kein Staatsexamen, Millionen gehören keiner kirchlichen Gemeinschaft an, die großstädtischen, niedern Massen sind der Kirche unerreichbar, die öffentlichen Schulen haben keinen Religionsunterricht. Fast scheint es, als wenn religiöse Gleichgültigkeit das Land beherrscht, und europäische Journalisten haben es stets für witzig gehalten, als die einzige Gottheit des Amerikaners den Dollar zu bezeichnen.

Wer näher zusieht, findet schnell das vollständige Gegenteil. Ja, der Staat kümmert sich nicht um die Religion. Aber selbst diese Verfassungsbestimmung bedeutete nicht etwa eine Begünstigung der religiösen Gleichgültigkeit. Die Staaten, die da zum Bund zusammentraten, waren von religiösem

Geiste durchdrungen; Protestanten und Katholiken hatten dort in der Neuen Welt religiöse Freiheit gesucht, hatten Entbehrungen gelitten, um frei ihrem Glauben leben zu können, ohne die Verfolgungen der alten Welt, und jede Kirche, die in Europa Anhänger hatte, war auch jenseits des Ozeans vertreten. Nicht wenige der Staaten waren ihrer ganzen Anlage nach geradezu theokratisch; nicht nur im puritanischen Neu-England hatte die Kirche alle Gewalt in Händen: in der virginischen Kolonie, dem Sitz der englischen Hochkirchler, wurde ursprünglich, wer zweimal von der Kirche fortblieb, mit Durchpeitschung, wer dreimal fortblieb, mit dem Tode bestraft. Als Amerika sich von England losriß, hatte fast jeder Staat seine besondere streng religiöse Färbung; meist hatte die Majorität der Bevölkerung in der einzelnen Kolonie ihre Religion zur Sache der ganzen Gemeinde gemacht, und überall standen religiöse Interessen im Vordergrund.

Wenn trotzdem Jeffersons Vorschlag, in der Bundesverfassung Staat und Kirche zu scheiden, schließlich zur Annahme gelangte, so konnte diese Stimmung also nicht der Indifferenz, sondern nur dem Wunsche entspringen, religiöse Kämpfe zu vermeiden. Bei so ausgesprochener Differenzierung in Puritaner, Quäker, Hochkirchler, Katholiken usw. hätte die Erhebung einer Kirche zur allgemeinen Staatskirche des Bundes eine Unterordnung andrer Kirchen verlangt, die wie eine Unterdrückung empfunden worden wäre. Den Staat von der Kirche sondern, bedeutete somit, jeder einzelnen Kirche ihre volle Freiheit geben. Übrigens folgten die Einzelstaaten durchaus nicht alle sofort dem Vorbild der Bundesverfassung; besonders die Neu-Englandstaaten begünstigten durch Steuergesetzgebung die calvinistische Kirche noch bis ins neunzehnte Jahrhundert, und Massachusetts als letzter hat erst 1833 vollständige religiöse Unparteilichkeit eingeführt. In den Südstaaten lösten sich die Beziehungen zur Kirche leichter, und in den Mittelstaaten hatte auch in der Kolonialzeit weitgehende Religionsfreiheit geherrscht.

Gleichviel aber, ob die Lösung schnell oder langsam, unter passiver Duldung oder unter energischem Sträuben der Geistlichkeit geschah, überall wurde bald die Kirche selbst die wärmste Verteidigerin des neuen Zustandes; überall empfand die Geistlichkeit, daß die Interessen der Religion so aufs beste gewahrt wurden. Was der Staat heute für die Kirche tut, beschränkt sich auf die einzelstaatliche Gesetzgebung gegen Gotteslästerung und Störung des Gottesdienstes und auf die Anerkennung, nicht Forderung, der kirchlichen Trauung; Symptome des Zusammenhangs zeigen sich wohl auch in der Befugnis des Präsidenten, den jährlichen Danksagungstag und im Falle der Not Buß- und Bettage anzuordnen, sowie in der täglichen Eröffnung der Legislaturen mit Gebet; im übrigen bewegen sich Staat und Kirche in zwei verschiedenen Dimensionen, und niemals ist auch nur der geringste Versuch gemacht worden, daran etwas zu ändern.

Es handelt sich also nicht etwa darum, daß eine orthodoxe Minorität genötigt wird, sich mit einem kirchenlosen Staate abzufinden, sondern kein Staat, keine Partei, keine Sekte hat auch nur den schüchternsten Wunsch verraten, Kirche und Staat wieder aneinander zu koppeln. Das Gefühl für den Segen dieser wechselseitigen Unabhängigkeit geht so weit, daß sich sofort die Volksstimmung gegen jede Kirche wendet, die politische Tauschgeschäfte anbahnt, etwa bei Lokalwahlen eine politische Partei unterstützt, die dafür öffentliche Gelder den Erziehungsinstitutionen oder Krankenhäusern der betreffenden Kirche zuwendet. Wenn sich beispielsweise eine Zeitlang die hauptsächlichste antikatholische Vereinigung, die sogenannte amerikanische Schutzgesellschaft, in unerfreulicher Weise ausbreitete, so beruhte das wohl nicht auf einer protestantischen kirchlichen Gegnerschaft, sondern nur auf einer politischen Antipathie gegen diejenige Kirche, die am ehesten zu solchen unamerikanischen Nebenbeeinflussungen der politischen Parteien hinneigt; man empfand zu deutlich, daß da ein großes amerikanisches Prinzip in Frage stehe.

Der gesetzliche Zustand der Kirche ist also der einer großen privaten Korporation, und niemand ist verpflichtet, sich einer Kirche anzuschließen. Ein besonderes Kirchenrecht ist somit überflüssig. Jede Kirche kann sich organisieren, ihre Beamten anstellen, ihre Besitztümer verwalten, ihre Disziplin regeln, wie es ihr paßt, und ihre Streitpunkte fallen unter das bürgerliche Recht, das da für alle Korporationen gilt. Ähnlich wie für geschäftliche Gesellschaften wird eine gewisse Form der verantwortlichen Leitung, ein Aufsichtsrat und ähnliches verlangt, aber die Konkurrenz bleibt unbegrenzt wie für industrielle Korporationen, und gesetzlich stellen sich die Beziehungen des einzelnen zu seiner Kirche als rein kontraktliche Verpflichtungen dar. 148 verschiedene Sekten werben heute um die Gunst des Publikums; dem Deutschen klingt das alles zunächst wie Verweltlichung, wie Herabdrückung zum Niveau der Aktiengesellschaft mit Börsenkurs, wie Profanierung, und doch: kein katholischer Bischof und kein orthodoxer Baptist würde es anders wünschen. Was ist denn also erreicht?

Zunächst hat der Individualismus auch hier erfolgreich seinen Trieb nach Selbstbestimmung durchgesetzt. Niemand ist verpflichtet, einer Gemeinde beizutreten; wer zugehört, hat somit durch eigne Entscheidung sich der Organisation eingefügt, sich ihren Vorschriften unterworfen und zu ihren Ausgaben beizutragen sich bereit erklärt. Niemand hat öffentliche Steuern für eine Kirche zu zahlen, niemand sich einer geistlichen Gewalt unterzuordnen, wenn er sie nicht innerlich anerkennt. Die Kirche ist somit grundsätzlich über den Verdacht gestellt, daß sie in die Freiheit des Individuums eingreift. Das Individuum selbst aber hat dadurch nicht nur die Freiheit, der Religion sich zu- oder abzuwenden, sondern vor allem die vollste Freiheit, seine persönliche Auffassung durch unbegrenzte Variation des Glaubensbekenntnisses zur Geltung zu bringen; nur wo die Kirche auch dem intellektuellen Gewissen keinen Zwang antut, kann der Trieb nach Selbstvervollkommnung sich in den Formen der Kirche ausleben. So hat die mennonitische Kirche bereits zwölf,

die baptistische dreizehn, die methodistische siebzehn verschiedene Sekten entwickelt, und jede hat ein gleiches Recht. Gleichzeitig ist dadurch auch der Vorwurf beseitigt, daß die Kirche ihren Erfolg der staatlichen Hilfe verdanke; was sie leistet, vollbringt sie jetzt aus eigner Kraft. Dadurch wird ihr Erfolg veredelt und verinnerlicht, ihr Eifer angestachelt und ihr ganzes Bemühen von der Welt des politischen Streites ferngehalten und den Idealen zugewandt.

Die Kirche, die vom geschriebenen Gesetz des Staates nicht geschützt oder wenigstens nicht gestützt wird, ist nun aber deshalb nicht nur auf den religiösen Idealismus der Gläubigen angewiesen; hinter ihr steht auch das ungeschriebene Gesetz der sozialen Gemeinschaft. Je mehr der staatliche Einfluß zurücktritt, desto stärker wird sich die Gesellschaft als solche ihrer Verpflichtung bewußt werden, und während sie innerlich gleichgültig bleiben mag, solange ein äußerer Zwang mechanisch einwirkt, wird sie Energie entwickeln, sobald sie fühlt, daß in ihrer Hand die Entscheidung liegt. Kein Gewinn für die Kirche war größer, als daß gerade durch die Lösung vom Staat die Religion nun Sache der Gesellschaft wurde. Hier konnte sich ein Zwang entwickeln, der vielleicht eigenwilliger und fester als der des Staates ist und doch nicht als Beeinträchtigung empfunden wurde, einmal, weil die politische Persönlichkeit unberührt blieb, vor allem aber, weil die Zugehörigkeit zu bestimmter Gesellschaftssphäre nicht gegebene Tatsache, sondern erstrebtes Ziel und Ehre ist. Selbstverständlich hätte sich auch der gesellschaftliche Zwang nicht entwickeln können, wenn nicht ein tiefes, religiöses Bewußtsein in der Bevölkerung lebendig gewesen wäre, aber diese isolierte Religiosität konnte wieder in einem sozial günstigen Boden viel tiefere Wurzeln fassen. Eine religiöse Bevölkerung, die Kirchlichkeit zur gesellschaftlichen Anforderung erhoben hat, gewährt der amerikanischen Kirche die denkbar günstigsten Bedingungen des Gedeihens.

Wie sehr die Kirche von der Gesellschaft getragen wird, ergibt sich schon aus der Gruppierung der Sekten. Wenn

irgendwo Demokratie natürlich erscheint, so sollte es vor den Augen Gottes sein; aber wenn irgendwo die Amerikaner soziale Abstufungen aufweisen, so ist es im Gebiet der Religion. Das gilt nicht nur für die verschiedenen Kirchengebäude, deren Kirchenstühle so ungleich teuer sind, daß in den großen Städten arm und reich sich am Sonntag mehr scheidet als am Wochentag, sondern das gilt von den Sekten selbst. Die Methodisten und die Episkopalier, oder die Baptisten und die Unitarier stellen in ihrem Durchschnitt ganz verschiedene gesellschaftliche Gruppen dar. Dabei sind in dem einen Landesteil die einen, im andern die andern das gesellschaftlich herrschende Element. Gerade aber, weil sich die religiösen Verschiedenheiten in so hohem Maße an die nun einmal in der Welt bestehenden sozialen Unterschiede anlehnen, ist das Verhältnis zwischen den Sekten ein durchaus freundliches; jede hat ihr natürliches Wirkungsgebiet.

Sicherlich hilft dabei die große Zahl der Sekten, die es bedingt, daß die Verschiedenheit zwischen zwei Nachbarreligionen oft nur dem Fachgelehrten verständlich ist, oft auch nur auf Lokal- oder Stammesunterschieden beruht; so sollen die deutsche reformierte und die holländische reformierte Kirche als zwei Sekten gelten, und selbst die „afrikanischen Episkopalmethodisten“ und die „farbigen Episkopalmethodisten“ wollen neben vielen andern Negersekten unterschieden sein. Wenn sich große Parteien gegenüberstehen, kann ein Prinzipienkampf ausbrechen; wenn die Religionen durch zahlreiche kleine Zwischenstufen ineinander übergehen, wird das Bewußtsein der Verschiedenheit weniger zum Gefühl der Gegensätzlichkeit werden. Der wirkliche Gegner ist allen gemeinsam: der Atheist; wenn auch die orthodoxeren Gemeinden nicht ganz sicher sind, ob die etwa dem deutschen Protestantenverein entsprechenden Unitarier nicht besser mit den Atheisten zusammen klassifiziert werden sollten. Und schließlich liegen Neid und Eifersucht überhaupt nicht in der optimistischen Natur des Amerikaners, der stets dem andern auch sein Fortkommen gönnt. Alles wirkt so zusammen, daß die Kirchen friedlich miteinander aus-

kommen; wie ein einziger vollgewölbter Regenbogen umspannt die Religion das Land in der reichsten Mannigfaltigkeit ihrer Farben.

Die wechselseitige Durchdringung von Kirche und Gesellschaft zeigt sich nun überall. Überall ist die Kirche populär, die Religion im Hause heimisch, der Prediger geachtet, der Gottesdienst gut besucht, die Arbeit der Kirche freigebig unterstützt, die religiöse Forderung getragen von der sozialen Gemeinschaft. In diese Umrißlinien mögen noch ein paar Details hineingezeichnet werden. Der Amerikaner wächst auf in der Kenntnis der Bibel; die Sonntagsschule der Kirche und der häusliche Einfluß wirken zusammen: in jedem Farmhaus herrscht echte Religiosität. Wer da von Heuchelei oder Pharisäertum sprechen will, hat keine Ahnung von den wahren Verhältnissen. In vielen städtischen Arbeiterhäusern kennt man die Bibel nicht und will sie nicht kennen, zur Heuchelei drängt da nichts; im weiten Lande aber sitzt die Religiosität so tief, daß die Gefahr viel näher liegt, daß aufklärerische Bildung geheuchelt wird, als daß man ungläubig Religion bekenne. Es ist daher auch selbstverständlich, daß Feste, Bankette, Versammlungen, bei denen in Deutschland niemand an religiöse Zutaten denken würde, mit Gebet eröffnet und geschlossen werden. Religiöse Gespräche kehren daher auch mit Vorliebe auf jedem Bildungsniveau wieder; wer viel im Lande herumkommt, weiß, daß Geschäft und Religion die beiden Hauptgesprächsthemata sind, erst in dritter Linie kommt die Politik. Nur bei so religiös disponierten Individuen konnten auch alle Verirrungen des übersinnlichen Bewußtseins, wie der Spiritismus, das Gesundbeten und vieles ähnliche, so ungeheure Aufregung hervorrufen. Aber auch die normalen religiösen Interessen beschäftigen einen unvergleichlich weiten Kreis; neunhundert kirchliche Zeitungen und Zeitschriften erscheinen regelmäßig in vielen Millionen Exemplaren.

Wir sagten ferner, der Gottesdienst sei gut besucht und der Prediger hochgeachtet. Im nichtpolitischen Leben, besonders im Osten, gehören die großen Prediger zu den ein-

flußreichsten Männern der Zeit. Die genialste Kirchenerscheinung der letzten Jahrzehnte war, einstimmigem Urteil gemäß, Phillips Brooks, dessen Rede alles hinriß und dessen Persönlichkeit alles veredelte; man hat oft gesagt, daß bei seinem Tode, vor wenigen Jahren, das Land trauerte, wie es nur bei Lincolns Tode getrauert hatte. Nach ihm ist keiner gekommen, der ihm gleich wäre, aber auch heute fehlt es nicht an Männern der Kirche, deren sittlicher Einfluß zu den bedeutenden Faktoren des öffentlichen Lebens gezählt werden muß; und zwar gilt das nicht nur von evangelischen Geistlichen, sondern auch in hohem Maße von einigen katholischen Bischöfen.

Dies wiederholt sich in bescheidenerer Weise tausendfach im engen Kreise: der Einfluß der Prediger in der kleinen Stadt ist tiefergreifend als in Deutschland. Er verflacht sich aber sofort, sobald der Vertreter der Kirche in das Politische herabsteigt; nur in den Grenzgebieten zwischen Politik und Sittlichkeit, etwa bei der Temperenzfrage, gilt er als der berufene Agitator. Die hohe Stellung des Geistlichen bekundet sich in interessanter Weise auch darin, daß der Predigerberuf entschieden viele Elemente aus den sozial besten Kreisen anzieht. Bei dem Bemühen des Amerikaners, soziale Differenzierung möglichst zu verwischen, ist es schwer, die bezüglichen Verhältnisse sicherzustellen. Es scheint aber zweifellos, daß das Menschenmaterial, das sich besonders bei den Episkopaliern, Presbyterianern, Kongregationalisten und Unitariern zum Predigtamt vorbildet, sozial höher steht als das, aus dem die Schullehrer und Ärzte geformt werden.

Spezifisch amerikanisch ist die Art, wie der Prediger auf der Kanzel seinen Hörern entgegenkommt. Selbstverständlich ist es undenkbar, die Predigermethode in den 194 000 Kirchen des Landes auf eine Formel zu bringen, aber eines fällt dem Europäer durch den Kontrast mit der Heimat überall auf: die anschauliche Beziehung der Predigt zu den weltlichen Interessen der Gemeinde. Schon die äußere Form verrät es: Gleichnisse aus dem Kleinlichen und selbst Niedrigen, oft geradezu triviale, aber durch ihre Anschaulichkeit

packende Wendungen, selbst Anekdotisches, frisch im Dialogstil erzählt, wird eingeflochten. Und vor allem der Gegenstand: jeden einzelnen dort in den Kirchenbänken geht es beinahe persönlich an; die letzte Sorge, das letzte Ärgernis, die nächste Hoffnung, die nächste Aufgabe gibt den Ausgangspunkt, und das Wort der Bibel tritt wie ein erwarteter Gast in die Hütte der eignen Gedanken. Der Prediger will nicht die Seele aus dem Alltäglichen abziehn und zu einer Sonntagswelt der höhern Ideen hinleiten, sondern will das Höhere in dem Alltäglichen lebendig werden lassen, und wenn es der rechte Prediger ist, so wirkt es doch nie wie Herabziehung des Göttlichen, sondern stets wie Erhebung des Menschlichen.

Kein Zweifel, daß gerade dadurch die Kirche so populär und der Gottesdienst so gut besucht ist. Kein Zweifel freilich auch, daß so manches Mal es nicht der rechte Prediger, sondern ein sensationssüchtiger Kanzelkomödiant ist, der den frischesten Skandal oder die neueste Streitfrage breit tritt, um es dem Publikum genehm zu machen und die Kirche mit Neugierigen zu füllen. Häufig begünstigt der starkweltliche Zug der Predigt auch eine andre Form der Entartung: die Predigt wird zum Bildungsvereinsvortrag mit naturwissenschaftlicher Aufklärung und belehrender Halbbildung. Das ist ja selbstverständlich, daß der Verzicht auf die strengere religiöse Form für den, der nicht zum Prediger geboren ist, vielerlei Versuchungen mit sich bringt; meisthin aber ist die amerikanische Predigt außerordentlich eindrucksvoll.

Die Popularität der Kirche rührt aber nicht nur von der Anschaulichkeit der Predigt her; es gesellt sich dazu ein sozialer Faktor, der in dieser Stärke in ganz Europa unbekannt ist. Will die Gesellschaft als solche die Gemeinde an die Kirche binden, so wird sie ihr Ziel am sichersten erreichen, wenn sie religiös indifferente Anziehungsmittel zufügt. Dabei mögen dieselben mittelbar schließlich auch noch für die sittlichen Zwecke der Kirche Wert gewinnen, wenn sie auch zunächst nur die Aufgabe haben, die Kirchlichkeit zu erzwingen. Wer nur der vortrefflichen Musik wegen in

die Kirche geht, ist genötigt, dabei die Predigt doch mit in Kauf zu nehmen, und wer sich der Kirche mit anschließt, um ihre weltlichen Unterhaltungen mitzumachen, wird dadurch wenigstens von den frivolen Vergnügungen irreligiöser Kreise ferngehalten. So ist die Kirche allmählich zum sozialen Mittelpunkt geworden, mit Funktionen, die in Deutschland ebenso unbekannt sind, wie die „Salons", die in Amerika zu jeder Kirche gehören. Die sozialen Anziehungsmittel müssen natürlich dem Charakter der Gemeinde angepaßt werden; die in den Kleinstädten üblichen Picknicks mit Verlosungen und Gesellschaftsspielen bei Limonade und Kuchen würden für die Millionärskirchen der fünften Avenue nicht zweckmäßig sein. In den Großstädten müssen dafür die ästhetischen Reize einsetzen; prächtige Teppiche und Glasfenster, künstlerische Musik, elegante Toiletten, fashionable Wohltätigkeitsbazare.

Aber der soziale Genuß liegt nicht nur in dem, was die Kirche in ihren eignen Mauern bietet; besonders im Westen, aber in den Kleinstädten und auf dem Lande auch im Osten, vermittelt die Kirche überhaupt den sozialen Verkehr. Wer in einen neuen Stadtteil oder in einen fremden Ort zieht, schließt sich einer Gemeinde an, um im Mittelstand gesellschaftlichen Anschluß zu finden, und alles das ergibt sich um so natürlicher, als im kirchlichen wie im rein gesellschaftlichen Leben in Amerika die Frau den aktivsten Teil der Familie darstellt. Auch die Jünglingsvereine und ähnliche kirchlich gefärbte soziale Vereinigungen spielen eine hervorragende Rolle, ganz ungleich der in Europa. In Deutschland haftet ihnen im Volksbewußtsein der Eindruck des Kraftlosen an; ihr Name hat einen faden Beigeschmack. In Amerika sind sie Zentren großstädtischer sozialer Wirksamkeit mit außerordentlichem Einfluß, und die Hunderttausende ihrer Mitglieder sind bei ihren Zusammenkünften in den stattlichen Klubgebäuden dem Sport und der Belehrung nicht weniger ergeben als der Religion.

Wie sehr die Kirche das soziale Leben beherrscht, bekundet sich auch in der Verbreitung der kirchlichen Trauung.

Der Staat kennt keine obligatorische Ziviltrauung; sobald die Lokalbehörden die Eheschließung amtlich genehmigt haben, kann die Trauung rechtsgültig entweder durch den Standesbeamten oder durch den Priester vollzogen werden; für die große Mehrheit der Bevölkerung gilt es auch heute noch als selbstverständlich, daß die Ringe vor dem Altar gewechselt werden. Ja, ein erklärter Atheist würde sich, oberhalb des Branntweinkneipen-Niveaus, in keiner Gesellschaftssphäre ungestört bewegen können, und während ein Politiker kaum zu fürchten hat, daß seine besondere Religion ihm bei andern Kirchen im Wege stände, würde er nicht die geringsten Aussichten für irgend eine Wahl haben, wenn er eine materialistische Philosophie zum besten geben wollte. Als Ingersoll, der Renommieratheist des Landes, jahrelang von Stadt zu Stadt zog, um etwa die Argumente von David Friedrich Strauß, ins Grotesk-agitatorische vergröbert, gegen Eintrittsgeld auszuposaunen, da fand er für seine glänzende Beredsamkeit zwar überall ungeheure Hörermassen, aber unter den vielen Neugierigen waren nur wenige Anhänger.

Wer da überzeugt ist, daß dieses mechanische Wechselspiel der körperlichen Dinge das ganze Wesen der Welt erschöpft, und wer so auch in tiefster Seele keinen Zusammenhang seines Wollens mit einer sittlich-geistigen Potenz anerkennt, kurz, wer nicht glaubt, gleichviel, ob die historische Glaubensgewandung von der Kirche oder von der Philosophie herstammt, der gilt dem typischen Amerikaner doch schließlich als eine seltsame Art Mensch von niederer Ordnung. Er versteht nicht recht, was solch ein Mensch eigentlich vom Leben will. Und wer sich vergegenwärtigt, wie die Geschichte Amerikas die Geschichte eines Volkes ist, das aus religiös Verfolgten hervorging und religiös Verfolgten stets eine Heimat wurde von den Tagen, da die Mayflower mit den Puritanern landete, bis zu den Tagen, da die Juden aus Rußland und die Armenier aus der Türkei sich über den Ozean retteten; wie dieses Volk in schweren Kämpfen und harter Arbeit das Land erschließen und unterjochen mußte, und dadurch zu strengem Pflichtbewußtsein, ernster Lebens-

auffassung, vergnügungsarmem Dasein genötigt wurde, und wie nun alle sozialen und historischen Traditionen, alle Erziehungs- und Unterrichtseinflüsse den Geist des Gottvertrauens und des Ringens nach individuellem Seelenheil verstärkten: der weiß, daß es nicht anders sein kann und daß die sittliche Gewißheit nicht durch sogenannte Argumente erschüttert werden kann.

Das alles schließt nun nicht aus, daß man den Klageruf über wachsende Unkirchlichkeit von allen Seiten hört. Zunächst ist nicht zu bestreiten, daß das großstädtische Proletariat zum großen Teil außerhalb der Kirche steht; ja, man schätzt die Bevölkerung, die sich kirchlich nicht angliedern will, auf fünf Millionen. Aber darunter befindet sich ein verhältnismäßig großer Bruchteil von Gleichgültigen, die jede Mühe scheuen; freigeistige Kirchenfeindschaft ist selten. Der Amerikaner, der da fühlt, daß seine Kirche nicht mehr seinen Anschauungen entspricht, hat durch die vielfache Abstufung der Sekten reichlich Gelegenheit, die passende Kirche zu finden; er wird aus seiner Kirche austreten, aber nur, um in eine andre einzutreten. Aber selbst wenn er den Kirchenbesuch künftig Frau und Töchtern überläßt oder mit der Familie sich von der Gemeinde ablöst, so besagt das nur, daß er seinem Gott auch ohne Prediger dienen kann. Wirkliche Irreligiosität paßt nicht in seinen Charakter, und die Zweifel, die etwa die Wissenschaft an ihn heranträgt, endigen nicht mit einer Abschüttlung, sondern mit einer Liberalisierung seiner Religion. Dieser Prozeß der wachsenden Freiheit vom Dogma und der zunehmenden Intellektualisierung der Kirche geht allerdings in den obern Schichten stetig vor sich; am einflußreichsten für das Geistesleben der Nation wurde das Wachsen der unitarischen Kirche aus dem orthodoxen Calvinismus heraus, aber die religiöse Grundstimmung wird dadurch nicht aufgehoben.

Kirchlich sein heißt jedoch nicht nur, die Darbietungen der Kirche bereitwillig hinnehmen, sondern für die Aufgaben der Kirche Opfer bringen und mitarbeiten, und da der Staat sich nicht um Kirchensteuern kümmert, so ist auch schon

13*

die materielle Bestreitung der Kosten ganz vom guten Willen der Gemeindemitglieder abhängig. In der Tat setzt zunächst überall die Laientätigkeit helfend ein. Typisch sind da die Sonntagsschulen, die von acht Millionen Kindern besucht werden und überall vom Liebeswerk unbesoldeter Lehrer und Lehrerinnen gestützt werden. Das gesicherte Kircheneigentum wird auf etwa 700 Mill. Dollars geschätzt, und der Verkauf der Kirchenplätze bringt große Einnahmen; das Kirchenvermögen ist überdies überall steuerfrei.

Dennoch bleiben noch so viele Bedürfnisse ungedeckt, daß, von der Klingelbeutelsammlung bis zur offiziellen Listensubskription und Testamentsschenkung, das kirchliche Interesse sich fortwährend materiell bekunden muß, damit die Ausgaben gedeckt werden können; die Kirche bittet aber selten vergeblich. Die Missionen unter den Religionslosen der Großstädte und unter den Heiden der fernsten Länder, die Kirchenbauten und Gehälter der Geistlichen, die Schulen und Krankenhäuser der Sekten, alles lastet auf den Schultern der Gemeindemitglieder. Institute der Kirche sind nun natürlich auch die theologischen Fakultäten, gleichviel, ob sie Universitäten angegliedert sind oder allein stehn. Heute gibt es 154 solcher Hochschulen, eine Zahl, die seit einiger Zeit ziemlich unverändert bleibt; noch 1870 existierten nur 80, aber bereits 1880 gab es 142, 1890 dann 145. Aus den Statistiken läßt sich feststellen, daß nur 21, von den 154, mehr als hundert Studenten haben, während 12 sich mit weniger als zehn Studenten zufrieden geben. Die Gesamtzahl der Studenten betrug 8009, die der Dozenten 994. Das Eigentum dieser Predigerschulen beträgt 34 Mill. Dollars, und über eine Million wurde ihnen im Laufe des letzten Jahres geschenkt.

Die pädagogische Funktion der Kirche ist aber nicht auf die Sonntagsschulen für Kinder und Hochschulen für Prediger beschränkt; nur auf diesen beiden Gebieten besitzt sie das Monopol, auf allen übrigen Gebieten, von der Elementarschule bis zur Universität, macht sie den weltlichen Instituten Konkurrenz, oder, besser gesagt, tritt sie ihnen

ergänzend zur Seite. Welche wichtige Rolle die Privatinitiative im Unterrichtsleben der Vereinigten Staaten spielt, haben wir vollständig dargelegt; daß solche Privatinstitute ganz besonders auch dann weiten Kreisen des Publikums willkommen sein werden, wenn sie sich in den Gleisen einer gewissen Konfession bewegen, ist nur natürlich. Mittelschulen, Oberschulen, Colleges, Universitäten der verschiedensten Sekten entsprechen diesem Bedürfnis. Dabei können nun aber wieder die verschiedenartigsten Beziehungen zur Religion obwalten, von der engsten bis zur losesten Verbindung. Boston College ist beispielsweise ein aus Oberschule und College bestehendes tüchtiges katholisches Institut, in dem der Unterricht von Jesuiten erteilt wird und die gesamte Schulung in jeder Stunde streng katholischen Stempel trägt. Die Universität von Chicago dagegen bezeichnet sich auch als Sekteninstitut, sie ist baptistisch, aber kein Mensch kümmert sich darum, ob ein anzustellender Professor Baptist ist oder nicht; kein Student ist sich des baptistischen Charakters bewußt und keine Vorlesung im College gibt davon Zeugnis. Das Baptistische beschränkt sich darauf, daß statutengemäß der Präsident der Universität und zwei Drittel des Aufsichtsrates baptistisch sein müssen, entsprechend dem Glaubensbekenntnis des Gründers.

Während von den größern Universitäten Harvard, Columbia, Johns Hopkins, Princeton, Cornell und alle Staatsuniversitäten offiziell ohne Beziehung zu einer Sekte sind, ist beispielsweise Yale als kongregational verzeichnet, ohne daß sich Dozenten oder Studenten darum recht kümmern. Viel eher haben die kleinern Colleges eine gewisse Sektenatmosphäre, und es ist kein Zweifel, daß gerade das weiten Kreisen, besonders in den Mittelstaaten und im Westen, sympathisch ist. Der Zahl nach überwiegen denn auch überall die Sektencolleges über die nicht konfessionellen. Um ein beliebiges Beispiel herauszugreifen: im Staate Michigan ist lediglich das Staatscollege in Ann Arbor ohne Beziehung zu einer Sekte, dagegen Adrian College methodistisch, Albion College episkopalisch, Alma College presbyterianisch, Detroit

College katholisch, Hilledale College baptistisch, Hope College reformiert und Olivet College kongregational. Auch diese, besonders in den Landkreisen verbreitete Hinneigung zu einer, wenn auch noch so leicht gefärbten, religiösen Erziehung bekundet es, wie tief die Religion das ganze Volksleben durchdringt.

Die einzelnen Religionen und Religionszweige in ihren Verschiedenheiten zu verfolgen, kann hier nicht in Frage sein; ein paar flüchtige Andeutungen müssen genügen. Wirklich neue religiöse Gedanken gibt es dabei ja nicht zu verzeichnen; eine amerikanische Religion ist nie aufgetaucht, und die Geschichte der neuweltlichen Kirche hat nur zu berichten, wie europäische Religionen unter den neuen Verhältnissen gewachsen sind. Die scheinbaren Neubildungen waren nur Abspaltungen oder geringfügige Differenzierungen. Wohl tauchten immer wieder Schwärmer auf, die mit originellen Vergewaltigungen des sittlichen oder sozialen Empfindens neue Religionen verkündeten, aber da sie kein sittliches Verlangen der Zeit zum Ausdruck brachten, so blieb jede tiefere Fortwirkung aus. Nicht zum mindesten beruht das auf der konservativen Natur des Amerikaners; er greift stets mit Enthusiasmus nach der neuesten Verbesserung und der modernsten Reform, aber es muß eben Reform, nicht Umsturz sein, die historische Kontinuität muß erhalten bleiben. Am ehesten könnten die Mormonen, die Spiritisten und die gesundbetenden Anhänger der christlichen Wissenschaft als rein amerikanische Sekten bezeichnet werden; aber so sehr auch alle drei die öffentliche Neugier beschäftigen, im Kreise der kulturformenden Religionen kommt ihnen keine Wichtigkeit zu.

Die verbreitetsten Religionen der Vereinigten Staaten sind die der Methodisten, der Baptisten und der Römisch-Katholischen; die kulturell wichtigsten aber die Kongregationalisten, die Episkopalier, die Presbyterianer und die Unitarier; daneben kommen vor allen die Lutheraner, die Reformierten und die Juden in Betracht, alle übrigen Kirchen sind klein oder einflußlos. Die genannten Kirchen ließen

sich schon räumlich scheiden, wenn sie sich auch in fast jedem Staate mischen; immerhin könnte man sagen, daß die Kongregationalisten und Unitarier hauptsächlich in den Neu-Englandstaaten, die Episkopalier und Presbyterianer vor allem in Newyork und Pennsylvanien, die Methodisten im Süden, die Baptisten im Mittelwesten, die Katholiken im Osten besonders stark sind. Solche räumliche Trennung ruht aber in erster Linie auf dem Zusammenhang der Kirchen mit den verschiedenen Volksstämmen, die sich an verschiedenen Stellen niedergelassen. So sind im Grunde die Episkopalier und Kongregationalisten vorwiegend von englischer, die Presbyterianer von schottischer, die Katholiken von irischer und süddeutscher, die Lutheraner von norddeutscher und skandinavischer, die Reformierten von deutscher und holländischer Abstammung; der Methodismus verbreitete sich unter den Negern.

In nahem Zusammenhang mit alledem steht aber schließlich die soziale Scheidung: Methodismus, Baptismus und Katholizismus sind in erster Linie die Religion der Massen; die andern sind reservierter und voraussetzungsvoller. Es sind nun wiederum jene Religionen des niedern Volkes, die vor allem jedem Druck nach Sektenbildung nachgaben und sich zersplitterten; nur der Katholizismus steht einheitlich und geschlossen in der Neuen Welt wie in der Alten.

In der Kirche der Kongregationalisten lebt noch der alte calvinistische Glaube, den die ersten puritanischen Einwanderer der Neu-Englandkolonien hinüberbrachten. Mehr als irgend eine andre Kirche hat sie eine politische Rolle gespielt, von den frühen Zeiten, da sie allein in Neu-England politisches Stimmrecht gab, bis zu den Tagen, da sie die Abschaffung der Sklaverei vertrat. Ihre räumliche Ausdehnung war stark gehemmt durch ein Kartell mit den Presbyterianern; erst seit dieses gelöst, hat sie sich über alle Staaten ausgebreitet. Aber auch heute noch kommen auf Massachusetts fast siebenhundert kongregationalistische Kirchengebäude, und vierhundert auf das kleine Connecticut,

während der Staat Newyork nur dreihundert, Pennsylvanien nur hundert, der Westen wenige, der Süden noch weniger hat.

Den Bevölkerungsbruchteil anzugeben, der sich zur Kirche bekennt, ist hier wie bei allen übrigen Kirchen nur annähernd möglich. Da die Volkszählung keine individuellen Religionsfragen einführen darf, so bleiben die Angaben der Kirche selbst maßgebend, die sich stets auf die Zahl der Gemeindemitglieder beziehen. Nun sind zunächst bei den evangelischen, katholischen und jüdischen Gemeinden die Mitgliedschaftsbedingungen so verschieden, daß die Zahlen direkt unvergleichbar sind. Aber selbst bei den evangelischen Kirchen bleibt es offenbar falsch, die Bevölkerungsziffer dadurch zu gewinnen, daß die Mitgliederzahl einfach mit einer Durchschnittsziffer, gemeinhin 3.5 multipliziert wird. Bei der sozialen und ethischen Verschiedenheit der Kirchen ist beispielsweise der Kinderreichtum der verschiedenen Sekten sehr ungleich. Nur mit großer Vorsicht also darf behauptet werden, daß die kongregationalistische Bevölkerung etwa zwei Millionen umfaßt. Aber ihre Wichtigkeit für die Gestaltung amerikanischer Kultur übertrifft um vieles ihren numerischen Bruchteil innerhalb der Gesamtbevölkerung. Der Geist dieser Kirche hat Sittenernst und Pflichtbewußtsein der ganzen Nation gebracht, hat die ersten Schulen gegründet und die Unabhängigkeit des Landes herbeigeführt.

In noch viel höherm Maße aber gilt es, die Stimmen zu wägen und nicht zu zählen, wenn von der optimistischen Tochterkirche des düstern Calvinismus, vom Unitarismus, die Rede ist. Wohl nicht mehr als eine Viertelmillion gehören zur unitarischen Kirche, aber der Einfluß der Unitarier auf Literatur und Leben, auf Wissenschaft und Philosophie war unvergleichlich. Die Kirche ist offiziell seit 1815 in Wirksamkeit, wenn auch lange vorher das neue Bekenntnis sich in der calvinistischen Kirche zu verbreiten begann. Wirklich neu ist da theologisch überhaupt nichts, denn die Hauptlehre, daß die Dreieinigkeit zu verwerfen, Gott in seiner Einzigkeit unitarisch und Christus als vorbildlicher Mensch

zu begreifen sei, geht bekanntlich aufs vierte Jahrhundert zurück; es sind die Arianischen Ideen, die auch in Europa sich immer wieder geltend machten. Die Bedeutung der amerikanischen Dreieinigkeitsbekämpfung liegt aber nicht auf dem theologischen Gebiet. Ja, in gewissem Sinne will die unitarische Kirche überhaupt kein bindendes Bekenntnis festsetzen, sondern eine „Bewegung immer wachsenden Gottesvertrauens" sein, das „Untersuchung, Fortschritt, Verschiedenheit des individuellen Gedankens in der Einheit der sittlich-idealistischen Weltanschauung" willkommen heißt.

Es war daher auch eine ganz natürliche Entwicklung, daß beispielsweise die theologische Fakultät der Harvard-Universität zunächst im zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts vom kongregationalen zum unitarischen Bekenntnis, dann aber in neuerer Zeit zu konfessionsloser Anerkennung des Christentums überging und ihre Lehrstühle mit Theologen der verschiedensten Denominationen besetzte. Die kulturelle Bedeutung lag nicht in der unitarischen Gottesauffassung, sondern in der anticalvinistischen Menschenauffassung: es ist nicht wahr, daß der Mensch sündhaft sei, sondern als Gottes Ebenbild ist er von Natur gut, und nicht unwillkürlich vorausbestimmte Gnade, sondern edles Wollen bringt das Seelenheil. Channing war der Führer, die Denker und Dichter aus der Mitte des Jahrhunderts folgten auf seiner Bahn: ihr Werk war ein Quell des sittlichen Optimismus. Die Gemeinde mußte klein bleiben, da der theologische Radikalismus zu wenig dem Anschauungsbedürfnis der tiefern Religiosität entspricht, aber unitarische Ideen drangen überall in den Gottesdienst der aristokratischen Kirchen.

Der episkopalische Glaube, der Protestantismus von England, landete am Gestade der Neuen Welt noch früher als der calvinistische. 1607 war in Virginia der englische Kultus bereits organisiert, und lange Zeit hindurch wurde dort kein andres Bekenntnis geduldet. Auch in den Mittelkolonien breitete sich die englische Hochkirche schnell aus, und Missionare von England wirkten in großer Zahl in ihrem Dienste. Die Loslösung der Kolonien vom Mutterland mußte einen

Rückschlag bringen; aber bald nach dem Kriege organisierte sich die episkopalische Kirche von Amerika selbständig und wuchs im Osten stetig; heute hat sie 75 Bischöfe. Die Kirche untersteht einer Legislatur, die alle drei Jahre tagt; ihr Oberhaus besteht aus den Bischöfen, das Unterhaus aus Delegierten, die von den einzelnen Diözesen gewählt sind; die Diözese wählt auch ihren eignen Bischof. Ihr Glaubensbekenntnis ist im wesentlichen noch das der Kirche von England; etwa zwei Millionen der Bevölkerung gehören in ihren Kreis.

Auch die presbyterianische Kirche der Neuen Welt reicht bis ins siebzehnte Jahrhundert zurück, aber erst im Anfang des achtzehnten wurde in Philadelphia die erste feste Organisation, von Schotten und Irländern, geschaffen. Auch sie stehen auf calvinistischem Boden, aber ihre Kirchenverwaltung scheidet sie: Presbyters, Älteste, stehen an ihrer Spitze. Zwölf verschiedene Sekten haben sich in ihrer Mitte herausgebildet, wie etwa die Cumberland Presbyterianer, die sich 1810 in einer volkstümlichen religiösen Bewegung ablösten. Andre Sekten bildeten sich bereits auf europäischem Boden; so wurde die presbyterische Kirche von Wales in Amerika fortgepflanzt. Die presbyterische Bevölkerung mag etwa vier Millionen betragen.

Viel größer sind nun die Gemeinden der Methodisten und Baptisten. Der Methodismus stammt aus jener großen Bewegung, die von John und Charles Wesley 1729 an der Universität Oxford ausging. Ihr „heiliger Klub" mit seiner Bibelbigotterie wurde seines methodischen Vorgehens wegen als Klub der Methodisten verspottet, und der Spottname wurde akzeptiert und blieb bestehn. Es galt, die englische Kirche dem Herzen näher zu bringen, jeden einzelnen aufzurütteln, tiefinnere Frömmigkeit ins Volk zu tragen. Um das Wort Gottes zu predigen, bedarf es nicht des Berufstheologen und nicht des Kirchengebäudes; der Laie mag zum Prediger, der freie Himmel zur Kirche werden. In Amerika beginnt die Bewegung 1766 sich auszubreiten, und während sie in England noch längere Zeit im Rahmen der

Staatskirche bleibt, geht der amerikanische Methodismus schon früh getrennte Wege von der episkopalischen Kirche.

Im Vordergrunde bleiben die eigenartigen Züge des Gemeindewesens: dahin gehört die Aufnahme der Bekehrten auf sechsmonatliche Probezeit, die populären Gebetszusammenkünfte an beliebigen Stellen, die Laienprediger, die Erlaubnis erhalten, religiöse Ansprachen zu halten, ohne daß sie ihren bürgerlichen Beruf aufgeben, die Einrichtung, daß kein Pastor länger als fünf Jahre in einer Gemeinde bleiben darf, und ähnliche Züge, die dem religiösen Bedürfnis der niedern Kreise entgegenkamen. Die speziellen Glaubensformen, die nur wenig von der Hochkirche abwichen, waren demgegenüber von geringerer Bedeutung. Die Zahl der Bekenner wuchs lawinenhaft; nicht weniges trugen dazu, besonders im Süden unter den Negern, die Feldversammlungen bei, in denen viele Tausende auf freiem Feld zusammen beten und singen und sich in mehr oder weniger hysterische Aufregungszustände bringen. Der Tendenz der niedern Klassen gemäß war die Sektenbildung hier ganz besonders stark; immer wieder zweigten sich kleinere Gruppen ab, die mit irgendwelchen Zügen des Gemeindewesens nicht übereinstimmten. Im wesentlichen werden siebzehn Hauptgruppen unterschieden, von denen einige nur durch die Hautfarbe der Bekenner sich unterscheiden lassen; die Methodist-Episkopalier sind die bei weitem zahlreichsten; alle methodistischen Kirchen zusammen müssen mehr als sechzehn Millionen der Bevölkerung umfassen.

Die zwölf oder dreizehn Sekten der Baptisten sind in ihrem Bekenntnis zum Teil weit voneinander getrennt; die Hauptmasse, die Regulären, sind calvinistisch, und die Gemeindeorganisation ist wie bei den Calvinisten kongregational: jede Gemeinde regelt ihre eignen Angelegenheiten. Was allen gemeinsam bleibt, ist nur die Zurückweisung der Kindertaufe; nur wer sich bewußt zum Christentum bekennt, darf getauft werden, und die Taufe darf nicht durch Besprengung geschehn, sondern muß durch Untertauchen vollzogen werden. So war die Lehre zur Reformationszeit in der

Schweiz aufgetaucht und hatte allmählich in ganz Europa zerstreute Anhänger gefunden; aber erst in Amerika hat sie die weite Verbreitung gehabt, die ihr heute dort etwa zwölf Millionen der Bevölkerung zuführt. Wie der Methodismus gewissermaßen die Volksausgabe der episkopalischen Kirche ist, so ist die baptistische Lehre zur Volksausgabe der kongregationalen Kirche geworden. Die Haupteinteilung der regulären Baptisten ist die in eine nördliche und südliche Kirche, eine Trennung, die in der Mitte des Jahrhunderts durch die Streitfrage der Sklaverei herbeigeführt wurde; auch da schließt sich als dritte Hauptgruppe die der baptistischen Neger an.

Die ersten Lutheraner, die zur Neuen Welt gelangten, waren Holländer, die sich 1623 auf der Manhattan-Insel, also im heutigen Newyork, niederließen, aber die holländischen Behörden unterdrückten systematisch jede Kirche außer der reformierten; erst als Newyork in die Hände der Engländer kam, erhielt die lutherische Kirche ihre Freiheit. Im Jahre 1710 entstanden die Niederlassungen der lutherischen Pfälzer in Pennsylvanien, und um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts begann, durch den Einfluß des Pastors Mühlenberg, die festere Organisation in Synoden. Das starke Anschwellen der deutschen und später auch der skandinavischen Einwanderung ließ die Kirche erstarken; noch heute überwiegen bei weitem die nicht-englischen Sprachen, deutsch, schwedisch, norwegisch, finnisch, isländisch, und die englischen Gemeinden stammen größtenteils von Deutschen ab. Alle zusammen mögen über vier Millionen der Bevölkerung einschließen; ein Fünftel davon kommt allein auf Pennsylvanien. Auch hier werden bereits sechzehn Sekten unterschieden.

Eine kleine protestantische Sekte, die ebenfalls auf Deutschland zurückweist, ist die der Mennoniten. Bekanntlich vereinigten sie die baptistische Opposition gegen die Kindertaufe mit dem Prinzip des Nichtwiderstandleistens. Schon Ende des siebzehnten Jahrhunderts kamen sie aus Deutschland nach Pennsylvanien, um Verfolgungen zu ent-

gehen. Man kannte sie unter dem Namen der „Deutschen Freunde", und ihrem Häuflein gebührt der Ruhm, bereits 1688 den ersten Protest gegen die amerikanische Sklaverei für die Akten der Weltgeschichte verfaßt zu haben. Starker Nachschub kam von Holland, der Schweiz, Deutschland und Rußland, und heute soll der größte Teil der Mennoniten auf amerikanischem Boden leben. Trotzdem handelt es sich aber wohl nicht um mehr als um 150000 Menschen.

In manchen Beziehungen können mit ihnen „die Freunde" oder, mit anderm Namen, „die Quäker" verglichen werden, deren Kirche vom Engländer Fox in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gegründet wurde und die bereits 1656 in Amerika auftauchten. Hauptsächlich in Indiana, Ohio und Pennsylvanien verbreitet, kommen vielleicht 400 000 Personen in Betracht. Bekannt ist der Wert, den sie aufs Schweigen legen; selbst in ihren Versammlungen lassen sie längere Schweigepausen eintreten, in denen jeder vom heiligen Geist ergriffen wird. In der Liste der Sünden, um derentwillen ein Quäker ausgestoßen wird, befinden sich Leugnung der Gottheit Christi, Leugnung des göttlichen Ursprungs der Bibel, Eintritt in die Armee, Ermutigung zum Krieg, Befassung mit Alkoholverkauf, Betrunkenheit, Fluchen, Wetten, Lotteriespielen und Eide vor Gericht leisten oder Eide abnehmen. Sie kleiden sich farblos; etwas Weiches, Sanftes, Nachgiebiges scheint ihnen allen eigen.

Die römisch-katholische Kirche Amerikas unterscheidet sich wenig von der Europas. Ihr schnelles Wachstum fällt im wesentlichen ins neunzehnte Jahrhundert, als die gewaltigen Einwanderermassen aus Irland, Süddeutschland, Polen, Ungarn, Italien und Spanien sich ins Land ergossen. Katholische Missionare waren freilich die ersten christlichen Prediger in der Neuen Welt; sie begleiteten die spanischen Expeditionen, und auf dem Boden von Florida landete der erste Bischof bereits 1528. In den englischen Kolonien war Maryland der Hauptsitz der Katholiken; die meisten andern Kolonien verhielten sich im höchsten Maße unduldsam gegen die römische Kirche. Noch um 1700 soll Newyork, das heute

eine halbe Million Katholiken hat, nur sieben katholische Familien beherbergt haben, und selbst um 1800 wird die katholische Bevölkerung der gesamten Vereinigten Staaten auf weniger als 150000 geschätzt. 1840 betrug sie das Zehnfache, und heute dürfte sie auf fast zehn Millionen angewachsen sein. Amerika hat sechzehn Erzbischöfe und einen Kardinal. Die Hauptsitze, in der Ordnung der Gemeindegröße, sind Newyork, Boston, Chicago, Philadelphia, St. Paul, New-Orleans, Baltimore, Cleveland, Buffalo, Newark, Providence, Pittsburg, Cincinnati, Milwaukee.

Die Juden — die ersten sollen 1654 aus Brasilien gekommen sein — haben sich ebenfalls erst in den letzten Jahrzehnten, besonders durch die außerordentliche Einwanderung aus dem Osten Europas, stark vermehrt. Ihre Zahl muß heute etwa eine Million betragen, und wenn neueste Berechnungen korrekt sind, so ist nahezu die Hälfte derselben nicht über Newyork hinausgekommen; Newyork hätte somit eine größere jüdische Bevölkerung als irgend eine andre Stadt der Welt. Der Hauptteil kommt dabei auf die im größten Elend zusammengepferchten, noch wenig amerikanisierten russischen Juden. Die Zensuseinteilung in orthodoxe und reformierte Juden stellt keine Sektenbildung dar, sondern nur Gesichtspunkte der Gruppierung, da die Gemeinden offenbar eine Stufenleiter darstellen von starrer asiatischer Orthodoxie bis zu einem Grade der Reform, bei der kaum mehr von Judentum die Rede ist und die Rabbiner im wesentlichen „ethische Kultur" vortragen.

Noch manche andre Kirche wäre zu nennen, wie die weitverbreitete, in Amerika entstandene Sekte der „Schüler Christi" oder die aus Europa eingezogenen Moravier, Dunkards und andre. Hier mag es genügen, noch von einigen besonders charakteristischen Sekten zu sprechen, die in Amerika selbst fabriziert worden sind. Der profane Ausdruck ist am Platz, denn überall handelt es sich um eine künstliche komplizierte Konstruktion, bei der an die volle Aufrichtigkeit der Urheber zu glauben schwer fällt. Wir denken dabei

an die Adventisten, die Mormonen, die Spiritisten und die Anhänger der christlichen Wissenschaft. Die Adventisten schlossen sich an William Miller aus Massachusetts an, der im Jahre 1831 aus Zahlen, welche die Bibel bietet, den rechnerischen Nachweis erbrachte, daß Christus im Jahre 1843 wieder auf Erden erscheinen würde. Die Prophezeiung wurde Ausgangspunkt für rege Gemeindebildung, und als das angekündigte Jahr die Enttäuschung brachte und ein zweiter angesetzter Termin auch nicht erfolgreich war, lösten sich die Gemeinden nicht auf, sondern begnügten sich mit der weniger verantwortlichen Formulierung, daß Christi Erscheinen bald zu erwarten sei. Die Adventisten sind in allen Staaten vertreten, am stärksten in Michigan. Auch sie haben sich in kleinere Sekten aufgelöst, von denen einige noch immer neue Daten herausrechnen. Im ganzen handelt es sich aber nur um etwa 200 000 Menschen.

Berühmter oder vielleicht berüchtigter sind die Mormonen. Ihr erster Prophet, Josef Smith, begann 1823, als er achtzehn Jahre alt war, mit Traumvisionen, die ihn mit religiöser Mission betrauten. Vier Jahre später entdeckte er mit Hilfe der Traumgestalten das „Mormonenbuch", Metallplatten, auf denen in „reformiert-ägyptischen" Schriftzeichen die wahre Geschichte Amerikas verzeichnet war. Die erste amerikanische Kolonie wurde dem Mormonenbuch zufolge von einem Volksstamm gegründet, der am Turmbau zu Babel beteiligt war und dann 600 v. Chr. Südamerika besiedelte; von diesem Stamme kommen die Indianer. Auch Christus war in Amerika. Schließlich erschien ein Engel, der Smith und einen Freund zu Priestern erkor. Und nun begann eine reguläre Kirchenbildung: Wunder wurden verkündet, Missionare ausgesandt, und in mehreren Staaten formten sich Gemeinden, und zwar noch ehe die Polygamie verkündet wurde. Erst 1843 empfing Smith die Erleuchtung, mit der die neue „himmlische Eheordnung" einsetzte. Im folgenden Jahre wurde Smith ermordet, und sein Nachfolger, Brigham Young, führte, als die Anfeindungen sich mehrten, in kühner Expedition die Schar der Gläubigen nach dem

damals fast unzugänglichen Westen, nach Utah, an den Salzsee.

Die Gemeinde wuchs, und was sie wirtschaftlich unter streng theokratischem Regiment vollbracht, ist schlechthin bewundernswert. Inmitten der Wildnis erblühte ein großer Garten. Heute ist Salt Lake City eine große, moderne Stadt am Eisenbahnweg nach Kalifornien, und die Mormonen bilden nur die Hälfte der Bevölkerung; aber sie allein haben unter unsäglichen Schwierigkeiten dort die Kultur durch die Prärien getragen, und als Wahrzeichen ihres Fleißes steht dort die größte Kirche Amerikas, der Mormonentempel, den sie in vierzigjähriger Arbeit gebaut, genau nach Plänen, die Young im Traume sah. Während man in der seltsamen Bethalle gern herumgeführt wird, dürfen Fremde den Tempel nicht betreten. Die Polygamie ist sicherlich nicht aus Unsittlichkeit eingeführt worden, sondern aus religiösen Ideen, denen zufolge die unverheiratete Frau nicht in den Himmel käme. Vielleicht haben auch wirtschaftliche Motive mitgewirkt, denn die Priester genehmigten neue Eheschließungen nur, wenn die Mittel zur Unterhaltung mehrerer Familien ausreichten, und versprachen so die Befriedigung polygamer Instinkte als Lohn für gesteigerte wirtschaftliche Betätigung.

Die strenge Sittlichkeit der Amerikaner empfand das Mormonentreiben stets als einen Dorn im Körper der Nation, doch hielt es lange Zeit schwer, durch Einschreiten der Bundesregierung die Mißwirtschaft zu unterdrücken. Erst Anfang der achtziger Jahre begann der Kampf ernstlich mit der Annahme von Spezialgesetzen. Tausende mußten ins Gefängnis, und die Strafzahlungen betrugen Millionen. Die Mormonen kämpften mit allen gesetzlichen Mitteln, wurden aber vom Obersten Gerichtshof zurückgewiesen und gaben schließlich nach. Im Jahre 1890 erließ ihr Präsident Woodruff eine Verordnung, durch die neue polygame Eheschließungen verboten sind. Das hindert nicht, daß der Mormone auch heute noch die Polygamie für heilig hält und den Verzicht nur als Unterwerfung unter äußern Zwang betrachtet. Die vor 1890 geschlossenen Ehen bestanden weiter.

Der Eindruck, den solche polygamen Familien auf den Fremden machen, ist kein ungünstiger; man sieht, trotz der Komplexität, ein glückliches Familienleben. Von Utah breitete sich die Sekte nach Idaho und andern westlichen Staaten aus und mag eine halbe Million umfassen.

Übrigens hat es auch sonst nicht an seltsamen Gemeindebildungen mit abnormen Eheverhältnissen gefehlt. So hat beispielsweise die Oneidagesellschaft scheinbar recht unsittliche Formen des geschlechtlichen Zusammenlebens; es handelt sich da aber meistens im Grunde nicht um religiöse, sondern um kommunistisch-wirtschaftliche Experimente, denen gewöhnlich auch nur kurze Dauer beschieden ist und die durchweg im Verborgenen blühen. Das Cölibat charakterisiert fünfzehn Gemeinden der Shaker, die auch kommunistisch leben; sie zweigten sich Ende des achtzehnten Jahrhunderts von den Quäkern ab, mit religiösen Vorstellungen, die vollständig eigne Wege gehn. Gott, und so jede einzige Menschenseele, ist ein Doppelprinzip, männlich und weiblich zugleich; das männliche erschien in Christus, das weibliche in der Engländerin Ann Lee, einer Quäkerin, deren Visionen im Gefängnis den Anlaß zur Bildung der Sekte gaben.

Die Shaker hatten ihren Namen davon, daß sie von religiösen Ekstasen „geschüttelt" wurden; dieses Ekstatische, Hysterische, religiös Überreizte, das der Sektenbildung immer günstig ist, findet in den niedern Schichten der amerikanischen Bevölkerung entschieden eine ungewöhnlich starke Disposition. Die Erweckungsversammlungen, die Feldvereinigungen der Massenkirchen, die hysterisch-tumultuarischen Gebetszusammenkünfte mit theatralischen Bekehrungen und Erleuchtungen, alles das hat von jeher eine große Rolle gespielt. So ging Ende der fünfziger Jahre nach Zeiten ermattender Religiosität eine religiöse Bekehrungswelle mit allen Erscheinungen nervöser Ansteckungskrankheiten über das ganze Land. Auch die Vorstellungen der schnell wachsenden Heilsarmee tragen oft neurotischen Charakter.

Es ist schwer zu sagen, weshalb es sich so verhält. Selbst-

verständlich ist, wie bei allen Hysterien, die Nachahmung ein Hauptfaktor, aber die Erscheinungen sind so stark, daß eine besondere Disposition da entgegenkommen muß. Fast scheint es, als wenn der Mangel an sonstigen Reizmitteln ein pathologisches Bedürfnis nach religiöser Aufregung hervorruft. Sicherlich war in jenen Landesteilen, wenigstens bis vor nicht langer Zeit, das Leben der amerikanischen großen Massen ein farblos nüchternes; der Phantasiereiz, wie ihn die katholische Kirche und die Romantik der monarchischen Geschichte bietet, fehlte; die Anregung der Vergnügungen, Feste, Theater, Musik war dürftig; das tägliche Leben war hart, die Moral streng, und der Alkohol galt als sündhaft. Tritt da als einzige geistige Anregung die Religion ein, so wird sie zum Reizmittel, an dem der Verschmachtende sich berauscht, bis eine Art hysterischer Entfremdung von der Wirklichkeit ihn ergriffen hat.

Auf dem Boden dieser Disposition muß nun auch der Samen der Mystik leicht Wurzel fassen; es ist in der Tat kein Zufall, daß die stärksten mystischen Bewegungen neuerer Zeit sich in Amerika abgespielt, in dem Lande, das so vielen nur als Schauplatz rein realistischer Interessen erscheint. Hierher gehört vor allem der Spiritismus. Die Bewegung begann, als 1848 in der Familie Fox in einem Dorf im Staat Newyork Klopfsignale auftraten. Die Laute wurden als Ausdruckszeichen Verstorbener gedeutet, und sobald die Verstorbenen erst anfingen, körperlich ihren Willen zu bekunden, war nur noch ein kleiner Schritt nötig, um sie zum materiellen Erscheinen zu bringen. Der Trumpf des Spiritismus bleibt in der Tat sein Beweis für das Fortleben nach dem Tode; alle übrigen Züge sind sekundär.

Anderseits ist es naturgemäß, daß eine Lehre, die von solchem Wunderspuk abhängig ist, ihr Interesse scheinbar unerklärlichen Phänomenen zuwendet und somit Sammelplatz für die gesamte Mystik wird. Wenn die Spiritismusgemeinde heute etwa 50000 offizielle Mitglieder hat, so ist damit auch nicht annähernd die Zahl der tatsächlichen Spiritisten in Amerika angegeben; ja, wenn Spiritismus im weitern Sinne

genommen wird, so daß der Glaube an telepathische Beeinflussung, mystische Fernwirkung und ähnliches eingeschlossen wird, so kann die Bekennerzahl auf Millionen geschätzt werden, mit Ausläufern in die gebildetsten Kreise. Selbst in dem aufgeklärten Boston steht im vornehmsten Teil der Stadt eine prächtige Spiritistenkirche. Immer wieder kommt es da zu traurigen Entlarvungen, und immer wieder wurden die Enthüllungen schnell vergessen und auch der schamloseste Humbug immer wieder geglaubt. Erst kürzlich fühlte in Philadelphia der Geist von Darwin das Bedürfnis, in einem gut bezahlenden Kreise auf einer freistehenden Schreibmaschine — die offenbar hübsch elektrisch aus dem Nebenzimmer dirigiert werden konnte — eine pietistische Ergänzung seiner Werke zu schreiben.

Gewiß wäre es ungerecht, den ganzen Spiritismus auf Betrug zurückzuführen, wenn auch der lebhafte Wunsch, verstorbene Familienmitglieder wiederzusehn oder von ihnen Zeichen zu empfangen, ganz besonders hohe Prämien auf den frommen Betrug setzt und ihn herausfordert. Es wäre sogar übereilt, zu behaupten, daß die spiritistischen Vorstellungen in jeder Form den Naturgesetzen widersprechen, denn seit die Philosophie des Spiritismus die Vorstellung eines Ätherorganismus ausgebildet hat, der den molekularen Körper durchdringt und nach dem Tode erhalten bleibt, hat man sich nicht ungeschickt scheinbar den Kausalforderungen angepaßt. Und daß in der Welt der geistigen Einwirkungen noch manches heute so unbekannt sein mag, wie vielleicht vor hundert Jahren der Hypnotismus oder die Röntgenstrahlen, das mag ja auch als wahrscheinlich gelten; der Eifer weiter Kreise, sich an der Lösung dieser Geheimnisse zu beteiligen, ist daher wohl begreiflich.

Aber auch da, wo somit die ernstesten Motive vorwalten und jeder Gedanke an bewußte Täuschung ausgeschlossen ist, bekundet die ganze Methode die tiefe Verwachsung des intellektuellen Interesses mit mystischer Tendenz. Selbst die Gesellschaft für „Psychical Research“, die auszog, um wissenschaftlichen Geist in die Untersuchung der mystischen Phä-

nomene zu tragen, hat schließlich doch nur Männer festgehalten, denen an der Mystik mehr als an der Wissenschaft gelegen war. Frau Piper in Arlington darf als das wichtigste Medium der spiritistischen Welt gelten, Hodgson als ihr interessantester Prophet. Im Grunde ist es alles Religion geblieben. Den Spiritisten benachbart sind die Theosophen, die sich besonders in Kalifornien ausgebreitet. Ihre Lehre ist die indische Mystik; der hohe literarische Reiz der indischen Philosophie bringt es mit sich, daß die mystischen Ideen in dieser Form auch Geister anzieht, die sich vom üblichen Schulspiritismus abgestoßen fühlen. Die indische Mystik hat noch eine Zukunft in Amerika.

Viel weiter noch ist der Kreis derer, die an die christliche Wissenschaft, die Erfindung von Mary Baker Eddy glauben. Als Frau Eddy in Lynn 1867 schwer krank daniederlag, wurde sie von dem Gedanken ergriffen, daß alle Krankheit nur Scheinexistenz haben könne, nur ein unbewußter Irrtum der Seele sei, da alles Wirkliche Gott sei und in Gott nur das Gute Existenz habe. Es gelte daher nur, die Unwirklichkeit einzusehn, um den Irrtum aus der Seele zu beseitigen und so gesund zu werden. Sie selbst wurde gesund und begann nun, das Prinzip der Seelenheilung in die Bibel hineinzuarbeiten und zu einem metaphysischen System zu entwickeln. Sie begann, andre ohne Medizin zu heilen und veröffentlichte 1875 ihr Werk „Wissenschaft und Gesundheit mit einem Schlüssel zu den heiligen Schriften". Das Buch ist ein mittelmäßiges Machwerk, nicht ohne Geschick in der Systembildung, aber ungeschickt im Ausdruck, und wer die Geschichte der Philosophie kennt, findet auch nicht einen originellen Gedanken. Trotzdem mag das Buch als eines der erfolgreichsten der neuern Zeit gelten; das umfangreiche teure Werk wurde in Hunderttausenden von Exemplaren abgesetzt, und Gemeinden bildeten sich über das ganze Land und bauten zum Teil prächtige Kirchen, bis schließlich die infektiösen Bazillen dieser sozialen Krankheit auch über den Ozean geweht wurden. Im Vordergrund der neuen Sekte stand die praktische Heiltätigkeit; etwa dreißig Institute

unterrichten in der „metaphysischen" Heilkunst, und Tausende von Seelenärzten finden ihr Publikum.

Begünstigt wird die Bewegung von dem in den niedern Volkskreisen Amerikas weitverbreiteten Mißtrauen gegen die Schulmedizin; schon die unsinnige Verbreitung von Patentmedizinen bekundet das. Vor allem wird sie dann zweifellos durch tatsächliche, oft überraschende Heilungen begünstigt; daß der Glaube heilt, ist ja keine neue Entdeckung, autohypnotische Wirkungen sind stets bedeutsam, wo das Nervensystem in Frage, und schließlich gibt es wenig pathologische Zustände, bei denen das Nervensystem keine Rolle spielt. Was in Lourdes durch die Phantasiereize des Katholizismus vollbracht wird, wird im Sprechzimmer von Frau Eddys Schülern durch die verwirrende Geschlossenheit des metaphysischen Systems bewirkt, das der Durchschnittspatient mit seiner Logik nicht durchbrechen kann. Die Hauptsache bleibt aber doch die weite Verbreitung der mystisch-religiösen Disposition. Wo die Religion solch ungeheure Rolle im Volksbewußtsein spielt, da müssen religiöse Verirrungen und Entartungen an der Tagesordnung sein. Aber auch die Entartungen zeugen in erster Linie, wie sehr in der Tat das ganze amerikanische Volk von religiösem Drange erfüllt ist.

Nicht nur daß es ungerecht wäre, die Religion Amerikas nach den Entartungen zu beurteilen: das Wichtigste bliebe auch dann noch ungesagt, wenn das religiöse Leben nur durch die Mannigfaltigkeit seiner divergierenden Formen, seiner Gemeinden und Bekenntnisse geschildert würde, statt daß auf das eine hingewiesen wird, das allen gesunden Religionen des Landes gemeinsam ist: der Geist der sittlichen Selbstvervollkommnung. Nicht davon ist die Rede, daß alle Sittlichkeit in diesem Volksgeist religiösen Ursprungs sei. Das ist nicht der Fall; wer deutlicher zusieht, gewahrt bald, daß es eine soziale Sittlichkeit gibt, die von der religiösen ganz unabhängig ist, und daß oft in dieselbe Handlung Motive aus beiden Sphären eingehn. Der Amerikaner würde eine scharfgeprägte Moral auch dann entwickelt haben, wenn die Kirche bei seiner Erziehung nicht mitgearbeitet hätte. Aber

sie hat mitgearbeitet, und am energischsten in den Tagen der Jugend des Volkes, als es galt, die entscheidenden Impulse zur Entwicklung zu bringen. Und während die Glaubensformen sich gewandelt, die sittlichen Forderungen sind im Grunde dieselben geblieben.

Benjamin Wadsworth war Präsident von Harvard im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts; es gibt keinen größern religiösen Gegensatz, als den zwischen ihm und seinem heutigen Nachfolger im Amt, zwischen dem orthodoxen Calvinisten, demzufolge es nur „Gottes unverdiente Gnade ist, daß wir nicht alle längst in den Flammen der Hölle rösten, da unsre Sünden es voll verdient haben", und dem liberalen Unitarier von heute. Und dennoch konnte Präsident Eliot mit Recht sagen, daß er auch heute, nach zweihundert Jahren, alle sittlichen Forderungen seines Vorgängers gern unterschreiben könne. Wadsworth rief den Eltern zu: lehrt eure Söhne nüchtern, rechtschaffen und gottesfürchtig zu leben, beugt ihrem Müßiggang, Stolz, Neid und Bosheit vor; lehrt sie schlichtes, gütiges, höfliches Benehmen; sorgt, daß sie in dieser Welt wirkliche Dienste leisten lernen und daß ihr Leben sich in Beruf und Ehe so gestaltet, daß sie möglichst wenig in Versuchung geraten und ihre Tugend und Gottesfurcht zunimmt.

Benjamin Franklins Reihenfolge der Tugenden, die er in sich verwirklichen wollte, war: Mäßigkeit, Schweigsamkeit, Ordnung, Einfachheit, Fleiß, Aufrichtigkeit, Gerechtigkeit, Selbstbeherrschung, Reinlichkeit, Ruhe, Keuschheit und Demut. Er kümmerte sich dabei nicht um die Kirche, aber der puritanische Einfluß der Kirche gab auch der Lebensmoral, die nur weltlich sein wollte, den entscheidenden Charakter. Sittliche Selbstvervollkommnung ist überall das Ziel: lerne vor allem, deine natürlichen Triebe zu beherrschen und zu unterdrücken; nicht die Wirkung auf andre, sondern die auf dich selbst steht in Frage. Extrem gefaßt könnte man sagen: gib Almosen, nicht damit der andre mehr hat, sondern damit du weniger hast, nicht damit der andre Freude am Leben hat, sondern damit du dich läuterst, indem du

deine Habgier niedertrittst. Die religiöse Moral war nicht die einzige; eine soziale Moral entwickelte sich daneben, aus andern seelischen Faktoren, aber noch heute läßt sich die Verschlingung beider Motive überall verfolgen, und bei so manchem Akt der Wohltätigkeit kann man deutlich sehn, wie da zwei Quellen zusammenströmen: der soziale Enthusiasmus für Hilfe und die im letzten Grund religiöse Almosenstimmung.

Im Umkreis des kirchlichen Einflusses stehn denn auch die auf die eigne Person gerichteten sittlichen Anstrengungen überall im Vordergrund: sei nüchtern, mäßig, arbeitsam, demütig, gottesfürchtig. Man hat gesagt, daß diese jahrhundertelange Schule der Selbstzucht die Ursache für den schließlichen Triumph amerikanischer Leistung war. Zu viele andre Faktoren sind dabei außer Spiel gelassen, aber das ist zweifellos, daß die theokratische Disziplin, die alle Zügellosigkeit und Genußsucht zurückhielt und oft unduldsam die niedern Triebe vernichtete, das Volksleben aufs tiefste beeinflußt hat und schließlich von allen Kirchen gemeinsam angestrebt wurde. Dogmatisch schien es, als sei der calvinistische Gott der Strenge durch den Gott der Liebe ergänzt; praktisch aber wirkten alle Kirchen, als wenn es vor allem gelte, radikal böse Menschen zu bessern, Übeltäter zu bekehren, die natürlichen Neigungen zu entwurzeln. Die amerikanische Kirche ist heute, was sie immer war, und außerhalb des Calvinismus wie innerhalb desselben: eine Kampfkirche; der Kampf gegen unrechte Gelüste gibt ihr Kraft. Kirchlich sein heißt im Kriegslager einer Partei sein; da im Lager selbst „geht es hoch her", aber alles ist gerüstet gegen den Feind.

Das Gesamtresultat ist in den breitesten Volksschichten ein, verglichen mit Europa, ungewöhnlich hoher Grad persönlicher Reinheit. Man muß da nicht an die Hefe der großen Städte denken und nicht an die Massen der noch nicht amerikanisierten südeuropäischen Einwanderer, und nicht an die Gruppen, die unter dem Einfluß vorübergehender abnormer Bedingungen stehn, wie etwa die Abenteurer, die

zusammenströmen, wo Gold oder Silber gefunden wird. Man muß das Volk auf seiner Scholle und bei der Arbeit, auf dem Lande und in der Kleinstadt, in der Großstadt aber den Durchschnittsmenschen betrachten, und das Leben und Weben dieser Millionen wird überall den Eindruck sittlichen Ernstes, sittlicher Einfachheit, sittlicher Reinheit gewähren. Diese Menschen mögen phantasiearm, vielleicht vulgär sein, und doch, man fühlt, daß in der Bauernstube, in der solch Durchschnittsmensch vielleicht aufgewachsen, die Familienbibel auf dem Tisch lag. Es ist kein Zufall, daß die zelotischen Puritaner der frühen Kolonialzeit zwar glaubten, daß man nur durch Gottes besondere Gnade nicht in die Hölle komme, daneben aber glaubten, daß gerade die Kolonien gleichsam ein auserwähltes Volk besäßen, in dem die Zahl der von Gott Begnadeten ungewöhnlich zahlreich sei; sie sahen sittliche Strenge überall um sich und konnten nicht glauben, daß solch puritanisches Leben der Weg zu ewigen Qualen sein könne. Seitdem ist das Leben unendlich komplizierter geworden, der Druck der Verhältnisse hat zugenommen, die Versuchungen haben sich vertausendfacht und dementsprechend hat sich das Normalniveau sittlicher Anforderungen verschoben: vieles gilt heute als harmlos, was damals als sündhaft galt. Aber heute wie damals ist die Zahl derer, die stets über der Normallinie der sittlichen Forderungen bleiben, erstaunlich groß.

Daß die Versuchung und der Druck, wie überall in der Welt, auch in Amerika immer wieder Verbrechen zeugt und die Gefängnisse mit Verirrten und Verlorenen füllt, gehört zu ganz andern sozialen Zusammenhängen. Wir denken hier mehr an den Lebenswandel im Umkreis des gesetzlich Indifferenten; unmäßig, habgierig, unkeusch, sittenlos, servil, brutal, charakterlos, hartherzig und gemein sein, ist an sich nicht strafbar. In der Sphäre diesseits vom Gesetz ist das Leben in Amerika reiner, schlichter, moralischer als in Europa, und der Durchschnittsamerikaner, der längere Zeit auf dem europäischen Kontinent mitlebt, kehrt heim mit all den Kanadiergefühlen von Europas übertünchter Höflich-

keit und dem bessern Menschentum der Amerikaner. Die Eheunsitten Frankreichs, die Trinkunsitten Deutschlands, die Geschäftsunsitten Südeuropas sind amerikanische Lieblingsbeispiele kontinentaler Zuchtlosigkeit, aber auch ohne lokale Differenzierung glaubt er überall Symptome sittlicher Decadence und Fäulnis zu empfinden, und wo er ihnen in amerikanischen Großstädten begegnet, schiebt er die Schuld dem europäischen Einfluß zu.

Auf den ersten Blick sieht es aus, als ob da jemand mit Steinen wirft, der selbst im Glashaus sitzt. Besonders der Fremde ist stets geneigt, wenn er von amerikanischer Sonntagsheiligung und Frömmigkeit, Temperenz und sexueller Sittlichkeit, Wohltätigkeit und Ehrlichkeit hört, sofort die Kehrseite der Medaille zu beleuchten. Er kennt Fälle von Scheinheiligkeit und Temperenzheuchelei; er kennt die Statistik der Ehescheidungen und der Bankdiebstähle, er kennt Korruption und Wohltätigkeit aus selbstischen Motiven.

Alles das ist richtig — und dennoch ist es falsch. Wer die Verhältnisse genauer prüft, überzeugt sich bald, daß, soviel auch gesündigt wird, die Reinheit der Sitten und innerliche Frömmigkeit dem Volksleben den Charakter gibt. Gewiß gibt es viel Ehescheidung, die in einigen Staaten außerordentlich leicht gemacht ist, aber wie selten ist Untreue das Motiv; es ist der demokratische Geist der Selbstbestimmung, der ein Band aufgelöst sehn will, wenn es nicht mehr dem freien Wollen entspricht. Fast könnte man sagen, es ist eine höhere individuelle Sittlichkeit, die eine innerlich unheilig gewordene Ehe nicht mehr weiterführen will; gegen die Sittlichkeit in der Ehe spricht die amerikanische Ehescheidung nicht: das Eheleben ist im ganzen Volke unbedingt reiner als in Europa. Und sehr viel mehr noch gilt das vom Leben des Junggesellen. Gewiß ist es leicht, für pikante Broschüren „Aus dem dunkelsten Amerika" Material zu sammeln; in Chicago, New-Orleans, San Franzisko soll es in der Tat übel aussehn. Der Amerikaner ist kein Heiliger, und eine Großstadt ist eine Großstadt überall in der Welt.

Daß aber die geschlechtliche Spannung im amerikanischen Leben unvergleichlich schwächer ist als in Europa, unterliegt keinem Zweifel: man muß nur etwa das Leben amerikanischer Studenten mit dem gleichaltriger deutscher Studenten vergleichen. Mangel an romantischem Gefühl ist nicht schuld; nirgends wird mehr „geflirtet“ als in Amerika, aber ein sicherer Respekt vor dem Weibe — und zwar vor dem Weibe ohne Klassenunterschied — bringt Reinheit in das Leben des Mannes.

Gewiß bedeutet auch amerikanische Temperenz nicht, daß niemand zu viel trinkt, und sicherlich haben die in einzelnen Staaten bestehenden Prohibitionsgesetze nicht dahin gewirkt, den Drang nach physiologischer Reizung einschlafen zu lassen. Ja, es mag ohne weiteres behauptet werden, daß das gesetzliche Verbot des Alkoholverkaufs in den Staaten oder Gemeinden, in denen nicht die ganz überwiegende Mehrheit der Bevölkerung an Abstinenz glaubt, mehr sittliche Schäden als Vorteile gebracht hat. Daß aber der seit hundert Jahren vorwiegend von der Kirche geführte Kampf gegen den Alkohol unendlich viel genützt und gebessert hat, ergibt sich aufs deutlichste. Ein sittlicher Widerwille gegen das Zechen hat das ganze Volk ergriffen, im „Saloon“ sammelt sich nur die Hefe der Gesellschaft, und viel mehr durch den moralischen als durch den gesetzlichen Einfluß ist es dahin gekommen, daß die verwüstende Wirkung des Trinkens in den niedern Kreisen mit seinem Gefolge von Verbrechen und Irrsinn immer mehr eingeschränkt wird, und daß die verdummende Wirkung des Imwirtshaussitzens der höhern Kreise, mit seiner Vergeudung von Kraft, Zeit und sittlichem Ernst fast unbekannt ist. In der bessern Gesellschaft vermeidet man es, außer beim Diner, in Gegenwart von Damen zu trinken; die Nichttrinker fallen so wenig auf, wie etwa in Deutschland die Nichtraucher, und auch die, welche bei der Mahlzeit trinken, begnügen sich mit wenigem. Alles Kommersieren oder stundenlange Sitzen beim Trunk würde als schlechthin ungehörig gelten; Betrunkenheit würde entehren. Immer mehr dringt das nach unten. Schon

haben Eisenbahngesellschaften und andre Korporationen nicht die geringste Mühe, Angestellte zu finden, wenn sie einzig Temperenzler anstellen. Die Temperenzbewegung, trotz aller Übertreibungen und Verkehrtheiten, stellt, ganz abgesehen von dem ungeheuren objektiven Gewinn für die Gesundheit des sozialen Organismus, eine großartige Förderung der sittlichen Selbstzucht dar; ein Volk, bei dem jeder Alkoholgenuß, durch den die freie Selbstbestimmung beeinträchtigt wird, als unsittlich gilt, hat dadurch einen gewaltigen sittlichen Vorsprung.

Noch leichter wäre es, die Karikatur der Sonntagsheiligung aufzuspüren. Wenn das Gesetz Theateraufführungen, bei denen die Szene wechselt und der Vorhang fällt, für den Sonntag verbietet und einige Newyorker Theater nun die albernsten Possen ohne Vorhang und ohne Szenenwechsel dem Sonntagspublikum vorsetzen, so liegt es nahe, über Heuchelei zu zetern. Tatsächlich beweist selbst das nur, daß die starke Einwanderung in der Metropole Verhältnisse schafft, die mit den ländlichen Anschauungen der Mehrheit im Staat nicht harmonieren: in Boston etwa würde niemand daran denken, solches Gesetz zu umgehn, da die Theater leer bleiben würden. Auch wo der Versuch gemacht wurde, große Ausstellungen am Sonntag offen zu halten, erwies es sich stets als ein Fehlschlag.

Die amerikanische Bevölkerung hält an der stillen Sonntagsfeier fest, und der Tag der Ruhe und Zurückgezogenheit gehört zum Wesen des Landes. Kein Gesetz und keine Skrupel würden den Eisenbahngesellschaften verbieten, am Sonntag in deutscher Weise mehr Züge laufen zu lassen als am Wochentag; statt dessen ist der Eisenbahnverkehr überall auf ein paar Züge beschränkt und die wenigen sind schlecht besetzt: man reist am Sonntag nicht, wenn man auch heute nicht mehr, wie bei den alten Puritanern, den Gang zum Friedhof als den einzigen geeigneten Sonntagsspaziergang betrachtet. Überhaupt mehren sich die Zugeständnisse; schon wird von vielen Seiten fürs Golfspiel am Sonntag plaidiert, und im Gegensatz zu England sind die Sonntagszeitungen

so umfangreich, daß sie mit ihren fünfzig bis sechzig Seiten dem, der sie durchlesen wollte, sicherlich keine Zeit für die Kirche lassen würden. Im Grunde aber hält, ohne äußern Zwang und deshalb ohne Heuchelei, die gesamte in Amerika geborene Bevölkerung den Sonntag als Tag der Selbstbeschränkung, und selbst manche, die in der Woche nicht an Temperenz denken, würden es für unschicklich halten, am Sonntag Wein zu trinken.

Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit durchdringen die Massen der Bevölkerung. Man hat mit Recht gesagt, daß der Amerikaner kein Talent zum Lügen habe, und das europäische Mißtrauen in das Wort des andern berührt den Yankee als spezifisch europäisch. Vom Straßenjungen bis zum Staatsminister ist Offenheit der herrschende Zug, und alle Institutionen sind auf weitestgehendes, oft sogar übertriebenes Vertrauen zugeschnitten. Wir wiesen schon früher darauf hin, daß die Verkehrsmittel, wie die Straßenbahnen, fast ohne jede Kontrolle des Publikums bleiben, daß die Türen der Landhäuser Tag und Nacht offen stehn, daß von jedem Fremden Schecks als Zahlung genommen werden und daß die größten kaufmännischen Geschäfte durch ein mündliches Wort, durch ein kurzes Kopfnicken abgeschlossen werden. Gewiß gibt es Verbrecher, die alles das mißbrauchen, die Straßenbahn beschwindeln und falsche Schecks umsetzen, aber die bestehenden Sitten hätten sich nie einbürgern können, wenn nicht die Masse das blinde Vertrauen rechtfertigen würde. Gewiß geht mancher Bankier mit der Kasse durch, aber viel charakteristischer ist es, daß, wenn man dem Zeitungsjungen aus Versehen fünf Cents statt eines gegeben, er straßenweit dem Käufer nachläuft, um das zu viel Erhaltene zurückzuerstatten. Gewiß hat so mancher irische Stadtpolitiker sich in die Politik gedrängt, um aus den öffentlichen Mitteln zu stehlen, aber viel charakteristischer ist es, daß man überall im Lande die größern Briefschaften auf die Briefkästen hinlegt und so an den Straßenecken die Postsachen frei aufstapelt in dem Vertrauen, daß nichts abhanden kommt. Ein Schulkind, das den Lehrer belügt, hat

in Europa oft die Klasse für sich, in Amerika stets gegen sich; die Lüge gilt dem Kinde als schlechthin verächtlich, und in diesem Sinne bleibt der Amerikaner ein Kind sein Leben lang.

Wie zur Wahrhaftigkeit, erzieht der amerikanische Einfluß zur Selbstaufopferung, der höchsten Konsequenz des puritanischen Gedankens der Selbstvervollkommnung. Das asketische Opfer um des bloßen Opfers willen widerstrebt dem Schaffensbedürfnis des Amerikaners, obgleich, wenn die vielen neuenglischen Volksgeschichten wirklich dem Leben abgelauscht sind, auch diese Varietät der vermeintlichen Gottgefälligkeit im Nordosten der Staaten nicht selten ist. Aufopferung aber für ein Ziel, und mag es noch so abstrakt und unpersönlich sein, beherrscht das Volksleben in allen Schichten. Der Geist der Aufopferung ist nicht echt, wenn er seine Taten an die große Glocke hängt; er wirkt im Stillen. Wer aber dem stillen Leben nachspürt, sich umsieht, wie etwa das Dasein der Lehrer und Prediger und Ärzte in der großen Masse im Lande aussieht, wer ausforscht, mit welchen Mitteln die Eltern es möglich machen, ihren Kindern bessere Erziehung zu geben als sie selbst gehabt, der muß überrascht sein, welch unendliche Summe stiller Opfer täglich da im harten Leben dargebracht wird; der Geist des schweigenden Leidens, so wenig bemerkbar an der Oberfläche, macht sich deutlich jedem fühlbar, der tiefer in das amerikanische Volksleben eindringt.

So hat den Amerikaner denn auch die Missionstätigkeit in ihren gefahrvollen Formen immer angezogen, und der Geduld erheischende Beruf der Krankenwärterin hat nirgends so viele Frauen beschäftigt. Die Welt kennt den Opfermut, der sich in den Zeiten des Sklavenkrieges offenbarte; die Zeiten des Friedens zeigen kein andres Bild: die Bereitschaft, das Leben aufs Spiel zu setzen, um andre zu retten, bekundet sich täglich, und immer wieder überrascht es, wie sehr das Volksbewußtsein solche Opfer eigentlich als selbstverständlich hinnimmt. Demgegenüber ist es die bescheidenere, aber naturgemäß die sehr viel häufigere Form, wenn das Opfer

sich auf Hab und Gut bezieht; vom Almosen für den Bettelkasten der Heilsarmee bis zum Millionengeschenk für wohltätige Stiftungen. Gewiß leidet auch die Privatwohltätigkeit unter Übelständen; nicht selten ist sie nur Hilfsmittel, soziales Ansehn zu gewinnen, häufiger ist sie oberflächlich, planlos, ohne Prüfung der nähern Verhältnisse, und dadurch häufig geradezu schädlich für die Gemeinde, aber wenn auch noch so viel abgerechnet wird, der Umfang der Unterstützungen für alle Zwecke der Wohlfahrt bleibt staunenerregend. Auch hier zeigt die historische Entwicklung, daß von allen Motiven das religiöse das stärkste war.

Trotzdem ist nun aber das religiöse Motiv des eignen Seelenheils in allen diesen Bewegungen doch nur eines neben andern, neben sozialen Impulsen. Die Wohltätigkeit ist in Amerika vielleicht mehr religiös gefärbt als in Deutschland; je mehr sie aber in die Hände der Organisationen mit geschulten Kräften übergeht, desto mehr tritt das soziale und wirtschaftliche Moment in den Vordergrund. In gleicher Weise sind selbst die Sonntagsheiligung und die Temperenz mehr und mehr ein soziales Problem geworden, das von den kirchlichen Fragen nahezu losgelöst ist. Und wenn der Amerikaner wahrhaftig, ehrlich, sittlich rein ist, so weiß er wohl selbst nicht, ob er da mehr als Christ oder mehr als Gentleman in Frage kommt: die Fragen der Sittlichkeit weisen überall von den religiösen zu den sozialen Zusammenhängen.

Vierter Teil.

Das soziale Leben.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Geist der Selbstbehauptung.

Der Europäer, der in Newyork landet, erwartet neue Eindrücke und Überraschungen in erster Linie von den neuweltlichen Bekundungen der allgemeinen Gleichheit. Dieser und jener zittert vor den Schrecknissen der „Gleichheitsflegelei"; die meisten aber erwarten mit froher Hoffnung das Land, in dem kein veralteter Kastengeist Unterschiede zwischen den Menschen setzt und in dessen Unabhängigkeitserklärung es feierlich als gewisseste Wahrheit anerkannt ist, daß alle Menschen frei und gleich sind. Jene, welche die „Gleichheit" fürchten, werden gemeinhin beruhigt: die sozialen Schichten bleiben auch in Newyork fein säuberlich getrennt; wo der Frack hingehört, drängt sich kein von der Arbeit beschmutzter Kittel ein. Ebenso schnell aber wird meistens auch die Gleichheitshoffnung der andern enttäuscht: es ist ein zu kurzer Weg von dem Luxus der fünften Avenue zu dem Elend der „Tenementdistrikte" — auch hier klaffen die sozialen Gegensätze mit ihrer altweltlichen Schärfe und Grausamkeit.

Wendet der Neuankömmling sich dann in seiner Überraschung an den Landeskundigen, so wird seine Frage von Verschiedenen verschieden beantwortet werden. Der Durchschnittsbürger wird die Gleichheit zu retten suchen: kein

Zweifel, hier in Amerika herrscht Gleichheit, die Gleichheit vor dem Gesetz und die Gleichheit der politischen Rechte, und nur mit Verwunderung wird solch Durchschnittspatriot dann vernehmen, daß diese Sorte Gleichheit auch zu den europäischen Lebensgewohnheiten gehört und daß man von der amerikanischen Gleichheit noch etwas ganz Besonderes erwartete. Vielleicht trifft unser Fragesteller aber auf ein weniger durchschnittsmäßiges Geisteskind. Mit dem unvergleichlich schalkhaften Augenzwinkern des geistreichen Amerikaners wird der es als allgemein anerkannte Tatsache hinstellen, daß es in Amerika ebensowenig Gleichheit gibt wie in Europa. Wir leisten uns den Luxus solcher „glitzernden Allgemeinheiten" in unsrer Unabhängigkeitserklärung, damit die biedern Bezirksvereinsredner an Festtagen ein dankbares Thema haben, und damit schlecht bezahlte Ladenverkäufer in solchen gewagten Behauptungen einen gewissen Ersatz für ihr dürftiges Einkommen finden, aber im übrigen sind wir nicht so töricht, die Natur zu verpfuschen, die nun einmal die Menschen vernünftigerweise ungleich macht.

Aber beide Antworten sind falsch, oder wenigstens beide treffen nicht den Kern der Sache. Das ist ja zweifellos, daß von einer Gleichheit des Besitzes, von einer Gleichheit des Lebensgenusses und selbst, trotz zeitweiliger schüchterner Gegenbehauptung, von einer wirklichen Gleichheit der Entwicklungsgelegenheiten heute längst nicht mehr die Rede sein kann. Und trotzdem ist es oberflächlich, zu glauben, daß deshalb der Geist der Gleichheit nur in juristischer und politischer Sphäre zu finden sei. Es gibt eine andre Gleichheit, eine soziale Gleichheit, deren die meisten Amerikaner sich einfach deshalb nicht bewußt sind, weil sie ein Leben ohne diese Gleichheit gar nicht kennen und sich kaum vorstellen können. Sie reflektieren über die soziale Gleichheit nicht, weil diese nicht, wie die politische oder gesetzliche Gleichheit, programmatisch formuliert ist; ins Bewußtsein drängt sie sich erst, wenn der Amerikaner längere Zeit in Europa lebt, und der Europäer begreift sie, sobald er ernsthafter das amerikanische Leben beobachtet.

Das soziale Gleichheitsbewußtsein, das, obgleich vielfach schattiert, doch im Grunde überall in den Vereinigten Staaten dasselbe ist, leugnet in keiner Weise die sozialen Verschiedenheiten, die aus der Verschiedenheit der Bildung, des Besitzes, des Berufes, der Leistung folgen, aber es verlangt, daß alle diese Verschiedenheiten als äußerlich zu gelten haben gegenüber der eigentlichen Persönlichkeit: im Grunde sind wir alle gleichwertig. Das sei nicht mißverstanden. Ein solches Prinzip deckt sich durchaus nicht mit der religiösen Überzeugung, daß wir vor Gott alle gleich sind; alle ethisch-religiösen Ideen sind hier ganz fernzuhalten. Die Gleichheit vor Gott, die Gleichwertigkeit der sittlichen Tat des Höchsten und Niedrigsten auf Erden, das sind nicht soziale Vorstellungen; sie beziehen sich zunächst auf das religiöse, nicht auf das gesellschaftliche Leben, und beide Prinzipien lassen sich überall sondern. Es kann geradezu gesagt werden: so tief auch die Religion das amerikanische Volksleben durchdringt, das charakteristische Gleichheitsprinzip in der sozialen Gemeinschaft ist gänzlich unabhängig von der Ethik des Neuen Testaments.

Noch weniger handelt es sich um eine metaphysische Vorstellung. Der amerikanische Volksgeist sympathisiert durchaus nicht mit der philosophischen Idee, daß alle Individualität nur Schein sei, daß wir im Grunde alle nur eins seien: der Amerikaner denkt pluralistisch und stellt solcher Metaphysik den sichern Glauben an die absolute Geltung des Individuums gegenüber. Und schließlich ist das Prinzip, das wir erfassen wollen, nicht einmal ein rationalistisch-humanistisches: ob sämtliche Menschen gleich seien, das bleibt eigentlich dahingestellt — es handelt sich lediglich um diese eine soziale Gemeinschaft, die in den Vereinigten Staaten zusammenlebt und ihre sozialen Beziehungen zu regeln hat.

Man stelle sich vor, daß eine Schar gleichgestellter guter Freunde etwa einen Ausflug macht und die jungen Leute zur Abwechslung übereinkommen, einmal für ein paar Stunden die verschiedenen Typen der menschlichen Berufe zu

verwirklichen; der eine spielt den Millionär, der andre den Bettler; da gibt es Richter und Lehrer, Handwerker und Arbeiter, hohe Beamte und niedre Diener, und jeder spielt seine Rolle mit größtem Eifer. Der eine befiehlt, der andre gehorcht, der eine scharwenzelt und der andre quält sich — und doch steckt hinter alledem ein freudiges Gefühl, daß sie alle im Grunde gleichgestellt sind, ja, daß das ganze Spiel nur deshalb des Aufwands wert ist, weil sie sich einander ebenbürtig wissen: käme da wirklich ein Bettler oder ein Bedienter in den Kreis, so wäre das Vergnügen zerstört, und das Ganze wäre sinnlos. So seltsam es klingen mag: dieses Gefühl ist die Grundstimmung des sozialen Lebens in Amerika. Es ist, als wenn jeder sich sagt: wir alle, die wir dieses unvergleichliche Land bewohnen, sind im Grunde Kameraden; der eine backt die Kuchen und der andre läßt sie sich schmecken, der eine sitzt auf dem Kutscherbock und der andre in der Equipage, aber das alles doch nur, weil wir alle in diese Verteilung der Rollen einwilligen. Der eine befiehlt, der andre gehorcht, aber mit dem wechselseitigen Einverständnis, daß dieses unter den zufälligen Bedingungen, unter denen wir gerade stehen, die geeignetste Teilung der Funktionen ist.

Der Mensch selbst, so empfindet man es, wird durch diese Differenzierung nicht berührt, und es würde weder lohnen zu befehlen, noch zu gehorchen, wenn wir nicht stillschweigend voraussetzten, daß wir einander als gleichwertig achten. Teilung der Arbeit ist notwendig, aber solange ich meine mir zukommende Arbeit tue, gehöre ich selbstverständlich ebenso zum Kameradenkreis, wie der, dem durch wirtschaftliche Bedingungen oder durch natürliche Anlagen eine auffallendere oder eine angenehmere Aufgabe zuerteilt ist. Und wer diesen Anspruch innerlich aufrichtig für sich erhebt, der gibt das Gleiche jedem andern im Kreise. Wer nur sich selbst den Höhergestellten gleich dünkt, aber die Niedrigergestellten im Grunde doch für nicht gleichwertig hält, der erhebt doch eigentlich auch den eignen Anspruch nicht, weil er die Höheren wirklich als gleich empfindet, sondern umge-

kehrt, gerade weil er die Ungleichheit als wesentlich auffaßt und sie durch unbescheidnen Anspruch aufheben möchte. Wer wahrhaft die soziale Gleichwertigkeit als das Wesentliche in dem sozialen Verhältnis ansieht, der muß notwendigerweise nach oben und nach unten gleichmäßig empfinden, muß sich selbst behaupten und in demselben Akt den andern anerkennen. Der Geist der sozialen Selbstbehauptung fordert geradezu die Gleichwertigkeit aller andern, die der geschlossenen sozialen Gemeinschaft angehören.

Solange Gleichheit dadurch angestrebt wird, daß man den Gebildeteren, den Mächtigeren, den Reicheren nachahmt und den Unterschied zu verwischen sucht, oder daß man zu den Armen, den Einflußlosen, den Ungebildeten sich bewußt herabläßt und durch geistige oder materielle Hilfe die Verschiedenheit ausgleicht, so lange glaubt man eben noch nicht an wirkliche Gleichheit und betrachtet die äußerlichen Verschiedenheiten als wesentlich; ja, der Eifer, die Unterschiede zu verkleinern, ist geradezu der lebhafteste Ausdruck des Bewußtseins, daß hier im sozialen Kern Verschiedenheiten bestehen. Wo der Geist der Selbstbehauptung und der Anerkennung des andern als gleichwertiges soziales Wesen wirklich herrscht, da wird das Streben nach äußerer Ausgleichung der Verschiedenheiten, das soziale Empordrängen und das soziale Hilfeleisten sicherlich nicht fehlen, aber es wird mehr wie ein technisches Hilfsmittel der äußerlichen sozialen Organisation betrachtet werden, und nicht als ob es sich innerlich auf die Träger der sozialen Rollen bezöge.

Es ist fraglich, ob ein Europäer sich überhaupt vollkommen in diese soziale Auffassungsweise hineinleben kann. Zu leicht biegt er den Gedanken ins Ethische hinüber. Er ist bereit, von all den sozialen Unterschieden künstlich zu abstrahieren, um den Geist der reinen Sittlichkeit an die Stelle der sozialen Gliederung zu setzen: das Soziale wird dann, wie es die Religion lehrt, von der Moral getragen. Der Amerikaner aber geht gerade den umgekehrten Weg; daß die Bürger der Vereinigten Staaten sozial gleichwertig sind,

gleichviel, ob sie im Weißen Hause oder im Kohlenschacht arbeiten, das ist die selbstverständliche Voraussetzung, und diese soziale Anschauung wird nicht von der Ethik getragen, sondern wird selbst die Basis ethischer Begriffe. Als wir vom Einfluß der Religion auf die Sittlichkeit sprachen, betonten wir ausdrücklich, daß die religiöse Ethik überall von einer rein sozialen Ethik ergänzt wird; hier begegnen wir nun dieser neuen Form der Sittlichkeit. Die Religion verlangt eine Sittlichkeit, deren Prinzip zwar herabgesetzt, aber doch klar verdeutlicht wird, wenn sie in der philosophischen Diskussion als Duldermoral bezeichnet wurde. Sie fordert als Gegenstück die Herrenmoral, die kraftbewußt das Schwache unterdrückt. Gleich fern nun von Sklavenmoral und von Herrenmoral baut der Amerikaner eine „Kameradenmoral", die nicht, wie die Duldermoral, von den religiösen Idealen der Ewigkeit, und nicht, wie die Moral der Nietzscheaner, von den biologischen Zielen der Zeitlichkeit bestimmt wird, sondern die vollständig aus sozialen Ideen hervorgeht.

Dabei handelt es sich aber nicht etwa darum, daß die Gebote der Moral erfüllt werden, um sozialen Schwierigkeiten zu entgehen oder um soziale Ehren zu erlangen, sondern darum, daß die Gebote dieser Moral nur durch ihre soziale Funktion Gebote werden. Die Handlungen können als moralisch bezeichnet werden, weil sie selbstlos sind und von keinem andern Machtfaktor erzwungen werden als von der innern Stimme, und doch sind sie nicht im gewöhnlichen Sinne moralisch, weil sie keine unbegrenzte Geltung haben, sondern sich nur auf den Umkreis der sozialen Gemeinschaft dieses Volkes beziehen. Sie lassen sich mit denjenigen Forderungen vergleichen, die aus dem besonderen Ehrbegriff einer bestimmten Gruppe entspringen, nur ist die Gruppe hier eine ganze Nation, ohne Kasten und ohne Scheidungen. Und überdies, der Ehrbegriff nimmt seine Kraft aus der Wertung und Geltendmachung der eignen Persönlichkeit; die soziale Moral des Amerikaners stammt gleichermaßen aus der Forderung für die Anerkennung des andern. Das Grundgefühl

ist eben, daß dieses ganze soziale Spiel und Widerspiel gar keinen Sinn hätte und die ganze Freude an sozialem Streben und Erfolg zerstört wäre, wenn wir nicht als selbstverständlich voraussetzten, daß jeder andre in dieser sozialen Volksgemeinschaft uns gleichwertig ist und das volle Recht hat, sich als gleichwertig selbst zu behaupten.

Der Verbrecher und der Ehrlose haben das Recht verwirkt; sie werden ausgestoßen aus der Gemeinschaft, sie spielen nicht mehr mit. Unterschiede der Stellung, der Bildung, des Besitzes haben aber nichts mit diesem gleichen Recht zu tun. Über sozial Minderwertige sich äußerlich zu erheben, erschiene so wertlos, wie etwa den zustimmenden Beifall von Idioten zu erwerben, oder im Spiel mit falschen Würfeln zu gewinnen. Sollen wir nach sozialen Erfolgen streben, so müssen wir zunächst zweifelsfrei glauben, daß wir Kameraden sind, die nur mit wechselseitiger Einwilligung und wechselseitiger Gleichschätzung so ungleiche Arbeit in dieser bunten Welt verrichten. Und daß wir es glauben, muß sich in unserm Handeln bewähren.

Aber gerade weil es sich bei alledem nicht um rigoristische Moral, sondern nur um moralische Konsequenzen sozialer Anschauungen handelt, geht das Sittliche in unmerklicher Abstufung in sittlich indifferente, rein soziale Lebensformen und Sitten über und berührt sich an nicht wenigen Stellen mit Schäden und Mißbräuchen, die aus derselben Anschauung stammen. Vergegenwärtigen wir uns die wichtigsten Wesenszüge, die solchem Geist der sozialen Selbstbehauptung naturgemäß eigen sind.

Was dem Fremden vielleicht am ersten auffällt, ist die ruhige Sicherheit, mit der jeglicher seinen Weg geht, ohne sich durch Höhere bedrückt, durch Niedrigere gehoben zu fühlen; im Grunde weiß er sich Gleicher unter Gleichen. Da gibt es keine Herablassung nach unten und keine Bedientenhaftigkeit nach oben; mit schlichtem Selbstvertrauen und höflicher Offenheit, reserviert, aber stets liebenswürdig, fühlt sich der typische Amerikaner in jeder sozialen Umgebung gleichwertig und sicher. In der Tat erscheint jede

gnädige Herablassung ihm ebenso verwerflich, wie schmeichlerische Unterwürfigkeit; auch die Herablassung betont die Verschiedenheit der Rangstufe: sie markiert die vorübergehende Ignorierung dieser Verschiedenheit mit dem deutlichen Bewußtsein, daß beide Teile diese Verschiedenheit als eine prinzipiell bestehende anerkennen. Wer sich selbst als gleichwertig behauptet und bei jedem andern ehrenhaften Mann denselben Geist der Selbstbehauptung voraussetzt, versteht kaum, in welchem Sinn die rein technischen Unterschiede der sozialen Stellung das innere Verhältnis von Mensch zu Mensch berühren sollen.

Wer in solcher sozialen Atmosphäre aufgewachsen, wird diese Sicherheit auch dann nicht verlieren, wenn er in eine ganz andersartige Gesellschaft hineingerät. Archibald Forbes, der Engländer, schildert einmal den amerikanischen Kriegskorrespondenten MacGahan, den Sohn eines Bauern in Ohio, wie er im russischen Lager weilte. „Niemals zuvor," schreibt er, „habe ich einen jungen Menschen gesehn, der sich unter den hohen Beamten und Offizieren so sicher fühlte. In seiner Art lag keine Spur von Aufdringlichkeit oder Anmaßung. Es war, als hätte er die ganze Geschichte auf das einfache Prinzip zurückgeführt: ich bin ein Mensch — ein Mensch, der in ehrenhafter Weise für einen bestimmten Zweck, den du kennst oder den ich dir gerne mitteilen will, etwas nötig hat, das du mir am besten geben kannst — sei es eine Information, sei es ein Paß, sei es sonstwas — und deshalb ersuche ich dich darum. Für die Logik dieser Situation ist es gleichgültig, ob du ein Leutnant oder ein kommandierender General, ein Botenjunge oder ein Reichskanzler bist." Und ein andrer fügt hinzu: „MacGahan konnte denn auch bei Ignatieff alles erreichen; ruhig machte er dabei Frau Ignatieff den Hof, patronisierte Fürst Gortschakoff und nickte dem Großfürsten Nikolaus freundlichst zu."

Es ist nicht überraschend, daß gerade Engländer diesen Wesenszug der Amerikaner am lebhaftesten empfinden. England, das politisch Amerika am ähnlichsten ist, ist in diesem Punkt, in dem wirklichen Glauben an soziale Gleichwertig-

keit, Amerika entschieden am unähnlichsten; und zwar in seltsamem Gegensatz zu Rußland, das politisch am weitesten von Amerika absteht, aber am ehesten in seinem Volksleben das Gefühl sozialer Gleichwertigkeit entwickelt. Und doch ist das amerikanische Gefühl auch von dem russischen so sehr verschieden. Bei dem Russen ist die tiefere Stimmung von der religiös gefärbten Vorstellung beherrscht: ich bin im Grunde nicht besser und nicht mehr als der Ärmste; bei dem Amerikaner herrscht das entgegengesetzte Gefühl: ich bin im Grunde nicht geringer und nicht schlechter als der Höchste. Das russische Gleichwertigkeitsgefühl zieht herab, das amerikanische erhebt.

Wie es den Engländer berührt, bekundet Muirhead in seinem „The Land of Contrasts": „Es ist etwas seltsam Erlesenes und Zartes in den feinsten Blüten amerikanischer Kultur — etwas, das in Europa kaum gefunden werden kann. Der Geist, der da in einer Umgebung aufwächst, die frei ist von willkürlichen Maßstäben und konventionellen Unterscheidungen, gewinnt eine einzigartige, vorurteilsfreie, losgelöste, rein menschliche Lebensanschauung. Er schaut das Leben sicher an und als ein Ganzes. Und gerade diese Anschauung läßt sich bei uns in England nicht erreichen. Der wahre Amerikaner ist schlechthin unfähig, jenen Unterschied zwischen einem Lord und einem Plebejer zu begreifen, der durch den bloßen Druck der sozialen Verhältnisse jedem von uns aufgezwungen wird. Für ihn ist das wie eine vierte Dimension im Raum; man mag über sie sprechen, aber sie hat keine unmittelbare Wirklichkeit. Der englische radikale Philosoph mag sich zu der Höhe emporarbeiten, auf der er sagen kann: Ich habe mir mit großem Opfer die Freiheit erkauft, aber der Amerikaner kann aufrichtig antworten: Ich bin schon in der Freiheit geboren."

Aber was Muirhead da von der Färbung der feinsten Blüten sagt, gilt, wenn wir nur genauer zuschauen, von der gesamten Flora; meist nicht so zart und erlesen, wie in den reinsten, oft übertönt von gröberen Farben, aber ein wenig von jenem Farbstoff hat der neuweltliche Boden jedem

einzigen Gewächs mitgegeben, das nicht geradezu Unkraut ist.

Es ist auch nicht einmal richtig, zu glauben, daß die Ungleichheit des Besitzes diesem Gefühl unmittelbar entgegenwirkt. Trotz alles Drängens und Strebens nach Reichtum und trotz der Neigung zu verschwenderischem Prunk fehlt dem Amerikaner gerade das, was den Unterschied des Besitzes zu einem Unterschied des Persönlichkeitswertes machen würde: das verletzende Protzen nach unten und der Neid nach oben. So gern der Amerikaner das Beste und Teuerste ersteht, das seine Börse erschwingen kann, so fern liegt ihm das Bedürfnis, dem Unbemittelteren den Unterschied fühlbar zu machen. Der Amerikaner will nicht die Ärmeren übertrumpfen; sein Luxus bedeutet zunächst persönlichen Genuß und Freude am Ausgeben als Maßstab der erfolgreichen Tätigkeit; soweit aber dabei der Hinblick auf andre beteiligt ist, so handelt es sich in seinem Gefühl nur um den Vergleich mit den Reicheren, denen er nachahmen möchte, niemals um den Vergleich mit denen, die hinter ihm zurückstehn müssen.

Neid aber ist der amerikanischen Seele überhaupt nicht gegeben; der Neid bezieht sich ja nicht auf den Besitz, sondern auf den Besitzer und muß somit anerkennen, daß durch den Besitz der Besitzer selbst erhöht ist. Wer sich selbst behauptet, wird alle Kräfte einsetzen, sein äußeres Los zu verbessern, aber wird den günstiger Gestellten niemals beneiden. Der Neid würde ihm ebenso Selbsterniedrigung dünken, wie die Unterwürfigkeit. Kein Zweifel, daß hier auch einer der wirksamsten Antriebe gegen den Sozialismus entspringt. Sicherlich stammt der Sozialismus nicht einfach aus Neid, aber eine Bevölkerungsgruppe, die dem Neid unterworfen ist, wird dem Sozialismus williger Gehör schenken; in Amerika bleibt der Sozialismus eine importierte Lehre, die tauben Ohren predigt. Wer sich ungleich fühlt und den Mehrwertigen beneidet, wird wünschen, die Gleichheit künstlich durch gleichen Besitz herbeizuführen; wer sich von vornherein allen andern gleichwertig weiß, der wird die äußer-

liche Ungleichheit, die ins Dasein frisches Streben und tapferes Mühen bringt, gerne in Kauf nehmen. Und das um so mehr, je deutlicher die Kapitalanhäufung zu einem rein technischen Verfahren wird, das zur Intensität des Lebensgenusses in keiner unmittelbaren Beziehung steht: der Milliardär genießt nicht mehr als der Millionär, er arbeitet nur mit einem komplizierteren und mächtigeren Apparat.

Selbst direkte wirtschaftliche Abhängigkeit wird den Geist der Selbstbehauptung nicht einschüchtern. Wir werden ja später freilich von starken Gegentendenzen und von sozialen Differenzierungen zu sprechen haben, aber erkennbar bleibt dieser Zug doch überall. Auf dem Lande und in der Kleinstadt macht er sich sehr viel stärker geltend als in der Großstadt, und vor allem im Westen viel mehr als im Osten. „Ein Arbeitgeber dort," sagt Merwin, ein feinsinniger Beobachter, „würde selbstverständlich erwarten, daß diejenigen, die er anstellt, bei der Arbeit seinen Befehlen gehorchen, aber es würde ihn als über alle Maßen komisch berühren, wenn sein Untergebener etwa die Hand zur Mütze führen wollte, sobald er zu ihm spricht, oder sich sonst in irgend einer Weise so benehmen würde, als wenn er zu einer niedrigeren Klasse gehörte."

Die Symbole des Grüßens können da überhaupt als typisch gelten. Der Amerikaner zieht den Hut vor Damen; der Respekt gilt dem Geschlechte. Männer dagegen begrüßen sich, ohne die Kopfbedeckung zu lüften und die verschiedenen Schattierungen des Kopfnickens, des Augenzwinkerns und der Handgesten beziehen sich auf den Grad der persönlichen Bekanntschaft und Vertraulichkeit, aber nicht auf die soziale Stellung. Die Stellung ist das Technische, Berufliche, Äußerliche, das, wenn zwei Männer sich auf der Straße begegnen, gar nicht in Frage kommt; sie begrüßen sich, weil sie sich kennen, und in dieser wechselseitigen Beziehung der persönlichen Bekanntschaft stehen sie sich nur als gleichwertige Menschen, nicht als abgestufte Berufsträger gegenüber. Die deutsche Abmessung des Kreisbogens, durch den der Hut bewegt wird, und des Winkels,

um den die Verbeugung erfolgt, mit Rücksicht auf die soziale Stellung, berührt den Amerikaner daher entweder als unsinnig oder als unwürdig.

In engem Zusammenhang damit steht natürlich die grundsätzliche Abneigung gegen Titel und Orden. Auch das hat seine zwei Seiten und, vor allem, auch das hat seine Ausnahmen, an denen wir nicht vorübergehen werden. Im Grunde aber bleibt es doch bei der Regel: Titel und Orden sind verpönt. Der Amerikaner empfindet zu deutlich, daß jede Erhebung notwendig erniedrigt, denn nur in einer Gemeinschaft, in der jeder jedem gleich gilt, hat man niemanden über sich; sobald man sich über andre erheben läßt, erkennt man das Prinzip der Abstufung an und ordnet sich dadurch denen unter, die noch höher erhoben sind.

Ganz ungerecht wäre es, daraus den Schluß zu ziehen, daß dem Amerikaner Unterordnung überhaupt verhaßt sei. Im Gegenteil: wer amerikanische Arbeiter bei der Arbeit beobachtet oder die Organisation der großen Geschäftshäuser studiert oder auch nur das Zusammenspiel unter dem Führer beim Sport verfolgt, der weiß, daß die Unterordnung für einen bestimmten Zweck, zur Lösung einer bestimmten Aufgabe, eine geradezu vollkommene ist; das vielgerühmte amerikanische Organisationstalent könnte sich nicht so glänzend bewähren, wenn es nicht absolute Bereitwilligkeit zur bewußten Unterordnung überall vorfände. Da handelt es sich aber eben überall um eine vorübergehende absichtliche Unterordnung für einen gemeinsamen Zweck, eine Arbeitsteilung, die rein sachlichen Charakter trägt und den Kern der Persönlichkeit gar nicht berührt. Der Fußballspieler fühlt sich nicht geringer als der Captain, dem er gehorcht. Erst da setzt das tiefe Widerstreben ein, wo die Überordnung nicht Arbeitsteilung, sondern Menschenabstufung bedeutet; es erreicht seinen Höhepunkt daher naturgemäß in bezug auf erbliche Titel, bei denen die Auszeichnung offenbar nicht auf persönlichem Verdienst der Erben beruhen kann.

Eine der interessantesten Konsequenzen dieses Standpunkts ist dem Fremden außerordentlich auffallend: dem

Amerikaner gilt prinzipiell jede ehrenhafte Arbeit als passend für jedermann. Auch das sieht in der Praxis ja wesentlich anders aus als in der Theorie; der Bankier will nicht Geschäftsreisender, der Geschäftsreisende nicht Schankwirt, der Schankwirt nicht Straßenreiniger sein, und zwar nicht nur deshalb, weil die Arbeit weniger bequem, sondern weil sie weniger angesehen ist. Trotzdem wirkt es zunächst überraschend, wie bereitwillig jede nützliche Arbeit als vollwertig anerkannt wird, und wenn Europäer der besseren Klassen sich in Notlagen mit dem Problem abquälen, wie man Arbeit tun und trotzdem respektabel sein kann, findet der Amerikaner es viel schwieriger, zu begreifen, wie man respektabel sein kann, ohne Arbeit zu tun. Typisch ist die Art, in der Tausende junger Studenten und Studentinnen sich die Mittel zum Studium durch Nebenarbeit oder Zwischenarbeit erwerben. Der deutsche Student würde glauben, daß Unterrichtgeben oder literarische Arbeit allein sich für ihn schickt, und Schreibmaschinenarbeit würde vielleicht die äußerste Grenze bezeichnen. Schon bei der Schilderung der Universitäten sahen wir, wie der amerikanische unbemittelte Student sich nicht scheut, die Sommerferien hindurch als Portier im Hotel oder als Pferdebahnkutscher zu arbeiten, um ein Jahr länger die Universität besuchen zu können, oder während des Studienjahrs vielleicht in einer Familie die Öfen zu heizen, um zum Entgelt freien Mittagstisch zu erwerben. Und keiner der Millionärssöhne, die neben ihnen im Kolleg sitzen, sieht deshalb hochmütig auf den Kommilitonen herab; verächtlich würde nur der leichtsinnige Schuldenmacher scheinen, nicht aber der Tagelöhnerssohn, der frühmorgens Milch austrägt, um den Tag über sich der Wissenschaft widmen zu können.

Entscheidend bleibt eben stets der Hintergrund sozialer Anschauungen: keine ehrliche Arbeit kann erniedrigen, weil die wirkliche soziale Persönlichkeit durch die zufällige Rolle, die sie im wirtschaftlichen Getriebe spielt, gar nicht berührt wird. Es ist daher ganz charakteristisch, daß wirkliche Abneigung nur für die Arbeiten besteht, deren Wesen auf un-

mittelbarer persönlicher Abhängigkeit beruht, wie etwa die Arbeit der Dienstboten. Das Stubenmädchen hat meistens sehr viel leichtere Arbeit als die Fabrikarbeiterin, und doch drängt alles zur Fabrik, während es sozusagen keine amerikanischen Dienstboten gibt: sämtliches Dienstpersonal ist eingewandert, vor allem aus Irland, Schottland, Schweden und Deutschland, abgesehn von den Negern und im Westen den Chinesen. Schon die im Land geborenen Kinder der Eingewanderten scheuen sich, Dienstbotenstellungen anzunehmen. Für den einzelnen ist das natürlich nur Nachahmung der Umgebung und Unterordnung unter die herrschenden Vorurteile. Diese Vorurteile selbst haben sich aber doch wohl logisch aus den sozialen Voraussetzungen entwickelt: der Arbeiter dient berufsmäßig einer objektiven Kulturaufgabe, der Dienstbote hat dagegen kein andres Ziel, als dem Willen einer andern Person zu gehorchen; der Arbeiter ordnet sich somit einer unpersönlichen Aufgabe unter, welcher der Arbeitgeber ebenso dient wie der Arbeiter, während der Dienstbote ein Stück seiner Willensfreiheit und damit seiner sozialen Gleichwertigkeit zugunsten eines andern Menschen preisgibt.

Am berüchtigtsten ist die bekannte Wahnvorstellung, daß von allen persönlichen Dienstleistungen die erniedrigendste die ist, ein Paar Stiefel zu putzen; es ist das eine fixe Idee, an der nicht nur die im Lande Geborenen leiden, sondern die sogar jeden nordeuropäischen Einwanderer heimsucht, sobald er im Newyorker Hafen an der Freiheitsstatue vorübergefahren ist. Die Lösung für das Stiefelreinigungsproblem liegt darin, daß sich das Land einige Millionen Neger hält und überdies die starke südeuropäische Einwanderung ausnützt, die vorläufig weniger von sittlichen Bedenken gegen Stiefelwichse befallen wird. Die Lösung des theoretischen Problems aber, warum die Dienstboten bereitwilligst die anstrengendsten Arbeiten verrichten, aber gerade beim Stiefelreinigen striken, ist wohl noch nicht gelungen. Ein unklares Gefühl, als wenn im Stiefelputzen ein Symbol des Zufüßenliegens und damit die lebhafteste Preisgebung der

eignen Persönlichkeit gefordert sei, ist sicherlich dabei im Spiele.

In engem Zusammenhange damit steht auch die Abneigung des Amerikaners gegen das Trinkgelderunwesen. Wer im Straßenbahnwagen etwa ein Trinkgeld geben wollte, würde einfach nicht verstanden werden, und weniges ist dem in Europa reisenden Amerikaner so unsympathisch, als die Art, in der die niedere Bevölkerung für jeden kleinen Freundlichkeitsdienst, für jede besondere Handreichung sofort auf einen Obolus wartet. Wollte man dem armen Jungen, der uns auf der Landstraße eine Strecke begleitet, um uns den Weg zu zeigen, für seine Freundlichkeit ein Trinkgeld geben, so würde er es als Beleidigung auffassen. Die Kellner in den Hotels der großen Städte werden ja freilich weniger leicht durch Trinkgelder verletzt, aber auch da ist es nur eine mit den europäischen Kellnern importierte Sitte, die in die kleinen Orte noch kaum gedrungen ist. Im wesentlichen gilt es auch heute noch im ganzen Lande, daß der Amerikaner Bezahlung nur soweit annehmen will, als er sie für seine Arbeit zu fordern berechtigt ist; alles darüber Hinausgehende macht ihn von der Gnade des andern abhängig, hat somit nicht beruflichen, sondern persönlichen Charakter und hebt für den Augenblick die soziale Gleichwertigkeit auf.

So wie jede Arbeit, die nicht Preisgabe des freien Willens erheischt, für jeden passend ist, so ist nun auch der einzelne mit der besonderen Form der Arbeit weniger identifiziert als etwa in Deutschland. Wechsel des Berufs erfolgt in den Staaten sehr viel häufiger. Ein Prediger, der seines Amtes müde wird, geht in den Kaufmannstand über, ein Kaufmann, der in irgend einer Richtung neue Interessen gefunden, beginnt zu studieren, ein Rechtsanwalt geht in die Industrie über, ein Fabrikant in die Politik, ein Buchhändler übernimmt ein Möbelgeschäft und ein Postbote wird Bierwirt. Der Amerikaner hat eben nicht das Gefühl, daß die zufällige äußere wirtschaftliche Betätigung den Menschen macht, sondern daß der wirkliche Mensch die Berufskleider an- und auszieht, ohne in seinem innern Wesen davon berührt zu

werden. Der Glaube an die soziale Gleichwertigkeit drückt die Bedeutung eines Berufswechsels auf das geringste Maß herunter; es fragt sich, ob die vielgerühmte Versatilität und Anstelligkeit des Amerikaners nicht gerade hierin ihr Haupthilfsmittel findet: er ist sich deutlicher als irgend ein Europäer bewußt, daß der Wechsel der Umstände an seiner Persönlichkeit nichts ändert, es also keiner wirklich neuen innern Anpassung bedarf, die stets schwierig ist, sondern nur eines äußerlichen technischen Umlernens.

Am überraschendsten zeigt sich das, wenn der Wechsel der Umstände durch einen plötzlichen Herabsturz erfolgt ist; die Sicherheit und die Ruhe, mit der der Amerikaner solche Wandlung hinnimmt, wäre geradezu unmöglich, wenn nicht der Geist der Selbstbehauptung ihn sein Leben lang gelehrt hätte, daß die äußern Unterschiede nicht die eigentlichen Menschen darstellen. Die Millionärin, deren Gatte heute sein Vermögen verliert, eröffnet morgen ein Boardinghouse ohne irgendwelche Verlegenheit; die Umstände haben sich eben verändert: war ihr Beruf bisher, in einem Palast einen offenen Salon zu halten, so wird sie jetzt für junge Kommis einen schmackhaften Mittagstisch zurichten. Das erstere machte ihr mehr Vergnügen, aber schließlich, seine Lasten brachte es auch mit sich; es ist im Grunde eben nur ein Wechsel der Beschäftigung, die wahre Persönlichkeit hat sich nicht verändert. Immer wieder drängt sich dem Beschauer der Gedanke an Schauspieler auf, die ihre Rolle wechseln; scheinbar leben sie in jeder Rolle, die sie gerade spielen, aber im Grunde ist es ihnen etwas sehr Unwesentliches, ob sie eine Rolle im Hermelinmantel oder eine im Bauernkittel zu spielen haben; sie sind einander gleichwertig, auch wenn die Rollen verlangen, daß der eine schwelgt und der andre sich abmüht.

Fühlen die Glieder der Gemeinschaft sich wirklich als gleichwertig, so werden in ihrem sozialen Getriebe alle die Faktoren besondere Geltung gewinnen, die selbst dahin drängen, die äußerlichen Unterschiede wegzuwischen und Menschen mit Menschen zu verbinden ohne Rücksicht auf

Stellung, Besitz und Kultur. Hier liegt der Grund für die unvergleichliche Bedeutung, die der Sport für das amerikanische Leben besitzt. Der Amerikaner liebt den Sport jeder Art, in erster Linie das Sportspiel, wie Fußball und Schlagball, Rudern und Ringen, Tennis und Golf, Polo und Trabfahrt, wo die Leibesübung im Dienste des Wettkampfes steht; in zweiter Linie erst Jagen und Fischen, Jachten und Reiten, Turnen und Schwimmen. Der Klettersport ist weniger ausgebildet, wie überhaupt der Amerikaner ein schlechter Fußgänger ist.

Nun ist der amerikanische Sport sicherlich durchsetzt mit vielen unsportsmäßigen Elementen. Zunächst hat das Wetten solchen Umfang angenommen, daß sich das Geldinteresse ungebührlich hineinmischt, und vor allem hat die Identifizierung der kämpfenden Parteien mit bestimmten Vereinen, Universitäten und Städten dahin geführt, daß der sportsmännische Wunsch, die beste Seite siegen zu sehn, zu oft unterdrückt wird durch den sportswidrigen, die eigne Seite um jeden Preis siegreich zu finden. Aber schließlich ist die Leidenschaft, mit der selbst die Zuschauer auf den Tribünen sich so oft in zwei gegnerische Parteien spalten, doch nur ein andrer Ausdruck für die Tatsache, daß das Interesse am Sportspiel den Durchschnittsamerikaner ganz durchdringt, und dieses Interesse gilt doch im Grunde einer künstlichen Gruppierung, in der von allen sozialen Unterschieden abstrahiert wird und vollständigste Gleichheit der Bedingungen hergestellt ist.

Weitaus am populärsten ist Schlagball, das Frühlings- und Sommerspiel. Fußball, das Herbstspiel, ist zu kompliziert und hat sich zu sehr zur „Wissenschaft" entwickelt, um wirklich Volksspiel zu sein; in den gewaltigen Zuschauermassen, die einem Universitätsfußballspiel zuschauen, wissen oft die wenigsten, was eigentlich im einzelnen Augenblick vorgeht, und nur die Glanzleistungen sind klar verständlich. Tennis und Golf sind zu kostspielig, beim Golf überdies der Erfolg des einen Spielers zu wenig von der Gegenaktion des andern abhängig. Der Wassersport findet nicht überall ge-

eignete Bedingungen. Schlagball aber spielt jeder Dorfjunge und jedes Großstadtkind; Schlagball kann überall gespielt werden, kann leicht vom Zuschauer überblickt werden und verbindet das Interesse am Zusammenspiel mit dem naiveren am glänzenden Einzelspiel. Es wird behauptet, daß an jedem warmen Sonnabendnachmittag auf mehr denn fünfzigtausend Plätzen Schlagballturniere ausgekämpft werden und fünf Millionen Sportsfreunde dabei das Publikum bilden. Um das Spielfeld aber sitzen Handwerker und Priester, Ladenjungen und Professoren, Proletarier und Millionäre mit einer Einmütigkeit der Anteilnahme und einem Gefühl der Gleichberechtigung, als seien sie weltfern von dem kleinlichen Getriebe, in dem man auf soziale Unterschiede Wert legt.

Nur eine Macht wirft noch souveräner als der Sportsgeist alle sozialen Scheidewände im amerikanischen Leben über den Haufen: der Humor. Wir konnten nicht vom politischen und nicht vom geistigen Leben sprechen, ohne den unversieglichen Humor hervorzuheben; wer aber vom sozialen Leben sprechen will, der sollte kaum aufhören, immer wieder auf den Humor hinzuweisen, denn seine Wirkung durchdringt jede soziale Gestaltung. Zweifelhaft kann nur sein: ist es der Humor, der jede Störung des sozialen Gleichgewichts beseitigt und so das Bewußtsein der Selbstbehauptung und der Gleichwertigkeit immer wieder herstellt, oder ist es das Bewußtsein der Gleichwertigkeit, das den Humor begünstigt und in seiner gutmütigen Respektlosigkeit den unmittelbarsten Ausdruck sucht? Keine Überhebung, keine unberechtigte Anmaßung, kein Sichwichtigtun kann sich da länger halten, als bis das erste Witzwort gefallen ist, und das dauert beim Amerikaner niemals lange; unter allgemeinem Gelächter zerplatzt die kleine Seifenblase, und Gleichwertigkeit ist wieder hergestellt, gleichviel, ob es sich um den kleinsten Kreis oder die ganze Nation handelt. Ein latenter Humor erfüllt das ganze soziale Leben.

Keinen Morgen erscheint auch nur eine einzige amerikanische Tageszeitung, ohne nicht ein politisches Witzwort oder launige Betrachtungen, eine lustige Geschichte oder

einen satirischen Artikel zu enthalten, und wer an amerikanische Blätter gewöhnt ist und zu deutschen Zeitungen greift, empfindet den Kontrast am deutlichsten zunächst durch die Abwesenheit des Humors. Das Gleiche aber gilt vom täglichen Leben; zu einem Scherz ist der Amerikaner immer bereit, nirgends sind die Redner schlagfertiger, nirgends die Auditorien schneller bereit, ein Witzwort aufzufangen. Wie trocken auch der Gegenstand der Verhandlung und wie verschiedenartig auch die soziale „Stellung" der Anwesenden sein mag, eine glückliche humoristische Wendung wird zunächst einmal alle daran erinnern, daß sie gleichwertige Mitbürger sind, die ihre verschiedenen Funktionen im Leben nur ja nicht so pathetisch nehmen sollen, als wäre durch die ungleiche äußere Position eine wirkliche Ungleichheit hineingetragen. Sobald Amerikaner eine gute Geschichte hören, — „dann verstanden wir uns gleich", und es ist bekannt, daß manche politische Persönlichkeit um ihrer witzigen Pointen willen in die Höhe stieg, selbst wenn, wie im Falle des Senators Depew, mehr die Quantität als die Qualität in Betracht gezogen wurde.

Am typischsten ist amerikanischer Humor, wenn er sich ernst gebärdet; das boshafteste Witzwort oder die übermütigste Tollheit so harmlos ernst vorzubringen, als wenn er selbst keine Ahnung vom Sinn des Satzes hätte, darin ist der Amerikaner ein Meister. Die Unfähigkeit des Engländers, ihm hierin zu folgen, ist oft betont worden. Die landläufige amerikanische Kritik der englischen Vettern, als gäbe es deshalb im Vaterland von Dickens überhaupt keinen Humor, ist, trotz Punch, sicherlich übertrieben; daß aber der amerikanische Humor heute der frischere, unmittelbarere ist, unterliegt wohl keinem Zweifel, und das stammt doch wohl eben in hohem Maße von dem ununterdrückbaren Gleichwertigkeitsgefühl, das ganz besonders auch den Humor in jede soziale Schicht trägt. Die Sicherheit dieses Gefühls bringt es auch mit sich, daß der Amerikaner gerne sich selbst karikiert und mit seinem Witz die besten Freunde nicht schont. Man muß aber vor allem die Massen beobachten,

Festteilnehmer oder Wähler, Volksmengen auf der Straße oder in Hallen, um zu empfinden, wie der Humor unversieglich und allbeherrschend ist; ein guter Zwischenruf läßt alle Politik vergessen, ein lustiger Zwischenfall entschädigt für jede Enttäuschung; es gibt genug von dem törichten Zank um vergängliche Verschiedenheiten: wir wollen lieber froh sein, wenn wir daran erinnert werden, daß wir trotz aller Gegensätze doch sozial gleichwertig sind.

Aber aus diesem Gefühl der gleichen Stellung erwachsen nun auch vor allem weitgreifende Pflichten. Im Mittelpunkt stehen alle diejenigen Verpflichtungen, welche sich auf die eigne Persönlichkeit beziehn, dieselben, die aus dem puritanischen Geist der Selbstvervollkommnung hervorgingen: dieselben Forderungen und doch in verschiedener sittlicher Sprache und im einzelnen doch auch verschieden schattiert. Der Grundantrieb in diesem Gefühlskreis ist ganz unpuritanisch und rein sozial: ich will mich allen andern, die geachtet werden, als gleichwertig behaupten, die Verpflichtungen, die der Höherstehende, der Gebildetere, der Reichere unserer sozialen Gemeinschaft erfüllt, muß ich daher auch für mich als gültig anerkennen, kurz, ich muß mich auch wie ein Gentleman benehmen. Die Devise, die mit der Religion sicherlich nichts zu tun hat, ist noblesse oblige; nur daß der Adel darin besteht, ein Glied des amerikanischen Volkes und somit niemandem untergeordnet zu sein. Die erwachsenden Verpflichtungen sind aber den religiösen durchaus ähnlich. Der Gentleman verlangt von sich selbst zunächst Selbstbeherrschung und soziale Zucht. Auch in diesem Zusammenhang begegnet uns sofort eine sittliche Sexualreinheit, die dem Kontinent fremd ist. Man mag hundertmal in vergnügter Herrengesellschaft nach dem Diner bei der Zigarre um den Kamin sitzen: nie wird eine unsaubere Geschichte sich hervorwagen; wer nach Auslandssitte unter Junggesellen sich mit sexuellen Erlebnissen brüsten wollte, würde schlechthin unmöglich sein, und nirgends in der Welt ist ein junges Mädchen so sicher unter dem Schutze eines jungen Mannes.

Der Gentleman bekundet sich aber vor allem in seiner Gesinnung: alles Niedrige und Unwürdige, Schadenfreude und selbst Kleinlichkeit ist ihm von Grund aus zuwider. Man muß den Amerikaner nicht nach seiner Skandalpresse und nicht nach seiner Stadtpolitik beurteilen; wer ihn in seinem Privatleben wirklich kennt, weiß, daß ein großer Zug durch sein soziales Denken geht; ein wirklicher Widerwille, oft ins Ästhetische schattiert, gegen alles Unsaubere und Gemeine im weitern wie im engsten Kreise. Er mag im Wirtschaftsleben scharf auf seinen Vorteil achten, schäbig und kleinlich ist er auch im Wirtschaftlichen niemals, und kleinliche Übervorteilung mit zweifelhaften Mitteln, unehrliche Schmeichelei und Selbsterniedrigung, um ein Ziel zu erreichen, Brutalität, um Schwächere auszunutzen, alles das ist dem amerikanischen Nationalcharakter entgegengesetzt; einigen noch nicht assimilierten Bestandteilen der eingewanderten, besonders der irischen Bevölkerung, ist es weniger fremd.

Der sozialen Gesinnungsreinheit entspricht das unmittelbare Verhalten zu andern: der Geist der Selbstbehauptung erzieht zur Höflichkeit und Hilfsbereitschaft, zur Gutmütigkeit und zum Edelmut. Europäische Bücher über Amerika erzählen mit Vorliebe, daß „Hilf dir selbst" das Grundprinzip des amerikanischen Lebens sei. Wenn damit gemeint wäre, daß der einzelne mit seinen Bemühungen nicht auf eine hohe Obrigkeit zu warten pflegt und statt alles von der Regierung zu erwarten, die Dinge, die getan werden sollten, lieber selbst angreift, so ist das nicht falsch. Das Prinzip der individuellen privaten Initiative begegnete uns ja jederzeit als Grundkraft des amerikanischen Staates; die Gesamtheit soll nur da eingreifen, wo die Kräfte des Einzelnen nicht ausreichen können. Und noch in anderm Sinne glaubt der Amerikaner an Selbsthilfe: er lehrt seine Kinder frühzeitig an wirtschaftliche Unabhängigkeit zu denken; die Söhne, auch des bemittelten Mannes, sollen mit geringem Gehalt beginnen und sich aus eigner Kraft emporarbeiten. Es lebt da gewissermaßen noch die Tradition der Pioniere fort, die jeder für sich allein den Boden durch eigne Arbeit urbar machen mußten. Diese Zucht

zur Selbsthilfe hat viel dazu beigetragen, den Amerikaner zu stählen, und wird in den amerikanischen Anschauungen als Erziehungsprinzip voraussichtlich weiterleben, wie sehr auch der wachsende Wohlstand dagegenwirkt.

Dagegen ist das „Hilf dir selbst" nun aber ganz irreführend, wenn es so verstanden wird, als wollte es besagen, daß jeder sich selbst helfen muß, weil sein Nachbar nicht willens ist, Hilfe zu leisten. Die Hilfsbereitschaft in jeder Form gehört zu den deutlichsten Charakterzügen des Amerikaners, von der oberflächlichen Höflichkeitshilfe bis zum edelmütigsten Opfer. Bekannt ist seine unbegrenzte Gastlichkeit. Wo es sich einfach um wechselseitigen gesellschaftlichen Verkehr handelt, ist die Gastlichkeit keine besondere Tugend, und die Verschwendung und Überfülle der heutigen Gastlichkeit grenzt eher an Untugend. Anders aber liegt es, wenn der Gast ein Fremder ist, den vielleicht nur ein kurzes Empfehlungswort eingeführt hat; die Herzlichkeit, mit der das Haus dem Besucher schlechthin zur Verfügung gestellt wird, entspringt da viel tieferer Regung als bloßer Freude an reicher Geselligkeit. Inmitten der Großstadt heißt der Amerikaner häusliche Einquartierung von Gästen in einem Maße willkommen, wie der Deutsche sie eigentlich nur auf dem Landgut kennt.

Doch in gewissem Sinne ist jede Gastlichkeit nur ein Austausch; die vollkommen einseitige Hingabe beginnt erst, wenn der Geist der Wohltätigkeit an die Arbeit geht. Wenn Menschen sich einander innerlich gleichwertig fühlen, mögen sie die äußerliche Ungleichheit, die alle Kräfte anspornt, durchaus willkommen heißen, aber sie werden es unter keinen Umständen zulassen, daß diese Ungleichheit eine gewisse untere Grenze überschreitet. Die Verschiedenheiten an Macht, Bildung und Besitz sind nötig, um das soziale Getriebe in Bewegung zu halten; wird aber eine gewisse untere Grenze erreicht, dann wird die Machtlosigkeit, die Bildungslosigkeit, die Besitzlosigkeit zu einer Bedrohung der innern Persönlichkeit selbst, und damit wäre der ganze Sinn der sozialen Gemeinschaft preisgegeben. Der andre darf nicht erniedrigt,

darf nicht entwürdigt, darf nicht durch Äußerliches in seiner innern Gleichwertigkeit vernichtet werden. Er muß somit die Mittel haben, in diesem Ringen nach Kultur, nach Macht, nach Besitz auch mitstreben zu können; sonst würden innere Ungleichheiten entstehn, durch deren Anerkennung die Voraussetzungen der demokratischen Gesellschaft aufgehoben werden. Der Machtlosigkeit gegenüber bäumt sich das Rechtsgefühl auf, der Kulturlosigkeit gegenüber entsteht der Reformdrang, der Besitzlosigkeit gegenüber entfaltet sich der unvergleichliche Wohltätigkeitssinn.

In der äußern Bekundung kommt die soziale Hilfsbereitschaft somit zum gleichen Ergebnis wie die religiöse Wohltätigkeit, in ihrem Wesen sind sie aber tief verschieden, und so sehr sich auch beide Motive unterstützen, ihre Verschiedenheit bleibt erkennbar. In der Welt der Selbstvervollkommnung da herrscht das Mitleid mit dem Notleidenden und die Wohltat wird wie ein religiöses Opfer dargebracht; in der Welt der Selbstbehauptung, da herrscht das Rechtsbewußtsein, das die Erniedrigung der Besitzlosigkeit nicht duldet, und die Wohltat wird als soziale Pflicht empfunden, durch deren Erfüllung die soziale Gleichwertigkeit verteidigt wird. Es ist eine natürliche Konsequenz der Mitleids- und Opferpraxis, daß sich die Bettelei breit macht und unsystematisches Almosengeben zur Gewohnheit wird; es spricht für das Überwiegen des sozialen über das religiöse Motiv in Amerika, daß alles dahin drängt, die Bettelei ganz auszuschalten und von der altruistischen Wirksamkeit den Almosencharakter abzustreifen. Der Almosenempfänger erniedrigt sich, während die Aufgabe gerade ist, nicht den Erniedrigten mitleidvoll aufzurichten, sondern den sozialen Organismus vor dem pathologischen Symptom der Erniedrigung seiner Glieder zu schützen: der Glaube an die Gleichwertigkeit und an das Recht der Selbstbehauptung soll in keinem Individuum aufgehoben werden. Das andre Extrem, Eingriff des Staates, amtlicher Zwang zur Versicherung gegen Krankheit oder Unfall, gegen Alter oder Arbeitslosigkeit, wäre politisch unmöglich; das wäre ein Eingriff in das individualistische Selbst-

bestimmungsrecht, der des Prinzips wegen bekämpft werden müßte. Das amerikanische soziale System verlangt daher, daß die Entwicklung sich in derjenigen Linie bewegt, die gerade in der Mitte zwischen individuellem Almosengeben und staatlicher Schutzversicherung liegt. Es gilt, dauernde soziale Organisationen zu schaffen, die in sachlicher Weise der Armut, der Krankheit, der Verlassenheit, dem Laster entgegenarbeiten und die individuelle Not systematisch beseitigen.

Dabei bleibt der Zusammenhang mit dem Staat gewahrt, da die staatlichen Armengesetze das Getriebe regulieren. Und anderseits bleibt der Zusammenhang mit den Individuen gewahrt, da die Organisationen den größten Teil ihrer Mittel aus privaten Schenkungen gewinnen und eine ungeheure Summe privater Arbeitskraft, vor allem Frauenkraft, in Anspruch nehmen. Neben diesen privaten und gemeindlichen Organisationen entwickelt sich dann die Ergänzung auf der einen Seite durch staatliche Institute, auf der andern Seite durch jene stille Privatwohltätigkeit, für die alle Organisationen noch reichlichen Raum übrig lassen. Armenpflege und Kinderfürsorge, „soziale Ansiedlungen" und Erziehungsstipendien: in allen Formen der Hilfeleistung derselbe Geist der fast überschwenglichen Bereitschaft, nicht nur aus unbegrenzten Mitteln Geld zu geben, sondern Rat und Zeit und Kraft zu widmen. Daß in der äußern Technik der Fürsorge in manchen Staaten noch viel zu verbessern ist, daß oft auch die Politik sich störend eindrängt, oft der Dilettantismus, oft religiöse Einseitigkeit zu Einfluß kommt, oft die Bemühungen sich wechselseitig durchkreuzen, und viele Notstände, die sich aus den besondern Verhältnissen des ungeheuren dünnbesiedelten Landes und seiner gemischten Bevölkerung ergeben, noch ungelöste Probleme bergen, ist zweifellos, aber alles das hat nichts mit der Würdigung der Charakterzüge zu tun.

Des Amerikaners Bereitwilligkeit, für gute Zwecke Opfer zu bringen, ist um so eindrucksvoller, je näher man zuschaut. Aus der Ferne bemerkt man meist die Millionengeschenke, die ethisch kühl lassen; man weiß, daß die Carnegies und

Rockefellers, die Morgans und Vanderbilts sich durch ihre sieben- und selbst achtziffrigen Beitragszeichnungen keine Opfer auferlegen. Aber wer nahe dabei steht, sieht, daß das Scherflein der Witwe nicht ausbleibt und daß vor allem der wohlhabende Mittelstand oft einen so großen Bruchteil der Einnahmen hingibt, daß es deutschen Anschauungen ganz unverhältnismäßig dünkt. Dabei herrscht nirgends ein unterschiedsloses Fortgeben; jeder prüft, fast jeder hat seine besondern Interessenkreise, in denen er gewissenhaft seine Wohltätigkeitspflicht erfüllt. Eitelkeit spielt dabei die kleinste Rolle; die größten Gaben sind oft namenlos und die Zeitungen erfahren wenig von den Sammlungen. Ja, wer häufig in der Lage ist, für hohe Zwecke an den Gemeinsinn des Amerikaners zu appellieren, verliert bald die Empfindung, daß er ihn an eine Pflicht gemahnt oder gar ein Opfer fordert; die Art, wie der Amerikaner gibt, suggeriert vielmehr das Gefühl, daß der Geber erfreut ist, zu solch nützlicher Gabe aufgefordert zu sein; meist liegt dem über Erwarten reichlichen Beitrag ein Wort des Dankes bei, daß der Sammler die Aufmerksamkeit des Gebenden auf den edlen Zweck gerichtet hat.

Aber die Hilfsbereitschaft arbeitet durchaus nicht nur mit dem Scheckbuch. Ob der Wind auf der Straße den Hut davonträgt oder ob ein grausames Geschick ein Glück entreißt, beim Kleinsten wie beim Größten fühlt der Amerikaner, daß er inmitten einer hilfsbereiten Gemeinschaft lebt. Das Kameradschaftsgefühl bewährt sich nirgends unmittelbarer als in solchem Fall der plötzlichen Not; die Art, wie der Amerikaner etwa bei einem Unfall selbstlos zugreift, wie sich die Masse mit sicherm Instinkt schweigend organisiert, um Hilfe zu leisten, erweckt immer wieder das Staunen der Neuankömmlinge.

Der Grundtrieb differenziert sich nun in der mannigfaltigsten Weise. Zu seinen charakteristischsten Variationen gehört der Edelmut. Der Amerikaner will nicht von der Schwäche, vom Unglück des andern Vorteil haben; er liebt den Wettstreit, aber der Streit setzt stets die Gleichheit der

Bedingungen voraus; die Notlage des Gegners vernichtet die Freude am Sieg. Im spanischen Krieg waren die Ovationen, die man den spanischen „Helden" darbrachte, schon manchmal jenseits der Grenze des guten Geschmacks. Selbst im Sklavenkrieg, als die Erbitterung den Höhepunkt erreichte, überbot man sich in der guten Behandlung der Gefangenen, und führende Männer des Nordens sind in begeisterten öffentlichen Reden neuerdings dafür eingetreten, daß General Lee, der große Führer der Südstaaten, ein nationales Denkmal erhalte. Wie in Kriegsfragen, so im Frieden. Die Präsidentschaftskandidaten der beiden Parteien sollten vor ein paar Jahren in derselben Woche am gleichen Platze sprechen; da wurde der eine durch einen Krankheitsfall in seiner Familie abgehalten; sofort sagte der andre ab, um nicht vom Unglück des Gegners Nutzen zu ziehen. Und ist eine Stimmzettelschlacht geschlagen, vielleicht im engsten Kreise eines Klubs oder einer Komiteesitzung, so wird die Disziplin, mit der die Minorität sich freundwilligst der Majorität unterwirft, meist noch übertroffen von dem Edelmut, mit dem die Mehrheit den Unterliegenden entgegenkommt.

In andrer Richtung bekundet sich die gleiche Willenstendenz in der Gutmütigkeit, die dem Schwächern nachhilft. Es gibt kein gutmütigeres, nachsichtigeres, geduldigeres Volk als die Amerikaner, solange die soziale Seite des Lebens in Frage ist. Die Temperamentskühle erleichtert es und der Humor hilft nach. Im Grunde aber ist es doch das Gefühl, daß wir alle gleich sind und, wenn heute der andre Fehler macht, gestern wir selber Nachsicht verlangten und morgen selber Nachsicht verlangen mögen; den Zufall, daß wir in diesem Augenblick das Unsrige tun, während der andre sich nachlässig oder ungeschickt oder töricht benimmt, wollen wir nicht aufbauschen, als wenn wir deshalb eine bessere Menschensorte wären. Die Gutmütigkeit aber führt zu allgemeiner Gemütlichkeit.

Es gehört zu den landläufigen Klagen derjenigen Deutsch-Amerikaner, die auf keinen grünen Zweig gelangt

sind, daß es dem amerikanischen Leben an Gemüt und Gemütlichkeit fehle. Als äußerer Beweis genügt gemeinhin die ungerechtfertigte Behauptung, daß es keine englische Übersetzung dieser Worte gäbe. Und würde wirklich das Wort fehlen, die Stimmung fehlt sicherlich nicht. Das ist ja freilich wahr, daß der Rhythmus des amerikanischen Lebens ein schnellerer und energischerer ist, und der Einwanderer somit, bis er sich an das schärfere Tempo gewöhnt hat, zunächst unter dem Eindruck ungemütlicher Hast bleibt; so wie Amerikaner, die Deutschland besuchen, gemeinhin zunächst das unbehagliche Gefühl pedantischer Schwerfälligkeit und nachlässiger Gleichgültigkeit empfinden. Aber solch erster Eindruck ist oberflächlich. Sobald der Amerikaner sich erst dem Adagio-Rhythmus der deutschen Lebensgewohnheiten angepaßt hat, empfindet er bald, daß Langsamkeit durchaus nicht Nachlässigkeit bedeutet, und der Deutsche, der den schärfern Marsch-Rhythmus des amerikanischen Lebens wirklich kennen lernt, weiß in gleicher Weise nach kurzer Zeit, daß der schnelle, kräftige Akzent durchaus nicht die Gemütlichkeit ausschließt. Gewiß sind auch in den verschiedenen Ländern die Gemütsbewertungen verschiedenartig verteilt; das deutsche Weihnachtsfest etwa ist innerlicher und gemütvoller als das amerikanische, aber es fragt sich, ob das deutsche Volksleben einen Feiertag besitzt, der an Gemütstiefe den amerikanischen Danksagungstag übertrifft. Vor allem aber muß die amerikanische Wesensart die rein soziale Gemütlichkeit begünstigen, die mit dem sentimentalen Gemütsleben weniger zu tun hat als mit dem Gefühl der Zusammengehörigkeit.

Die deutschen „Ritter von der Gemütlichkeit“ finden sich stets nur aus der Gruppe der sozial Gleichstehenden zusammen, weil eben die sozialen Unterschiede dort mit dem innersten Wesen der Persönlichkeit verankert scheinen; dem Amerikaner, der das Bewußtsein von der Äußerlichkeit dieser Unterschiede kaum je verliert, kann die soziale Rangordnung niemals ein Hindernis für die vertrauliche Stimmung sein. In diesem Sinne kennt der Süddeutsche mehr

Gemütlichkeit als der Norddeutsche, und der Amerikaner mehr als der Europäer. Die buntest zusammengewürfelte Gesellschaft kann durch den kleinsten drolligen oder sentimentalen Zwischenfall zu einer Gemütseinheit verschmolzen werden, in der alle sozialen Gewandungen wie Plunder abgefallen sind; im würdigsten Bureau und im geschäftigsten Kontor schafft da unversehens ein einziges Scherzwort eine gemütliche Stimmung, in der der unterste Botenjunge und der oberste Direktor mit einem Male einander gleichstehen. Durchs ganze soziale Leben geht eine Stimmung, als wollte man mit schalkhaftem Augenzwinkern einander sagen, daß man an alle diese Unterschiede ja eigentlich nicht glaubt und alles persönlich Wertvolle in der innern Persönlichkeit sucht.

Den energischsten Ausdruck findet dieses verinnerlichte Gleichheitsstreben im Rechtsbewußtsein. Vielleicht gibt es kein Gebiet, in dem amerikanisches und deutsches Empfinden sich so verschieden entwickelt haben, und zwar gilt das ganz besonders fürs Strafrecht. Ein Verbrechen ist natürlich ein Verbrechen hier wie dort, und die Unterschiede in den Strafbestimmungen beziehen sich im wesentlichen auf Verschiedenheiten der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Institutionen. Der Amerikaner ist vielleicht verwundert über die Strenge der deutschen Preßgesetze oder Majestätsbeleidigungsgesetze und über die Milde deutscher Bestrafung von Duellen oder Sittlichkeitsvergehen; der Deutsche ist entsetzt über die Schärfe amerikanischer Temperenzgesetze oder Wechselfälschungsgesetze und über die Milde bei Beamtenbeleidigung und ähnlichem. Und doch bekundet alles das nicht die geringste Verschiedenheit im Rechtsbewußtsein, sondern lediglich Verschiedenheit der Institutionen. Die wahre Verschiedenheit liegt tiefer. Der Deutsche, so möchten wir sagen, konzentriert sein Rechtsbewußtsein darauf, daß um keinen Preis der Schuldige dem Gesetze entschlüpfe; der Amerikaner dagegen konzentriert sein Rechtsbewußtsein darauf, daß um keinen Preis die Strafe den Unschuldigen trifft. Daß eine soziale Gemeinschaft Verbrecher in sich schließt und daß zum Schutz der Gesellschaft,

zur Unterdrückung, zur Abschreckung, zur Besserung des verbrecherischen Willens das Strafgesetz in vollem Rüstzeug arbeiten muß, das gilt als selbstverständlich, aber solch ungeheurer Maschinerie gegenüber muß nun unser ganzes soziales Empfinden vor allem darauf gerichtet sein, zu sorgen, daß es den andern nicht schuldlos verletzt, denn der andre ist gleich uns selbst. Besser, daß hundert Schuldige der verdienten Strafe entfliehn, als daß einem einzigen Schuldlosen ein Haar gekrümmt wird.

Die wahren Unterschiede liegen daher nicht im Strafrecht, sondern im Strafrechtsverfahren. Um es extrem zu sagen: der deutsche Angeklagte gilt als schuldig, bis er seine Unschuld bewiesen, der amerikanische Angeklagte gilt als unschuldig, bis seine Schuld bewiesen. Ein einziges Beispiel beleuchtet die ganze Szenerie: wer in den Vereinigten Staaten des Mordes oder irgend eines andern Verbrechens angeklagt war und rechtsgültig freigesprochen wurde, kann niemals wieder bis an sein Lebensende um desselben Verbrechens willen prozessiert werden, selbst wenn vollkommen neue Verdachtsgründe, zwingende Beweismomente, ja selbst des Verbrechers eignes Geständnis vorliegt. Der amerikanische Jurist sagt, dem Staat ist volle Gelegenheit gegeben gewesen, die Schuld des Angeklagten zu beweisen. Ist es dem öffentlichen Ankläger nicht gelungen, das Schwurgericht zu überzeugen, so steht ein juristisch Unschuldiger vor uns, der vor der Grausamkeit erneuter Anklagen prinzipiell geschützt werden muß. Für das amerikanische Rechtsbewußtsein stellt etwa das deutsche Gerichtsverfahren eine Willkürherrschaft vor, die nach der Anschauung bedeutender Juristen nur durch die Vortrefflichkeit des deutschen Richtermaterials erträglich gemacht wird. Amerikanische Juristen behaupten, daß etwa die Hälfte von dem, was in deutschem Gerichtshof, und zwei Drittel von dem, was in französischem Gerichtshof in den Prozeßverhandlungen zugelassen wird, schlechthin unverträglich wäre mit einer Rechtspflege, die davon ausgeht, daß jedermann unschuldig sei, der nicht eines Verbrechens überführt ist.

Charakteristisch ist denn daher auch vor allem die Verschiedenheit in der Behandlung des Eides. Die deutsche Unterscheidung von Meineid und Falscheid kennt der Amerikaner nicht; der Eid auf Grund von „Information und Glaube" ist ohne weiteres zulässig; zwei entgegengesetzte Eidesaussagen sind daher nicht nur nicht unzulässig, sondern alltäglich, die deutsche Zuschiebung des Eides an eine Partei mit Ausschluß der andern erscheint dem amerikanischen Rechtsbewußtsein ungeheuerlich. In dieselbe Kategorie gehört das Verlangen, daß der Schiedsspruch des Schwurgerichts einstimmig sein muß. Die zwölf Geschworenen dürfen den Gerichtshof nicht verlassen, bis sie den Urteilsspruch gefällt, und das bedeutet, daß sie oft tagelang im Gerichtshof schlafen und essen, damit sie nicht von außen beeinflußt werden können. Kommen sie trotzdem zu keiner Einstimmigkeit, so gilt weder Schuld noch Unschuld als rechtsgültig bewiesen, es ist, als wenn kein Prozeß stattgefunden hätte, und es steht dem Staatsanwalt frei, neue Anklage zu erheben. Nur ein einstimmiges „Schuldig" oder „Unschuldig" hat rechtsgültige Kraft. Hierhin gehört denn auch die außerordentliche Bedeutung der richterlichen Einhaltsbefehle und vor allem die der „Habeas corpus"-Erklärungen, die der Amerikaner auf die „Magna Charta" zurückführt, in der es hieß, daß kein freier Mann seines Lebens, seiner Freiheit oder seines Besitztums anders beraubt werden solle, als durch den Richterspruch der Gleichgestellten und das Gesetz des Landes.

Wer das Rechtswesen des Landes als ein Ganzes überblickt, wird so, ganz wie in Deutschland, auf den ungeheuren Apparat mit dem Gefühle blicken, daß das Verbrechen gesühnt, die Gesellschaft geschützt, der Schuldige bestraft wird, aber instinktiv wird diese Ehrfurcht vor dem Gesetz in der amerikanischen Rechtssphäre von einem tiefern Gefühl der Sicherheit für den Schuldlosen begleitet sein. Jede einzige Gerichtsverhandlung markiert gewissermaßen deutlicher diese negative Seite des Verfahrens, daß es die Rechte des Angeklagten zu schützen gilt. Und wenn in dem Unkun-

digen bei solcher Betrachtung vielleicht verschollene Erinnerungen an deutsche Zeitungsberichte erwachen, in denen Arizona-Geschichten von der Korruption amerikanischer Gerichtshöfe zum besten gegeben wurden, so mag ein Wort von Choate genügen, der an der Spitze der amerikanischen Juristen steht. Kurz, ehe er als Botschafter nach England ging, hielt er als Präsident der Juristenversammlung eine Rede über die Vorzüge und Nachteile des Schwurgerichts. Über die theoretische Möglichkeit der Bestechung meinte er, könne er kurz hinweggehen, denn er könne versichern, daß in seiner vierzigjährigen Tätigkeit als Anwalt auch nicht ein einziger Fall ihm begegnet sei, in dem auch nur ein einziges Mitglied der Jury unter dem Verdacht der Bestechung stand. Eine unzuverlässige Rechtspflege würde das Grundprinzip des amerikanischen sozialen Lebens vollkommen aufheben. Wenn Menschen wirklich innerlich an ihre Gleichwertigkeit glauben, so muß das Rechtsbewußtsein sich stark entwickeln und die Forderung für den Schutz des Unschuldigen gegen alle Angriffe von Vorurteilen und Machtinteressen, von Mißgunst und Willkür unter allen Rechtsforderungen als die höchste gelten.

Wir haben das Lichtbild des amerikanischen Gleichheitsbewußtseins gezeichnet; noch gilt es, die Schatten in die Skizze einzutragen. Noch niemand hat sie geleugnet, und wer sie verteidigt, kann nicht meinen, daß die Fehler keine Fehler sind, sondern nur, daß sie in den Kauf genommen werden müssen, wenn nicht wichtigere Vorzüge preisgegeben werden sollen. Eines fällt dem Fremden sofort auf: wo der Glaube an die Gleichwertigkeit herrscht, drängt alles nach Gleichförmigkeit; Kameradschaftsgeist ist ungünstig für die Ausbildung individueller Differenzierung. Gleichgültig, ob die einförmige Mode sich auf Hut und Krawatte oder auf Religion und Weltanschauung bezieht, wir wollen unsre Gleichwertigkeit zunächst dadurch beweisen, daß wir nicht anders als die andern erscheinen. Soweit die äußern Dinge des Lebens in Frage kommen, wird die Monotonie durch die wirtschaftlichen Verhältnisse begünstigt. Einerseits

drängt die Produktion zu Stapelartikeln, die in gewaltigen Massen über das ganze Land verbreitet werden: in jedem Schaufenster von Newyork bis San Franzisko mit der neuen Saison genau dieselben neuen Moden und Erfindungen, Kunstgewerbstücke und Möbel. Anderseits neigt die wirtschaftliche Gewohnheit des Amerikaners zu sehr häufiger Veränderung des Materials in seiner Umgebung. Das hängt mit den niedrigen Einkaufspreisen der Fabrikwaren und den ungeheuerlich hohen Preisen für Handarbeit und somit für alle Reparaturen zusammen: es ist billiger, oft neue Wäsche und Stiefel zu kaufen, als die beschädigten ausbessern zu lassen, und so kann sich jeder einzelne leichter dem Modewechsel anpassen. Kommt heute eine neue Kragensorte auf, so trägt morgen unter den Tausenden von Harvardstudenten kaum ein Dutzend noch die Mode von gestern. Dazu kommt aber vor allem die günstige wirtschaftliche Lage, die einem unverhältnismäßig großen Kreis gestattet, über die Befriedigung der notwendigsten Bedürfnisse hinauszugehn und den Modeluxus des Tages, wenn nicht in echter, so doch wenigstens in nachgemachter Form zu genießen.

So sehr die weite Verbreitung der Wohlhabenheit aber auch die schnelle Ausbreitung der Moden begünstigt, so ist es doch klar, daß der Reichtum an sich ebenso gut zum Hilfsmittel der äußerlichen Differenzierung werden könnte; daß er es in den Vereinigten Staaten durchaus nicht ist, entstand doch eben im letzten Grunde nicht aus wirtschaftlichen Bedingungen, sondern aus sozialen Anschauungen. Und dieser Wunsch, es den andern gleichzumachen, färbt nun auch durchaus das innere Leben. Man muß denselben Sport mitmachen, man muß denselben Roman lesen, nicht weil man glaubt, daß er besser ist, sondern weil die andern ihn lesen und man sich der sozialen Gemeinschaft innerlich nur dadurch eingeordnet fühlt, daß man das Gleiche wünscht und liebt und verabscheut. Diejenigen, die anders sein wollen als die andern, müssen daher unwillkürlich sofort ins Extrem geraten; sie werden von der Gesellschaft instinktiv ausgeschieden und als bizarr oder überspannt in die soziale

Peripherie geschleudert, wo sie der Gemeinschaft unbrauchbar werden. Zwischen den vielen, die ganz mit den andern gehn, und den wenigen, die gerade den entgegengesetzten Weg gehn wollen, gibt es zu wenige Zwischenstufen. Die feinern Nuancen der Persönlichkeit gehn dadurch leicht verloren. Die Amerikaner ähneln sich alle, wie sich etwa die Offiziere einer Armee ähneln, nicht nur durch die Uniformierung allein, sondern durch die Willensrichtung, die mit der Kameradschaftlichkeit zugleich die Einförmigkeit erzeugt.

Gewiß wirkt in vielen Beziehungen die erfinderische Anlage des Amerikaners der Monotonie entgegen, und neue Überraschungen, neue Aufregungen, neue Problemlösungen zu ersinnen ist das stete Bemühen amerikanischer Geselligkeit, aber dieses Bemühen selbst ist doch nur eben wieder eine bestimmte Sorte von Sport, der alle gleichförmig huldigen. Die Kleinstadt ahmt die Großstadt nach, die Landbevölkerung will wie die Städter sein, kein Beruf will seine eigne soziale Färbung bewahrt wissen, und je mehr vor allem durch Presse und Politik die ganze Nation sich ihrer Einheit bewußt wird, desto mehr verschwinden in dieser Riesenkombination von Gentlemen und Ladies, die, hoch oder niedrig, nichts andres sein wollen als Gentlemen und Ladies, alle beruflichen und alle lokalen Unterschiede aus dem sozialen Leben. Es ist auch heute noch nicht schwer, den Gentleman aus Omaha von dem Newyorker zu unterscheiden, so weit aber seine eignen Absichten in Frage kommen, will er selbst prinzipiell keinen Unterschied merken lassen. West und Ost, und seit kurzem sogar Süd und Nord, zeigen das gleiche Gesicht, und schon regt sich vielfach das verständige Bemühen, das Lokalbewußtsein gegenüber der nationalen Einförmigkeit anzufachen. Man ruft den Provinzialismus an, um von dem System bloßer, wechselseitiger Nachahmung erlöst zu werden, aber man kann sich kaum darüber täuschen, daß die tiefsten Triebe dieser sozialen Gemeinschaft der wirklichen Entwicklung von Besonderheiten ungünstig sind.

Die Gefahren der Einförmigkeit bleiben im wesentlichen ästhetische, wenn es auch nicht zu verkennen ist, daß die

Gleichförmigkeit gar zu leicht zur intellektuellen Mittelmäßigkeit verführt, und unter gewissen Bedingungen selbst eine ethische Energielosigkeit begünstigen mag. Rein ethisch sind nun aber die ungünstigen Wirkungen jener Gutmütigkeit, die das ganze amerikanische Leben beherrscht. Die liebenswürdige Gutmütigkeit ist in gewissem Sinne die Haupttugend des Amerikaners; in anderm Sinne ist sie sein Hauptlaster. Es ist lediglich seine Gutmütigkeit, die überall fünf gerade sein läßt und dadurch allen energischen Reformbestrebungen einen latenten Widerstand entgegensetzt. Der Einzelne wie die Nation hat kein Talent, einmal gründlich ärgerlich zu werden. Man erspart sich selbst, aber vor allem dem andern, die unerquickliche Aufregung; da das Land gedeiht und es aller Welt gut geht, so mag niemand poltern, wenn der und jener seine Befugnisse überschreitet, sich Vorteile verschafft, die ihm nicht zukommen, oder seine wirtschaftliche Macht mißbraucht. Unter Kameraden mag eben niemand den gestrengen Sittenrichter spielen.

Aber, so rief erst kürzlich ein ernster Beobachter, die Hoffnung eines Landes darf sich nicht an die liebenswürdigen Leute halten, die nie das Lächeln aus ihren Mienen verlieren, sondern an die, in denen zur rechten Zeit die flammende Entrüstung sich regt; der Staub sammelt sich über einem Lande, das nie von tiefer Erregung geschüttelt wird, die Spinnweben der wirtschaftlichen Interessen ziehen sich dann langsam über alles Hohe und verdecken schließlich die Ideale. Die Gutmütigkeit zieht in den ganzen Vereinigten Staaten überall die Selbstzufriedenheit groß, und es sind nicht die schlechtesten Freunde des Landes, die ihm auch wieder einmal „schlechte Zeiten" wünschen, damit dieses immer liebenswürdige Lächeln um die Lippen und dieses geduldige Gehenlassen einer kräftigen seelischen Entladung weicht. Die Händel mit Spanien brachten nichts derlei, das war der Ärger jemandes, der sich die kleine Aufregung als prickelnde Unterhaltung gönnt, und der leichte Krieg schließlich hat selbstverständlich das Gefühl der gutmütigen Behaglichkeit, die sich über keinen Kameraden aufregt, in jeder Beziehung

verstärkt. Eher schon rüttelten große Unglücksfälle, die durch Pflichtvernachlässigung vergrößert wurden, wie etwa der Chicagoer Theaterbrand, das öffentliche Gewissen auf; man wurde sich bewußt, wie gefährlich ein gutmütiges Gehenlassen werden kann.

Am dunkelsten aber fallen die Schatten, wenn der Geist der sozialen Gleichheit künstlich diejenigen Unterschiede aufheben will, die mit der Schule, mit der Erziehung, ja mit jedem Familienleben gesetzt sind. Es mag zum Teil Reaktion gegen eine überstrenge Erziehung der vergangenen Generation sein. Heute herrscht als pädagogische Grundmaxime jedenfalls eine widersinnige Übertragung des Gleichheitsgedankens von der großen sozialen Welt in die Kinderstube. Es gilt als ein Dogma, im Grunde jeden Zwang, und wenn möglich jede Strafe aus der Erziehung zu beseitigen und jede Besserung und jeden Fortschritt durch den Appell an die Einsicht und den guten Willen des Kindes zu bewirken. Die ganze Erziehung und Schulung bewegt sich demgemäß auf der Bahn geringsten Widerstandes. Das Kind soll durchaus seinen eignen Neigungen folgen, und alles das ist im Grunde nur die letzte Konsequenz jener Anerkennung sozialer Gleichheit zwischen allen Persönlichkeiten. Den andern, und sei es ein unreifer Knabe, zwingen, heißt die Freiheit seiner Persönlichkeit herabsetzen, ihn entwürdigen und ihn damit an ein Abhängigkeitsgefühl gewöhnen, das dem sittlichen Geiste des Amerikanertums zuwiderzulaufen scheint. Die Besten wissen natürlich wohl, daß Disziplinlosigkeit nicht Freiheit ist, und daß keine Kraft gestählt wird, die immer nur der Bahn des geringsten Widerstandes folgt und keine Reibung zu überwinden gelernt hat. Die Masse aber setzt sich leichtfertig darüber hinweg und sieht lieber mit Ruhe, wie sich selbst in der Familie die Bande des Respektes lockern, als daß sie das Lieblingsdogma preisgibt.

Freilich korrigiert die Natur viele der Schäden. Vielleicht ist es ganz besonders der Sport, der frühzeitig das Element der strammen Disziplin in das Leben jedes amerikanischen Knaben hineinträgt. Das amerikanische Prinzip

bleibt da gerettet, denn die äußerst scharfe Zucht, die das Zusammenspiel dem einzelnen auferlegt, bleibt hier Ergebnis der Selbstbestimmung. Der Knabe hat selbst seine Mitspieler gesucht: hätte er sich seine Eltern ebenfalls selbst ausgesucht, so wäre nicht das Geringste dagegen einzuwenden, wenn auch sie ihn in strammer Zucht hielten, statt ihn zu verwöhnen und seinen Launen nachzugeben. Träten der Sport und die scharfe Konkurrenz des öffentlichen Lebens nicht fördernd hinzu, so wäre es kaum begreiflich, wie aus den verzogenen Kindern solche, sich selbst in Zucht haltende und sich selbst organisierende Bevölkerung emporwachsen kann. Die Anzeichen der Disziplinlosigkeit bleiben aber doch überall bestehn, wo die äußere Form eine künstliche, nicht selbst gewollte ist. Wo die Disziplin des Heeres etwa zu Konsequenzen führt, die dem „gesunden Menschenverstand" zu widersprechen scheinen, da wird der freie Amerikaner nie vergessen, daß der Uniformrock ihm doch nur eine nebensächliche Äußerlichkeit ist, die den innern Menschen nicht berührt, und selbst der kommandierende General wird an die Öffentlichkeit der Presse flüchten. Auf geistigem Gebiet wiederholt sich alles das in der Respektlosigkeit des Urteils. Jeder glaubt, über jeden urteilen zu dürfen; die Besten werden oft leichtfertig herabgezogen, weil jeder, der sich im Innersten gleichwertig weiß und sich selbst behaupten will, gar zu leicht annimmt, daß es dazu in erster Linie nötig ist, sich um das tiefere Wissen, die gründlichere Bildung, die hervorragendere Leistung des andern gar nicht zu kümmern.

Aber noch haben wir kein Wort von denen gesprochen, deren Selbstbehauptung und Anspruch auf Gleichwertigkeit dem amerikanischen Leben den eigenartigsten Ausdruck gibt, von der Selbstbehauptung der Frau. Doch es geht nicht an, aus den Amerikanerinnen nur einen Anhang zum Kapitel zu machen; sie bilden ein Kapitel für sich, und mancher, der das amerikanische Leben studiert, möchte vielleicht sagen: sie bilden die ganze Geschichte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Selbstbehauptung der Frau.

Man sagt, daß die Vereinigten Staaten das einzige Land seien, in dem die Eltern etwas enttäuscht sind, wenn ihnen ein Junge geboren wird, und mit rückhaltloser Freude nur die Ankunft eines Mädchens begrüßen. Wer will es ihnen verargen? Was kann denn aus solchem männlichen Sproß schließlich werden? Frühzeitig wird er an die Arbeit gehn müssen, damit die Schwestern ungehindert ihrer Ausbildung leben können. Vielleicht wird er eine Stellung erwerben, aber doch vor allem nur, damit seine Frau eine Rolle spielt. Vielleicht wird er Reichtümer erringen, aber doch vor allem nur, damit seine Töchter sie genießen können. Sein Leben lang wird er stehn müssen, damit „sie" sitzen kann, wird sich quälen müssen, damit „sie" glänzen kann, — ist es wirklich der Mühe wert? Die kleine Prinzessin aber in der Wiege, sie hat wirklich ein Recht, mit lachenden Augen in die Welt zu gucken. Alle Vorrechte, welche die Natur dem Weibe mit auf den Weg gab, wird sie fröhlich genießen und doch zugleich mit Zuversicht nach allem greifen, was die Natur zunächst nur dem Manne versprochen hatte. Kein Weg wird ihr versperrt sein; jeder Neigung ihrer Seele wird sie folgen können, verwöhnt und souveränhaft wird sie durchs Leben gehn. Wird sie heiraten? Vielleicht wird sie es nicht wollen, aber niemand wird dann daran denken, es so zu deuten, als hätte sie ihren Lebenswunsch nicht erfüllen können. Wird sie glücklich sein? Menschenschicksal bleibt Menschenschicksal, aber soweit Natur und Gesellschaft, Einrichtungen und Anschauungen dazu beitragen können, ein glückliches Leben zu begünstigen, so weit hat sicherlich sich alles vereinigt, die junge Amerikanerin sicherer zum Glück zu führen, als es Weib oder Mann irgendwo in der Welt vom Schicksal erwarten können. Ist ihr persönliches Glück auch das Glück des Hauses, der Gesellschaft, der Nation?

Es geht kaum an, von der Amerikanerin als einem Typus zu sprechen. Die Südländerin ist so verschieden von dem Kinde Neu-Englands, die Kalifornierin so ungleich den Frauen von Chicago, und die Verschiedenheit der Bevölkerung tritt im weiblichen Geschlecht äußerlich lebhafter hervor als bei den Männern. Und dennoch steht vor unsrer Seele ein charakteristisches Durchschnittsbild: vielleicht ist es zu sehr von den Mädchengestalten der führenden Kreise beeinflußt, um wirklich ganz als Durchschnitt zu gelten, vielleicht hat zu oft die junge Studentin Modell gesessen, vielleicht drängt sich ein Nachbild Gibsonscher Zeichnungen vor. Und doch erkennt man unschwer solch Bild der Jugend noch in den schönen Greisinnen wieder, und das Bild der Tochter aus führendem Hause in den Mädchengestalten der niedersten Kreise.

Die Amerikanerin ist eine hohe, schlanke Figur, in gerader, sicherer Haltung. Sie gleicht darin der Engländerin und ist von ihr doch ganz verschieden. Die Tochter des Inselreichs ist ungelenkig und steif, die Amerikanerin ist vor allem graziös. Ihre Formen sind weich und anmutig, und stets wird ihre Erscheinung gehoben durch den sicheren Geschmack, mit dem sie sich zu kleiden weiß. In ihrem Ausdruck liegen vor allem Entschlossenheit und Selbstbeherrschung, und doch paart sich mit der Entschlossenheit ein feiner, schalkhafter Ausdruck des Taktes und der Liebenswürdigkeit, und mit der sicheren Selbstbeherrschung einen sich einschmeichelnde Beweglichkeit und scheinbar rückhaltloses Entgegenkommen. Das Starke scheint hier nicht im Widerspruch mit dem Lieblichen, das Zielbewußte nicht im Widerspruch mit dem Spielenden. Ihr Auge und ihr Mienenspiel verrät die geistreiche Beweglichkeit ihrer Seele, die frische Angeregtheit, den leicht-plaudernden Witz, und doch steht es auf jener Stirn geschrieben, daß der Kopf sich ernsthafte Gedanken macht, ernsthaft wissen und ernsthaft fördern will und mit dem Flirten und Gefallen allein nicht befriedigt ist.

Und dann wechselt der Ausdruck wieder so plötzlich,

daß man sich vergebens fragt: war diese Energie und dieser Wissensdrang doch vielleicht nur Sport und Laune, war die Energie vielleicht herzlose Berechnung, das geistreiche Spiel im Grunde doch nur elegante Oberflächlichkeit? Ist der tiefste Wesensnerv doch nur erregt von Genußsucht? Ist dieses Streben nach Selbständigkeit wirklich sittliche Selbstbehauptung und die Entschlossenheit wirklich sittlicher Mut, oder stammt auch die Emanzipation nur aus Langeweile und aus Sucht nach Erregung, und ist auch diese Entschlossenheit, alles zu wollen, nur ein Reflex der Umgebung, die bereit ist, alles zu geben? Aber könnte diese schlanke Gestalt wirklich so reizvoll und verführerisch sein, wenn ihre Augen und ihre Züge nicht Zweifel und ungelöste Probleme weckten, wenn alles klar, einheitlich und fertig schiene? Das Weib ist widerspruchsvoll überall, und wenn die Amerikanerin anders ist als alle andern, so ist sie es dadurch, daß die Widersprüche in ihrem Antlitz moderner, verwickelter, unlösbarer erscheinen.

Aber es ist umsonst, von der Amerikanerin zu sprechen, ohne zunächst die Beziehungen zu ihrer Umgebung, den Hintergrund ihrer Existenz, die Sitten und Einrichtungen, unter denen sie aufwächst und sich auslebt, im einzelnen darzustellen. Wir müssen von der Erziehung und Schulung, von Frauenstudien und Frauenberufen, von ihrer gesellschaftlichen und ihrer häuslichen Stellung, von ihrem Einfluß und von ihren Kämpfen sprechen, und erst dann werden wir würdigen und kritisch verfolgen dürfen, was in der amerikanischen Frau gut und was gefährlich sein dürfte.

Das Leben der Amerikanerin ist anders als das ihrer europäischen Schwestern bereits von dem Tage an, da sie das Schulhaus betritt. Der öffentliche Schulunterricht ist „coeducational“, für Mädchen und Knaben gemeinsam; in den niedern Schulklassen gilt das fast ohne Ausnahme, in den obern Schulklassen in der bei weitem überwiegenden Mehrheit der Fälle. Von den 628 Städten des Landes haben 587 zweigeschlechtlichen Unterricht in sämtlichen öffentlichen Schulen, von den untersten bis zu den höchsten Klassen,

und unter den übrigen bleiben nur 13 Städte, sämtlich im Osten gelegen, die Knaben und Mädchen in allen Schulklassen trennen. Der gemeinsame Unterricht auf dem Lande ist überhaupt ausnahmslos. In den städtischen Privatschulen verschieben sich die Verhältnisse wohl zugunsten des getrennten Unterrichts, aber es sind die öffentlichen Schulen, in denen 91% der Jugend ihre Entwicklung empfangen, in denen 7 700 000 Knaben mit 7 600 000 Mädchen den Unterricht teilen.

Das ist nicht plötzlich so gekommen. In den verschiedenen Staaten hat sich die Entwicklung sehr ungleich abgespielt, und auch die verschiedenen Schularten haben sich durchaus nicht parallel entwickelt. Im wesentlichen hat sich der gemeinsame Unterricht von den untersten Unterrichtsstufen bis zu den obern emporgearbeitet, und während er den Westen im Sturm nahm, wurde der konservative Osten nur langsam erobert. Gründe der praktischen Notwendigkeit, vor allem der Sparsamkeit, haben bei dieser Entwicklung bedeutsam mitgespielt, aber im wesentlichen war es doch der wirkliche Sieg des Prinzips. Es ist kein Zweifel, daß ohne jede Rücksicht auf die Kosten eine Trennung des Unterrichts, selbst für die Knaben und Mädchen zwischen dem vierzehnten und achtzehnten Jahr, von der überwiegenden Mehrheit des Volks heute als ein unzulässiger Rückschritt betrachtet würde. An theoretischer Diskussion hat es keiner Zeit gefehlt und fehlt es auch heute nicht, aber das Fazit bleibt doch, daß die Nation das große Experiment als gelungen betrachtet. Das soll nicht sagen, daß der Amerikaner leichtfertig die Unterschiede der Geschlechter in der Erziehung ignoriert. Man bleibt sich wohl bewußt, daß die intellektuellen, sittlichen und körperlichen Kräfte verschieden sind und daß die Entwicklung verschiedenen Zielen zustrebt. Aber zunächst erlaubt das amerikanische Schulsystem, wie wir sahen, ja ohnehin weitreichende Freiheit in der Wahl der Unterrichtsfächer. Die Mädchen mögen mehr Französisch wählen, wo die Knaben in derselben Klasse mehr Lateinisch bevorzugen, und manche Fächer werden aus-

drücklich nur für die eine Hälfte in den Lehrplan eingefügt, vielleicht Nähen, Kochen und Schreibmaschineschreiben für die Mädchen, wenn die Knaben sich zum Handfertigkeitsunterricht sammeln.

Man sagt sich überdies, daß, so wie Knaben und Mädchen am Familientisch dieselbe Nahrung erhalten, die sich dann doch in sehr verschiedene Körperanlagen umsetzt, daß so auch die gleiche geistige Nahrung durchaus verschieden verarbeitet werden kann und so der natürlichen geistigen Verschiedenheit durchaus nicht entgegenwirke. Wichtig sei eben nur, daß die Nahrung von der besten Art, der Unterricht gründlich sei, und man fürchtet, daß gar zu leicht die Mädchenschulen unter das Niveau der Knabenschulen sinken, sobald sie äußerlich getrennt sind. Nur wenn es lediglich eine Schule gibt, sei die gleichmäßige Gründlichkeit gesichert. Die Gegner freilich klagen, daß diese eine Schule ihrem ganzen Geiste nach doch eigentlich eine Knabenschule sei, zu der die Mädchen nur äußerlich zugelassen werden, ohne daß sich die Schule der besondern Mädchennatur genügend angepaßt hätte.

Der wesentlichste Grund aber liegt doch schließlich nicht in der Einheitlichkeit des Unterrichts, sondern in der Zusammenführung von Mädchen und Knaben. Gewiß beweist das Gedeihen der teuren Privatschulen in den großen Städten, daß es nicht wenigen erwünscht ist, die Söhne nur mit Knaben, die Töchter nur mit Mädchen im Schulzimmer zu wissen. Aber die Nation als ganze verurteilt diesen Standpunkt; sie hält daran fest, daß, wie Knaben und Mädchen unter dem Dach des Elternhauses beisammen aufwachsen und wie sie dereinst im erwachsenen Leben sich zu ernstem Bunde zusammenfinden sollen, daß so auch der Unterricht die lebendige Wechselbeziehung zwischen beiden Geschlechtern verwerten soll. Die Mädchen, sagt man, werden durch das sachliche Zusammenarbeiten mit dem Knaben geistig und sittlich gestählt und zur Energie erzogen; die Knaben werden durch die stete Fühlung mit dem zartern Geschlecht verfeinert, zum Anmutigen hingelenkt, ästhetisch erzogen. Und

wenn Theoretiker fürchteten, daß der umgekehrte Erfolg eintreten möge, daß die Knaben einfach verweichlicht und hysterisch werden würden, die Mädchen aber die rohen Manieren der Buben nachahmen würden, so spricht die einmütige Erfahrung der Praktiker dagegen.

Noch unbegründeter aber erwies sich die Furcht derer, die aus sittlichen Bedenken die halbreifen Knaben und Mädchen, in den obern Klassen vor allem, trennen wollen. Soweit da mit Schlagworten ein so millionenfach differenziertes Verhältnis überhaupt erschöpft werden kann, läßt sich die Gesamterfahrung der Nation doch wohl so formulieren: das Zusammensein in der Schule vermindert die sexuelle Spannung. Die gemeinsame geistige Arbeit, der gemeinsame Ehrgeiz, die gemeinsame Furcht erweckt das Kameradenbewußtsein und vermindert das Unterschiedsgefühl. Mädchen und Knaben, die einander täglich und stündlich ihre Lektionen aufsagen hören und ihre Rechnungen an die Tafel schreiben sehen, sind füreinander nicht mehr Gegenstände romantischer Sehnsucht und mysteriöser Überwertung. Man mag solch Resultat von anderm Standpunkt aus bedauern, man mag solche Romantik aus Gründen, die nichts mit der Schule zu tun haben, gerade für wünschenswert halten, aber man muß zugeben, daß die Verminderung dieser unreifen Sinnlichkeit in den Entwicklungsjahren für die jungen Beziehungen der Geschlechter Reinheit, Kraft und Gesundheit, physisch und moralisch, bedeutet. Die ungesunde Einseitigkeit ist aufgehoben. So wie im Stereoskop erst durch die Vereinigung der beiden flachen Bilder das normale Tiefenbewußtsein erregt wird, so bildet sich hier durch die stete Vereinigung der beiden ungleichen Anschauungen ein normales Wirklichkeitsgefühl.

Die Schule weist damit denn auch den Weg für den Verkehr im sozialen Leben. Überall gilt, von der Kinderzeit bis zu den Jünglingsjahren, der unbeaufsichtigte Verkehr zwischen Knaben und Mädchen als selbstverständlich und harmlos. Erst die künstliche Trennung, sagt der Amerikaner, bringt jenen ungesunden Phantasiereiz hervor, der

den Beziehungen der Geschlechter auf dem europäischen Kontinent so viel Frivolität und Pikanterie beimischt. Die sittliche Atmosphäre der Vereinigten Staaten ist zweifellos freier von Miasmen. Gewiß trägt die geringere Sinnlichkeit, das kühlere Temperament viel zu dem Unterschiede bei, aber daß der kameradschaftliche Verkehr der Knaben und Mädchen von der frühesten Schulzeit bis zu den Tagen der Brautwahl ebenfalls in hohem Maße reinigende Kraft besitzt, läßt sich wohl kaum bestreiten. Von früh an fühlt sich der kleine Knabe als der natürliche Ritter und Beschützer der zartern Spielgenossin, und jederzeit kann das Mädchen — das Töchterchen von zehn Jahren in der Kinderstube, die Tochter des Hauses von zwanzig Jahren im Salon — ihre Freunde allein empfangen, auch wenn die Eltern nicht zu Hause sind. Neckischer Flirt hält dabei dauernd das Bewußtsein der Verschiedenheit wach, aber jeder Mißbrauch, jeder Übergriff ist durch die gesamte Gefühlslage vollständig ausgeschlossen. Der Knabe respektiert tiefinnerlichst die Freundin wie seine eigne Schwester, und nirgends kann das Mädchen sicherer sein als in seinem Schutze. Die Galanterie des Europäers ist im Grunde egoistisch, sie huldigt, um zu gewinnen, sie schmeichelt, um zu gefallen, — die Galanterie des Amerikaners will nicht verführen, sondern dienen. Sie spielt nicht mit der Vorstellung der Unterwürfigkeit, sie räumt dem Weibe wirklich die erste Stelle ein.

Wenn Mädchen und Knaben nicht nur gleichwertige, sondern auch durchaus gleichartige Schulbildung genießen, so ist es nur eine logische Konsequenz, daß auch der weitere Bildungsgang parallel läuft. Wir haben gesehen, welch eigenartige, deutschen Verhältnissen fast unvergleichbare Stellung das amerikanische College einnimmt, dieses Zwischenglied zwischen Mittelschule und Fach-Universität, ein Schauplatz vierjähriger, geistiger Betätigung in Formen, die in vielen Beziehungen der deutschen Universität gleichen und in andern Beziehungen der deutschen Schule ähnlich sind. Wir sahen, wie das College den jungen Menschen, etwa vom achtzehnten bis zum zweiundzwanzigsten Jahr, aus den heimat-

lichen Verhältnissen loslöst und in eine neue, kleine, von Idealen bestimmte, akademische Welt versetzt, die um den idyllischen Collegehof gelagert ist. Wir sahen, wie in diesen Jahren ein Doppeltes zur Geltung kommt: einerseits die erste Annäherung und Vorbereitung für den künftigen Fachberuf, speziell für den, der dann in die Berufsfakultäten der Universitäten eintritt, anderseits der weitere, humanistische Ausbau der Schulbildung. Wir sahen schließlich, wie diese Hunderte von Colleges eine Skala kleinster Abstufungen darstellen, deren verschiedene Stufen den ungleichen Bedürfnissen der Landesteile und den sozialen Verschiedenheiten angepaßt sind; wie die obersten Colleges etwa einer deutschen Prima und drei oder vier Semestern in der philosophischen Fakultät der deutschen Universität entsprechen und wie die niedersten Glieder der Skala kaum mehr als das Niveau einer Unterprima erreichen. In diesem College suchten wir den Quellpunkt des Besten in Amerikas geistigem Leben: auch dieses College nun öffnet weit seine Pforten dem Weibe.

Der gemeinsame Unterricht findet hier nun freilich engere Grenzen. Die konservative Tendenz der östlichen Colleges hat der Zulassung der Frauen an den hervorragendsten Plätzen entgegengearbeitet, und die Vorzüge der College-Institute, die für Frauen ausschließlich sind, haben sich so glänzend bewährt, daß der Osten wohl kaum seine Traditionen über Bord werfen wird, wenn auch die Mittelstaaten und der Westen es eigentlich für eine Versündigung an den angeborenen Menschenrechten halten, Colleges ohne gemeinsame Erziehung beider Geschlechter in die Welt zu setzen. Der Kampf gegen den gemeinsamen Unterricht war in der Collegesphäre einfacher zu führen als etwa in der Schule, weil die gemeinschaftliche Elementarschule sich von Anbeginn an aus den Verhältnissen ergab, die Forderung der Collegebildung für Frauen dagegen viel später auftrat, einseitige Traditionen sich somit bereits längst herausgebildet hatten. Harvard-College war bereits zweihundert Jahre alt, als zum erstenmal ein amerikanisches College ver-

suchsweise Frauen zuließ; es war Oberlin-College in Ohio, das 1833 die Bewegung eröffnete. Drei Jahre später wurde das erste Frauen-College in Georgia gegründet, das als Pionier für den Süden wirkte.

Noch blieb aber der Fortschritt ein langsamer. Erst als 1862 die Regierung zehn Millionen Ackerland für Erziehungs-Institute vergab und dadurch besonders im Westen die höhern Schulen sich vervielfachten, galt es von vornherein als ausgemacht, daß die Frauen überall gleiches Anrecht in den neuen Colleges besitzen sollten. Seit jener Zeit ist außerhalb der östlichsten Gebiete gemeinsamer College- und Universitätsbesuch in wachsendem Maße die Regel. Sämtliche Staats-Universitäten und -Colleges stehen den Frauen offen, und von den Stiftungsuniversitäten haben sich vornehmlich Brown, Chicago, Cornell, Leland Stanford und die Universität von Pennsylvania angeschlossen; Yale, Columbia und Johns Hopkins öffnen lediglich die Fach-Fakultäten, aber nicht das College, den Frauen. Die Statistik zeigt für die Gesamtheit der Colleges im Lande, daß im Jahr 1880 nur 51%, 1890 65%, 1900 72% für Männer und Frauen gemeinsam bestimmt waren. Sachlich bleibt nun aber trotzdem die bedeutendste Form der Entwicklung die, welche das gemeinsame Leben zurückweist und den jungen Mädchen ein College-Paradies schafft, in dem es keine Männer und keine Schlangen gibt.

Es sind vornehmlich sechs Institute, welche die Führung übernommen und das Collegeleben der Frau zu der heutigen Bedeutung erhoben haben. Zeitlich voran ging Vassar-College am Hudson, 1861 gegründet, und dazu gesellen sich Wellesley-College bei Boston, Bryn Mawr in der Nähe von Philadelphia, Smith-College in Northampton, Radcliffe-College in Cambridge, Barnard-College in Newyork; und daran schließt sich eine große Zahl ähnlicher Institute, wie Holyoke, Baltimore und viele andre, deren Reihe sich schließlich nach unten hin in Anstalten abschattiert, die kaum ernsthaft von höhern Töchterschulen zu unterscheiden sind. Für das ganze Land war 1900 die Zahl der Mädchen, die rein-weibliche

Colleges besuchten, 23900; während in den gemischten Colleges und in den Collegeabteilungen der Universitäten 19200 Studentinnen arbeiteten, genau ein Viertel der gesamten College-Studentenzahl. Dabei ist es bemerkenswert, daß die Studentenziffer der weiblichen Colleges seit 1890 um 700 zurückgegangen, die in den gemischten Colleges um 9000 gewachsen ist. Im Vorbeigehn sei erwähnt, daß die Zahl der Studentinnen der Normal schools, also der Lehrer-Seminare, 35000 beträgt.

In den weiblichen Colleges wirken überwiegend weibliche Dozentinnen, an Zahl 1744, über 71%, während in den gemischten Colleges die 857 dozierenden Frauen nur 10% des Dozentenstabs ausmachen. An den führenden doppelgeschlechtlichen Universitäten, wie Chicago, Ann Arbor, Leland Stanford, Berkeley und andern finden die Frauen fast ausschließlich männliche Dozenten. In den führenden Frauen-Colleges ist die Politik verschieden; so hat Wellesley ausschließlich Frauenregiment, Bryn Mawr, Vassar und Smith versuchen es mit der Mischung, und Radcliffe und Barnard gewinnen ihr eigentümliches Gepräge dadurch, daß statutengemäß nur Harvarddozenten in Radcliffe, nur Columbiadozenten in Barnard im Nebenamt unterrichten dürfen. Die Personalunion der Dozenten mit dem Lehrstab von Harvard und Columbia sichert den beiden angegliederten Frauen-Colleges ein äußerst hohes, geistiges Niveau, und ähnliches gilt naturgemäß für den gemeinsamen Unterricht der Frau in Chicago und Stanford, oder in den großen Staatsuniversitäten wie Ann Arbor: der ganze Zauber und die ganze Poesie des Frauen-Colleges berührt aber doch nur den, der hinauswandert in den Frieden von Wellesley und Bryn Mawr, von Smith und Vassar.

In weitem, reichgepflegtem Park liegen freundliche Villen und stattliche Lehrgebäude, Klubhäuser und Laboratorien verstreut, und fernab von der Welt verbringen hier etwa je tausend Mädchen, selten jünger als achtzehn, selten älter als fünfundzwanzig, in reinem Genuß an Arbeit und Spiel vier glückliche Jahre. Da herrscht der Sport, im Ruderboot

und beim Tennisspiel, beim Korbball und beim Turnen wird dafür gesorgt, daß jegliche Studentin das College frischer, gesünder, kräftiger verläßt als sie hinkam, und daß der Typus der bleichwangigen, überarbeiteten Neurasthenikerin unbekannt bleibt. Da herrschen der Ehrgeiz und das soziale Getriebe der großen Welt im Miniaturspiel; da gibt es Ehrenämter und Versammlungen, Klubs und Cliquen. Doch nur die Persönlichkeit, Talent und Temperament entscheiden; Reichtum und elterliche Stellung wird hier nicht gezählt. Da herrscht die Freude; Tanz und Theaterspiel, Festlichkeiten ohne Zahl wechseln ab von den Eröffnungsfesten im September bis zu den Schlußfeierlichkeiten im Juni. Da herrscht vor allem der Ernst; kein Tag ohne Stunden gewissenhafter Arbeit im Vorlesungssaal und in der Bücherei, gleichviel, ob es die Vorbereitung für das Lehrerinnenamt und für Fachstudien oder — der häufigere Fall — die harmonische Ausbildung und Vervollkommnung als Selbstzweck zu erstreben gilt. Wer diese blühenden Mädchengestalten in ihren lichten Kleidern, die alt-englische Studenten-Quastenkappe auf dem Lockenhaupt, in den Nischen der Bibliothek, oder beim Theaterspiel unter freiem Himmel, bei feierlichen Debatten, im engeren Seminar oder in der Festprozession der Abschiedsfeier gesehn hat, der weiß, daß hier für das amerikanische Leben ein Springquell des reinsten und zartesten Idealismus quillt.

Und darüber baut sich dann das Fachstudium der eigentlichen Universität auf. Wenn überall im Lande die Collegestudentinnen nicht nur an Eifer, sondern auch an Leistung die Studenten übertrumpfen, wenn sie die besten Examenpreise davontragen und die entlegensten und schwierigsten Vorlesungskurse mit den Kameraden teilen, dann ist es nicht mehr Zeit, altfränkische Glossen über mangelndes Hirngewicht und physiologischen Schwachsinn vorzutragen, um die Pforten der Universitätsfachschulen den weiblichen Konkurrenten zu verschließen. Tatsächlich stehn denn auch die „Graduate schools", die den höhern Stufen der philosophischen Fakultät entsprechen, und die juristischen und medi-

zinischen Fakultäten aller Staatsuniversitäten, sowie einiger Stiftungsanstalten den Frauen offen. Trotzdem darf man die Zahl derer, die sich so entweder auf den höhern Gelehrtenberuf oder auf den Beruf des Arztes, des Anwalts und des Predigers vorbereiten, nicht überschätzen. Den 44000 Collegestudentinnen stehn heute schließlich nur 1253 „Graduierte Studentinnen" gegenüber, 1890 waren es sogar erst 369, und in den Berufsfakultäten ist kaum das erste Tausend überstiegen, tatsächlich nur 3% der gesamten Studentenzahl. Die studierende Amerikanerin ist somit im Grunde Collegestudentin und ihr Ziel im wesentlichen eine gerundete und gefestigte allgemeine Bildung, die etwa der Gymnasialbildung samt einigen Semestern in der philosophischen Fakultät entspricht. Im Prinzip aber baut sich keine Schranke auf, keine „Berechtigung" ist der Frau als solcher versagt, und wieder ist das Urteil einstimmig, daß technisch das nationale Experiment gelungen sei: von sittlichen Schäden, von einer Herabziehung des Unterrichtsniveaus, von einer wechselseitigen Störung im Studium ist nirgends die Rede. Die Universität schließlich öffnet dann den Weg zu den Gelehrtenberufen.

Wenn der Deutsche von der Berufstätigkeit der amerikanischen Frau hört, so hält sich seine Phantasie leicht an das Ungewohnte; die Frau im Anwaltstalar und in der Predigerrobe, die Ärztin und die Universitätsprofessorin erscheinen dann als die Vertreterinnen der auf eignen Füßen stehenden Frauen, und es wird zu leicht vergessen, wie ihre Zahl doch schließlich winzig ist neben der Masse derer, die erwerbenden Beruf mit geringerer Vorbildung suchen. Das Berufsleben der Amerikanerin, ihr Drang, sich zu betätigen, sich selbständig zu machen und sich dadurch im sozialen Getriebe als dem Manne gleichwertig zu behaupten, darf aber überhaupt nicht nur aus Ziffern abgelesen werden, denn die Statistik würde einen viel größern Prozentsatz arbeitender Frauen in Ländern zeigen, in denen der Drang nach Selbständigkeit bei der Frau unendlich viel geringer ist. Das wesentlichste liegt im Motiv. Fast könnte man

sagen: die europäische Frau arbeitet mit, weil das Land zu arm ist, die Familie von der Männerarbeit allein zu ernähren, die amerikanische Frau arbeitet mit, weil sie einen eignen Lebensinhalt sucht. Wer in Europa übers Land reist, sieht die Frauen bei harter Feldarbeit; das hat der weiße Amerikaner nicht nötig — für den Neger gelten natürlich andre Verhältnisse. Wer durch ein Neu-Englanddorf geht, sieht die Hängematte vor jedem Bauernhaus und hört nicht selten Klavier spielen: die Frauen und Töchter würden nicht an Feldarbeit denken. Aber zu den städtischen Berufen drängt sich alles, um selbständige Existenz zu gewinnen, sich nützlich zu machen, lieber in der Fabrik zu arbeiten, als sich im Bauernhaus zu langweilen, lieber als Lehrerin zu wirken, als zu Hause überflüssige Stickereien zu verfertigen.

Daß an unendlich vielen Stellen die nackte Not vorwärts drängt, daß das ganze Gewebe rein-menschlicher Motive wie überall auch hier das Erwerbsleben umspannt, ist selbstverständlich, aber besonders, wenn man die Verschiebungen in den Berufsziffern vergleicht und in die Psychologie der einzelnen Erwerbsklassen hineinleuchtet, so tritt es doch deutlich hervor, wie der Geist der Selbstbehauptung entscheidend ist, wie die Berufe mit geistigem Lebensinhalt immer stärker werben, und wie die Frau wohl weiß, wo es lohnt, den Mann zu verdrängen. Ja, es gibt keinen männlichen Beruf, Soldat und Feuerwehrmann ausgenommen, zu dem die Frau sich nicht berufen fühlte; gedeihen doch zwischen dem Altantischen und Stillen Ozean 45 Lokomotivführerinnen und Heizerinnen, 91 Küsterinnen, 31 Liftfrauen, 167 Maurerinnen, 5 Lotsinnen, 190 Leihstallbesitzerinnen, 196 Schmiedinnen, 625 Kohlengräberinnen, 3 Auktionatorinnen und 1320 berufsmäßige Jägerinnen.

Wenn wir von solchen Kuriositäten absehn und nur die großen Gruppen berücksichtigen, so stellt sich die Berufstätigkeit der amerikanischen Frau in folgender Weise dar. Im letzten Zensusjahr, 1900, waren 23754000 Männer und 5319000 Frauen bei gewinnbringender Arbeit, also nur 18% der Broterwerber waren somit weiblich. Dabei kamen nur

971 000 auf die Landwirtschaft gegenüber 9 404 000 Männern, während in den sogenannten professionellen Funktionen, den geistigen Berufen, 430 000 Frauen den 828 000 Männern gegenüberstehn. In der häuslichen Erwerbstätigkeit gab es 2 095 000 Frauen, gegenüber 3 485 000 Männern; in Handel und Verkehr nur 503 000 Frauen gegenüber 4 263 000 Männern und in der Industrie 1 313 000 Frauen gegenüber 5 772 000 Männern. Die Gesamtbeteiligung der Frauen ist stetig gewachsen. 1890 betrug sie nur 17%, 1880 nur 15%. Dabei sind nun aber die Verhältnisse für die verschiedenen Landesteile ganz verschieden, und zwar nicht nur entsprechend den verschiedenen Erwerbszweigen der Gegenden, sondern auch entsprechend dem ungleichen Bildungsniveau. Je höher der Landesteil, desto lebhafter der Drang der Frau, einen geistigen Lebensinhalt zu gewinnen. Unter hundert erwerbenden Frauen sind beispielsweise in den Nordatlantischen Staaten nur 1,9% mit Landwirtschaft, aber 7,6% mit geistigen Berufen beschäftigt; 37,5% mit häuslicher Arbeit, 12,9% mit Handel und 40,1% mit Industrie. In den südlichen Mittelstaaten dagegen widmen sich von hundert arbeitenden Frauen nur 7,2% der Industrie, nur 2,6% dem Handel und nur 4,4% den geistigen Berufen.

Im einzelnen kommt diesen geistigen Berufen und der häuslichen Arbeit sowie der Handelstätigkeit der Frau das Hauptinteresse zu. Die folgenden Ziffern mögen Erwähnung finden. Die überwältigende Mehrzahl unter den geistigen Berufen gehört den Lehrerinnen zu, ja ein ganzes Kulturbild ist durch die Tatsache gegeben, daß Amerika 327 000 Lehrerinnen besitzt; seit zehn Jahren ein Zuwachs von 80 000, und daneben nur 111 000 männliche Pädagogen. Die Schar der Ärztinnen wuchs von 4557 in 1890 auf 7399 in 1900, aber ist noch nicht bedrohlich gegenüber den 124 000 männlichen Kollegen. Musiklehrerinnen und Musikantinnen gibt es 52 000; Zeichenlehrerinnen 11 000; 5984 frönen der Literatur, eine Ziffer, die noch 1890 weniger als die Hälfte betrug, und in der Zeitungswelt ist gar in zehn Jahren aus 888 Journalistinnen eine Reportertruppe von 2193 ge-

worden. Dabei beziehen noch 8000 Beamtinnen Staatsgehalt, über 1000 Architektinnen schaffen weibliche Architektur und 3405 Seelsorgerinnen beschließen den Reigen.

Wenden wir uns der häuslichen Tätigkeit zu, so finden wir naturgemäß das internationale Dienstmädchenkorps an der Spitze: 1 283 000 — die Statistik sagt nicht, ob sich darunter auch einige befinden, die in diesem Lande mit weißer Hautfarbe geboren sind und es trotzdem nicht unter ihrer Würde erachten, sich in diese Million einzuordnen. Dabei betrug die Zahl 1890 bereits 1 216 000, der Zuwachs betrug also nur 5,5 %, während die Bevölkerung sich im gleichen Zeitraum um 20,7 % vermehrte und überdies der wachsende Reichtum vermehrte Bedienung verlangte. Damit vergleiche man die Zahl der ausgebildeten Krankenwärterinnen, deren Beruf anstrengend ist, aber der Idee einer unabhängigen, in sich wertvollen Lebensaufgabe entgegenkommt: ihre Zahl ist von 41 000 auf 108 000 gestiegen, also um 163 %. Schnell gewachsen sind denn auch die Ziffern für alle diejenigen häuslichen Berufe, bei denen die soziale Selbständigkeit gewahrt wird; die Wirtschafterinnen haben sich von 86 000 auf 147 000 vermehrt und die Boardinghouse-Damen machen sich gar eine 59 455fache Konkurrenz, die in den letzten zehn Jahren um das Doppelte gewachsen ist. Der unabhängige Beruf der Wäscherin lockt 325 000, während es nur 124 000 häusliche, abhängige Arbeiterinnen gibt, gegenüber 2 454 000 Männern in derselben Gruppe.

Zum Teil noch lebhafter ist das Anwachsen der Ziffern für die freien Berufe, die sich durch Handel und Verkehr ergeben. Die Zahl der Versicherungs-Agentinnen, die 1890 noch weniger als 5000 betrug, ist auf über 10 000 gestiegen; die der Buchhalterinnen von 27 000 auf 74 000; die der Verkäuferinnen von 58 000 auf 149 000; die der Typewriterinnen und Stenographinnen hat sich sogar vervierfacht von 21 000 auf 86 000, und dazu kommen noch 22 000 Telephonistinnen und Telegraphistinnen. Die Zahl der Ladenbesitzerinnen ist wenig gewachsen und blieb verhältnismäßig klein, 34 000 gegenüber 756 000 Männern; und Engrosgeschäfte werden

gar nur von 261 Frauen geführt, gegenüber 42000 männlichen Mitbewerbern. In der Rolle der Geschäftsreisenden gefallen sich nur 946 Frauen, während das stärkere Geschlecht 91000 zur Verfügung stellt. Schmählich zurückgegangen ist nur der Beruf der „Bankierinnen", von 510 auf 293; es ist aber kein Grund vorhanden, deshalb den Niedergang des amerikanischen Bankgeschäfts zu befürchten, da die Zahl der nicht-weiblichen Bankiers im gleichen Zeitraum von 35000 auf 72000 gestiegen ist.

Schließlich Industrie und Gewerbe. Mit mathematischer Exaktheit bewahren nur die Nähterinnen ihre Anzahl; 146000 vor zehn Jahren und 146000 heute, aber da die Bevölkerung sich um ein Fünftel vermehrt, so ist es klar, daß dieser, der individuell erniedrigenden, persönlichen Willkür ausgesetzten und deshalb der Selbstbehauptung ungünstigen Arbeitsart ein starker Rückgang beschieden war, während etwa die Arbeiterinnen in den Baumwollfabriken sich von 92000 auf 120000, in den Seidefabriken von 20000 auf 32000, in den Zigarrenfabriken von 27000 auf 43000 vermehrten. Daneben huldigen 344000 der Kleidermacherei, 86000 sind Putzmacherinnen; 15000 Buchbinderinnen; 16000 Druckerinnen; 17000 Schachtelmacherinnen und 39000 in der Stiefel-Industrie. Das Gesamtbild zeigt eine Frauenbevölkerung, deren Mitarbeit kaum vonnöten wäre, um die Familien der Nation zu ernähren, die aber fest entschlossen ist, sich auch im wirtschaftlichen und geistigen Wettstreit selbst zu behaupten, alle Berufe durchdringt, so weit möglich alles vermeidet, was der Selbständigkeit der Persönlichkeit entgegenwirkt, und zu alledem hindrängt, was das Persönlichkeitsgefühl und das Bewußtsein der selbständigen Wirksamkeit fördert. Würden aus den hier gegebenen statistischen Ziffern der einzelnen Berufe alle Frauen, die nicht auf amerikanischem Boden geboren sind, und alle dort geborenen Farbigen weggelassen, so würde das auf Selbstbehauptung gerichtete Prinzip der amerikanischen Frauenbeschäftigung noch unvergleichlich lebhafter hervortreten.

Die gewinnbringende Berufstätigkeit der Frau stellt nun

aber doch schließlich nur einen Bruchteil der nach außen wirkenden Frauentätigkeit dar. Wenn von den 39000000 Männern des Landes 23754000 dem Erwerbe nachgehn, von den 37000000 Frauen aber nur 5319000, so ist es klar, daß die überwältigende Mehrzahl der erwachsenen Frauen auf Gelderwerb verzichtet. Aber niemand, der das amerikanische Leben kennt, würde diese Nichterwerber von der Liste derer streichen, die über den Familienkreis hinaus direkt ihre Wirkungen ausüben und sich im sozialen Getriebe selbst behaupten. Gibt es doch zwischen den beiden großen Ozeanen kaum eine bedeutsame Bewegung außerhalb des Geschäfts und der Politik, die nicht von unbezahlter Frauenarbeit gefördert wird, und überviele, die nur durch solche Frauentätigkeit geleitet und durchgeführt werden. Das soll nicht bedeuten, daß die unbezahlte Arbeit stets schlechthin selbstlos ist und immer nur idealistischen Motiven entspringt; Eitelkeit und Ehrgeiz, Wichtigtuerei und Sport, gesellschaftliche Wünsche aller Art mögen ihren tüchtigen Anteil haben; daß aber die positive Arbeit, welche die Frau im Dienst der Schule oder der Kirche, der öffentlichen Wohlfahrt oder der sozialen Reform, der Musik oder der Kunst, der Volkserziehung oder der Krankenpflege, der Stadtverschönerung oder der Stadtgesundung täglich und überall leistet, ein ungeheures Stück Idealismus repräsentiert, das wird niemand bestreiten.

Nur ein Motiv, an sich durchaus nicht unidealistisch, steht noch hinter dieser rein-sachlichen Hingabe, das Motiv des Eintretens für die Selbstbehauptung der Frau. Die Arbeit wird getan um der Arbeit willen, aber dahinter bleibt doch das Bewußtsein, daß es von der Frau getan wird und daß durch jede wertvolle Leistung die Stellung der Frau sich hebt. In Frauenklubs und Frauenversammlungen, in lauter Frauenagitation und in stillem Fraueneinfluß lebt sich so der Selbstbehauptungsdrang der Amerikanerinnen hunderttausendfach aus. In jedem öffentlichen Vortrag, in jedem gemeinnützigen Unternehmen bilden sie die Mehrheit. Die Schule und die Kirche, die Armenpflege und die Kranken-

pflege sind lebendig durch ihren Eifer, und in dieser Beziehung reichen sich Osten und Westen die Schwesterhand. Und sicherlich hört der nach außen wirkende Einfluß auch da nicht auf, wo es sich nicht mehr um zielbewußte Arbeit, mit Präsidentin und Sekretärin, Schatzmeisterin und Referentin handelt, sondern nur Genuß und Vergnügen gesucht werden. Die Frau bildet die überwältigende Mehrheit in der Kunstausstellung und im Konzert, im Theater und in der Predigt. Die Frauen entscheiden über den neuen Roman und überall steht mit weitoffenen Augen der Selbstbehauptungsgeist der Frau im Vordergrund.

Es dünkt dem Europäer schier unglaublich, was selbstlose, hochgeistige Frauen in Amerika zu leisten vermögen, und wie so manche, die einen glänzenden Salon um sich versammelt und inmitten rauschender Gesellschaft lebt, damit doch beharrliche Arbeit verbinden kann; wie sie schon früh zur Vorstandssitzung ihres Klubs eilt, eine Schule hier, ein Armenhaus dort inspiziert, Artikel verfaßt und Ansprachen hält, Versammlungen leitet und mit den obersten Beamten Unterredungen im öffentlichen Interesse führt, für jede neue Bewegung ihre Kraft einsetzt, mit jeder neuen Strömung in Kunst und Literatur in Fühlung bleibt und doch ein glückliches Heim mit dem Sonnenschein ihrer Persönlichkeit durchwärmt. Kein Alter kann solche Jugendfrische vernichten. Noch steht so in Boston die Witwe des Zoologen Agassiz in ihrem zweiundachtzigsten Lebensjahr in unablässiger Rührigkeit als Ehrenpräsidentin an der Spitze des Radcliffe-College, und noch präsidiert Julia Ward Howe, die gefeierte Dichterin, mit ihrem schalkhaften Humor jugendlich-frisch in jeder Sitzung des Bostoner Autorenklubs trotz ihrer vierundachtzig Jahre.

Die Herrschaft der Frau ist nun aber schließlich nicht wie beim öffentlichen Leben diskutierbares Problem, sondern schlechthin ein Dogma, das zu bezweifeln Sakrileg wäre, sobald das gesellschaftliche und häusliche Leben in Frage kommt. Wenn Lincoln meinte, daß die amerikanische Regierung eine Regierung des Volkes, durch das Volk, für

das Volk sei, so ist sicherlich die amerikanische Gesellschaft eine Regierung der Frauen, durch die Frauen, für die Frauen. Die Rolle der Frau entscheidet so unbedingt über die gesellschaftliche Stellung des Hauses, daß auch der Mann mit eignem gesellschaftlichen Ehrgeiz keinen sicherern Weg zum Ziele finden könnte, als die Pläne und selbst die Launen der Gattin zu fördern, und der Luxus der Frau wird so vollkommen zum Symbol der gesellschaftlichen Position, daß der Mann schließlich instinktiv glaubt, soziale Freuden mit zu genießen, wenn er sich quält und müht, die Juwelen und Feste der Frau Gemahlin zu bestreiten.

Wie die Millionärin nach eignem Sinn ihren Palast herrichtet, so treibt's die schlichte Bürgersfrau im engen Heim, so treibt's selbst noch die Tagelöhnerin inmitten der Kümmerlichkeit. Er schiebt den Kinderwagen, er macht das Feuer im Herde an; er versorgt selber die Heizung des Hauses, damit die Frau nach der Mode geht. Er versagt sich seine Zigarre, damit sie in die Sommerfrische ziehn kann. Die Frau aber nimmt das alles als selbstverständlich; sie sieht es überall so um sich und sah es so um sich von Kindheit an, und jede Abweichung von der Sitte würde sie als eine Erniedrigung empfinden, grade so als wenn der Mann im elektrischen Wagen sitzen bleiben wollte, während sie vor ihm steht, oder erlauben würde, daß sie Pakete trägt, oder rauchen wollte, wenn er mit ihr über die Straße geht: es erscheint alles so unmöglich, daß es gar nicht erst der Erörterung bedarf. Der Selbstbehauptungsgeist der Amerikanerin würde sich bäumen, wenn das Prinzip der gesellschaftlichen Gleichwertigkeit unbegreiflicherweise jemals anders interpretiert werden würde, als daß es die soziale Minderwertigkeit des Mannes verlangt. Und die europäische Frau, die vielleicht dem Gatten „die Flecken aus den Kleidern ausmacht" und „Strümpfe stopft", während er in der Kneipe sitzt, erscheint der Amerikanerin nicht nur als das mitleidswerte Produkt rückständiger Halbkultur, sondern vor allem als Objekt sittlicher Empörung: ein Frauentum, in dem der Geist der Selbstbehauptung noch nicht erwacht ist.

Der äußere Lärm würde glauben lassen, daß die energischste Tendenz zur Selbstbehauptung in der amerikanischen Frauenseele sich auf die politischen Rechte bezöge. Frauenstimmrecht ist das lauteste Feldgeschrei. Aber der Lärm täuscht. Das Verlangen nach gleichwertiger Schule und nach Collegeerziehung für Mädchen, nach gleichem Anrecht auf wirtschaftliche Stellungen, nach unabhängiger Existenz und selbständigem Lebensinhalt für jede Frau, die ihn sucht, und nach gesellschaftlicher Herrschaft, das alles sind Impulse, die wirklich das nationale Bewußtsein beherrschen; das Verlangen nach gleichem Stimmrecht ist solch ein Impuls nicht. Daß es immer wieder von radikalen Frauenrechtlerinnen gefordert wird, daß große Vereinigungen es unterstützen und auch Männerlogik oft nicht darüber hinausführt, liegt in der Natur der Verhältnisse. Die üblichen, überall in der Welt verkündeten Argumente sind kaum durch irgendwelche spezifisch neuweltlichen Gründe für Frauenpolitik ergänzt worden; aber die alten Argumente erscheinen auf der Oberfläche so durchaus als notwendige Konsequenzen aller politischen, sozialen und wirtschaftlichen Grundprinzipien Amerikas, daß sie hier doch ganz neue Kraft zu gewinnen scheinen. Wenn trotzdem der praktische Erfolg nur verschwindend klein ist und die energischste Opposition nicht von den Machthabern, sondern von den Frauen selbst ausgeht, so zeugt das deutlich für die Stärke der entgegengerichteten Impulse in der amerikanischen Volksseele. Die soziale Selbstbehauptung der Frau, an welche der Amerikaner von Herzen glaubt, wird so wenig jemals zum allgemeinen politischen Frauenstimmrecht führen, wie die wirtschaftliche Selbstbehauptung jemals in Amerika zum Sozialismus führen wird.

Dabei will es die Ironie der Weltgeschichte, daß die Amerikanerinnen mit den Rechten anfingen, die sie heute fordern. Als im siebzehnten Jahrhundert das englische Recht von den Kolonisten über den Ozean gebracht wurde, hatten die Frauen verfassungsmäßiges Stimmrecht und machten ausnahmsweise davon Gebrauch. In keiner Verfassung der

ursprünglichen dreizehn Staaten war der Stimmgeber durch das Beiwort männlich beschränkt. Der Staat Newyork war der erste, der seine Verfassung durch Zufügung des Wortes „männlich" verbesserte oder verschlechterte; das geschah im Jahre 1778. Ein Staat nach dem andern folgte; New-Jersey 1844 war der letzte. Aber gerade um die Zeit, als sich auch so die letzte Pforte geschlossen hatte, begann der Ansturm mit der Forderung, die Tore zu öffnen. 1848 tagten im Staat Newyork die ersten Frauenkonventionen und nahmen tönende Rechtserklärungen an. Eine stürmische Opposition setzte ein, die Bewegung pflanzte sich zu den verschiedensten Staaten fort, bis 1866 eine nationale Organisation geschaffen wurde und nationale Gesetzgebung verlangt ward. Es war die Zeit nach dem Bürgerkrieg, als die Ergänzungen zur Verfassung, die den Negern das Stimmrecht gaben, im Mittelpunkte der nationalen Diskussion standen. Eine Petition mit 80000 Unterschriften verlangte, daß die Verfassung im Sinne des Frauenstimmrechts interpretiert würde. Zwei Frauen führten gerichtliche Klage herbei; sie kam durch alle Instanzen bis zum obersten Gerichtshof und sein negativer Richtspruch hat definitiv den Riegel vorgeschoben.

Alle nationalen Bewegungen haben dadurch nur noch theoretischen Wert, bis einmal drei Viertel aller Staatslegislaturen sich dahin entscheiden, die Verfassung selbst zugunsten der Frauenpolitik umzuändern, d. h. den Einzelstaaten den Ausschluß der Frauen von der Wahl zu verbieten. Daß dieser Fall eintritt, ist kaum wahrscheinlicher, als etwa die verfassungsmäßige Einführung der erblichen Monarchie. Inzwischen ruhte natürlich nicht die Agitation in den einzelnen Staaten. Immer wieder wurden einzelstaatliche Verfassungsänderungen beantragt und immer wieder wurden sie abgelehnt. Nur Wyoming führte 1869, dann Colorado 1893 und Utah 1895 das volle Frauenstimmrecht ein. Kansas gab den Frauen das Stimmrecht für städtische Wahlen und nur in einer Wahlsphäre waren die Bemühungen wirklich erfolgreich: die Mehrheit der Staaten gab den

Frauen das Recht, bei den lokalen Wahlen für die obersten Schulbehörden, sich als Wähler einschreiben zu lassen und mitzustimmen.

Die spärlichen Erfahrungen, die das Land praktisch gesammelt, haben wenig dazu beigetragen, die Sympathie für die Bewegung zu verstärken. Vieles deutet darauf hin, daß, selbst wenn die Rechte gewährt würden, sie für die überwältigende Frauenmehrheit ein toter Buchstabe bleiben würden. Die Durchschnittsfrau sehnt sich nicht nach Politik. Man hat zwar behauptet, daß durch die moderne Lebensweise, mit Dienstboten, die alle Arbeit abnehmen, mit Fabriken, die spinnen und weben, und mit den tausendfachen wirtschaftlichen Bequemlichkeiten, der verheirateten Frau heute zu wenig zu tun übrig bliebe, und die Politik hinzukommen müsse, um ihren Kräften eine Bahn zur Entladung zu bieten. Aber solange die Statistik zeigt, daß vier Fünftel der verheirateten Frauen im Lande ihre gesamte Hausarbeit selber tun und solange eine solche Fülle sittlicher und intellektueller, ästhetischer und sozialer Aufgaben vor jeder einzelnen Frau steht, ist es kein Wunder, daß sehr wenige es mit der Stimmzettel-Entladungsbahn versuchen. Die aber, die davon den stärksten Gebrauch zu machen wünschen, sollen, wie die Gegnerinnen behaupten, das lichtscheue Frauengesindel der Großstädte sein, und alle Schäden des demagogisch verführten Proletariervotums würden sich, so behauptet man, in der widrigsten Form zeigen. Der politischen Wahlkorruption würden ganz neue, ganz besonders gefährliche Bahnen geöffnet. Die politische Maschinenwirtschaft würde bei der geringen politischen Widerstandskraft der Frauen neue, häßliche Triumphe davontragen, und statt daß, wie die Verfechter glauben, die Frauenwahl politische Sitten verfeinern und politische Gesetzgebung veredeln würde, sieht man auf der andern Seite die Vorzeichen der Verschlimmerung und Verwilderung. Ja, schon die rein numerische Verdoppelung der Wählermassen gilt an sich schon dem Gegner als ein entscheidender Einwand im Interesse politischer Gesundung.

Vor allem aber kann das konservative Element es mit einer Fülle von Tatsachen belegen, daß der gesunde Fortschritt in der Selbstbehauptung der Frau, die Verbesserung der Lebensbedingungen, die Hebung des Unterrichts, die Öffnung der Berufe, die den Frauen günstige, wirtschaftliche Gesetzgebung und vieles andre gerade dann und dort am vollsten einsetzen konnte, wo die politischen Forderungen im Hintergrund blieben. Die radikale Frauenpolitik, mit ihrer natürlichen Wahlverwandtschaft zu extremen Forderungen auf allen übrigen Gebieten, vor allem auch zum Sozialismus, hat mit ihrer Agitation den sozialen Frauenfortschritt eher gehemmt als gefördert. Wirkt doch auch selbst da, wo die soziale Unabhängigkeit der Frau ehrlich verfochten wird, die Idee, daß die Politik die Eheleute in getrennte Lager treiben möge, im wesentlichen noch als Schrecknis. Alles in allem ist so die Selbstbehauptung der Frau auf politischem Gebiet nur eine Doktorfrage. Wer sich in ihre Agitationsliteratur vertieft, hat lange den Eindruck, daß immer diejenige Partei, deren Schriften er zuletzt gelesen, im Unrecht sei. Wer aber bis zum Ende gelangt, oder richtiger bis zu einem Punkt, bei dem immer nur die alten Argumente wiederholt werden, der empfindet doch wohl schließlich, daß das Unrecht auf der radikalen Seite überwiegt, und die Nation hat in diesem Sinne entschieden. Von der Politik können wir also vollkommen absehn, wenn wir uns nun der schließlich doch entscheidenden Frage zuwenden: wie hat diese unvergleichliche Selbstbehauptung der Frau auf allen sozialen Gebieten zurückgewirkt auf das Leben der Nation in engem und in weitern Kreisen?

Blicken wir zunächst zu dem engsten Kreise, zu der Familie. Die Diskussion wird da oft durch Mißdeutungen in die Irre geführt. Man weist mit Vorliebe auf die vielen Ehescheidungen hin, um auf das amerikanische Familienleben ungünstiges Licht zu werfen. Nach dem Zensusbericht von 1900 war das Verhältnis der Geschiedenen zu den Verheirateten bei der männlichen Bevölkerung 0,6%; bei der weiblichen 0,8%, während 1890 die Zahlen nur 0,4% für

die Männer und 0,6% für die Frauen betrugen. Immerhin beträgt die Gesamtheit der Geschiedenen nur 0,3% der gesamten Bevölkerung, gegenüber 5,1% verwitweten, 36,5 verheirateten und 57,9 ledigen — der kleine Rest ist unbekannt. Freilich sind die Geschiedenen, die sich wieder verheiratet haben, hier bei den Verheirateten eingerechnet, aber wenn so auch die Zahl der gelösten Ehen beträchtlicher sein mag, als solche Statistik andeutet, so ist damit doch nichts über den Sittlichkeitswert der Ehe gesagt.

Wer mit dem Lande vertraut ist, weiß, daß in sehr viel höherem Maße als in Europa die wirklichen Gründe, die zur Ehescheidung führen — im Gegensatz zu den gerichtlich vorgeschützten — geradezu einen sittlichen Wert besitzen. Wir wiesen auf alles das schon bei der Analyse des religiösen Lebens hin. Es ist der ethische Abscheu gegen die Weiterführung einer innerlich gelösten Ehe; die Frau vor allem, und zwar oft geradezu die beste, verlangt lieber den Bruch mit allen äußern Schäden, als daß sie eine Ehe weiter fortschleppt, die innerlich zerstört und ungesund ist. Untreue der Frau ist nur in verschwindend wenigen Fällen der Anlaß; die sexuelle Sittlichkeit der Ehe steht für das ganze Volk auf hoher Stufe. Die reine Atmosphäre des gesamten kühlblütigen Volkes, die es jeder Frau gestattet, ohne Begleitung abends durch die Straßen der Großstadt zu gehn und ganz allein den Kontinent zu durchqueren, die das Mädchen vor dem dreisten Anstarren auf der Straße wie vor jedem frechen Wort schützt, gibt vor allem der verheirateten Frau vollkommene Sicherheit. Wenn französische Sittenstücke über die amerikanische Bühne gehn, so fühlt man in der ganzen Haltung des Publikums, daß die Psychologie der Vorgänge eigentlich unverstanden bleibt, da die ganzen sittlichen Voraussetzungen so prinzipiell andre sind. Was dem Pariser pikant dünkt, ist dem Neu-Engländer schamlos, und die Frau, über die der Franzose lächelt, erweckt dem Amerikaner lediglich Widerwillen.

Und noch in anderm Sinne ist die amerikanische Ehe reiner als die des europäischen Kontinents; es fehlt ihr das

kommerzielle Element. So charakteristisch das auch für das wirtschaftliche Leben sein mag, ist es doch noch bedeutungsvoller für das soziale. Nicht das ist gemeint, daß, wer die Millionenerbin freit, der wirtschaftlichen Zutat unbewußt bleibt, aber das systematische Suchen nach Mitgiften mit zugehöriger Frau ist in der Neuen Welt unbekannt und von Grund aus unamerikanisch. Auch da ist das Theater ein deutliches Reagenzmittel: das übliche deutsche Lustspiel, in dem die Suche nach der reichen Braut Lieblingsmotiv ist, wirkt auf das amerikanische Publikum in solchen Szenen vollkommen schal und humorlos. Man sieht ohne Verständnis, höchstens mit Mitleid für das Sittlichkeitsniveau der alten Welt, auf solche Erniedrigung der Ehe herab, und es wirkt gerade so fremdartig wie etwa andre Szenen, in denen die Voraussetzung ist, daß es ein Akt bewundernswerten Edelmutes sei, wenn der reiche, junge Adlige die arme Gouvernante heiratet.

Daß in der Ehe nur das Reinmenschliche entscheidet, Persönlichkeiten sich zusammenfinden und es kein Hinaufsteigen und Herabziehn dabei geben kann, solange die Persönlichkeiten einander wert sind, das alles durchdringt das Bewußtsein der ganzen Nation und gibt der Ehe gesteigerten Wert. Auch die Ausbildung der jungen Amerikanerin auf dem höchsten Niveau, ihr Collegeleben, wirkt in gewissem Sinn durchaus für die Vertiefung der Ehe. Hat sie eins dort in der Collegeatmosphäre gelernt, so ist es sittlicher Ernst; sie hat sich dort daran gewöhnt, mit Energie und Gründlichkeit an Aufgaben heranzutreten, Kleinliches als kleinlich, Großes als groß anzuschauen, und so vor allem, wenn sie an die neue Aufgabe geht, ein Heim zu schaffen, auch dort mit tiefstem sittlichen Willen alle Hindernisse zu überwinden.

Aber trotz allem und allem legt sich nun doch ein beklemmender Zweifel auf die Seele: ist diese Entwicklung wahrhaft auf dem Weg zum letzten Ziele? Ist, während so vieles unmittelbar und deutlich auf die Hebung und Veredlung der Ehe hinwirkt, nicht eben auch darin wieder zu

vieles mitgegeben, was unmittelbar und fast unmerkbar die Ehe, das Heim, die Familie, das Volk zerstört? Ist die wachsende soziale Selbstbehauptung der Frau lediglich kulturfördernd? Vergegenwärtigen wir uns den Gegensatz etwa zu Deutschland. Auch dort regt sich ja das Interesse für die sozialen Möglichkeiten der Frau auf allen Seiten, und doch liegen die Verhältnisse gänzlich anders. Unschwer lassen sich da vier verschiedene Tendenzen unterscheiden. Eine bezieht sich nur auf eine winzige Zahl von Ausnahmemenschen; wo die Frau ein starkes Talent oder gar geniale Veranlagung zeigt, da soll die Bahn für die Entwicklung freigemacht werden, aber die wenigen, die berufen sind, in Kunst oder Wissenschaft oder irgendwo Großes zu leisten, warten ja am wenigsten darauf, daß von außen nachgeholfen wird, und ihre Zahl ist so verschwindend, daß diese Bewegung äußerlich kaum in Betracht kommt gegenüber den drei andern, die sich auf breiteste Gruppen beziehn.

Es handelt sich da einmal um die Frauen der niedern Klassen, die durch Deutschlands Ärmlichkeit so sehr auf den Miterwerb angewiesen sind, daß ihr Hausleben bedroht ist. Die Hebel werden angesetzt, um ihre soziale Lage zu verbessern, die Frauenarbeit gesetzlich einzuschränken und zu schützen und so die Frau des Volkes in höherm Maße für die Familie zu gewinnen. Auf der andern Seite die Reform der höhern Tochter; es gilt mehr geistigen Lebensinhalt in die Ehe der bessern Kreise zu tragen, die Frau durch vertiefte Bildung von der Dürftigkeit rein hauswirtschaftlicher Interessen und der Oberflächlichkeit des Gesellschaftslebens zu erheben und so zur wahren Kameradin in der Ehe zu machen. Und schließlich die dritte Gruppe, jene Millionen weiblicher Personen, die keine Gelegenheit zur Ehe finden konnten, weil die Frauen im numerischen Übergewicht und ein Zehntel der deutschen Männer nicht heiraten mag. Sie sind darauf angewiesen, als Ersatz der Versorgung durch die Ehe sich einen Lebenserwerb zu suchen, und wenn die Gelegenheit dazu auch für die niedern Klassen stets hinreichend war, so fehlte sie für die höhern

bis vor kurzem fast gänzlich. Hier galt es einzusetzen, und schon hat sich vieles gebessert und in gewissem Sinne dem amerikanischen Vorbild äußerlich angepaßt.

Aber bei alledem blieb in Deutschland der eigentliche Hintergrund aller dieser Bewegungen die Überzeugung, daß die Ehe die natürliche Vollendung des weiblichen Schicksals sei. Die Ehe der niedern Klassen sollte von bedrückender Frauenarbeit befreit werden, die Ehe der obern Klassen sollte durch bessere Frauenbildung vertieft werden, und alles übrige sollte nicht mehr beanspruchen, als ein Zweitbestes, eigentlich nur ein Surrogat für das wirkliche Lebensglück zu bilden, das allein in der Ehe liegt. Dieser Hintergrund fehlt in Amerika. Die amerikanische Ehe soll auch vertieft und geschützt werden, aber es fehlt die Voraussetzung, daß die Ehe an sich das schlechthin Beste für die Frau sei. Die Vollendung des Frauenschicksals liegt darin, daß die Frau, wie der Mensch überhaupt, einen wertvollen Lebensinhalt gewinne, ob durch die Ehe oder außerhalb der Ehe, ist für jeden, Mann oder Frau, eine individuelle Frage. Die Ehe steht also nicht im Zentrum; der selbständige Beruf ist nicht ein Trostersatz und die Hebung der Ehe selbst letzthin nur ein Mittel zur Hebung des Individuums. Die Frau steht damit genau auf gleichem Boden wie der Mann.

In Deutschland ist durch das Grundprinzip, daß die Frau für die Ehe bestimmt ist, während dem Manne die Ehe Nebeninhalt des Lebens ist, von vornherein eine Ungleichheit gesetzt, und nur sekundär wird diese grundsätzliche Ungleichheit durch jene neuen Bewegungen leise verringert, die Frau dem Manne genähert. Für die amerikanische Anschauung dagegen ist die grundsätzliche Gleichheit der Ausgangspunkt. Beide sollen gleichermaßen nach individueller Persönlichkeitsentfaltung, nach selbständigem Lebensinhalt und nach wechselseitiger Beglückung durch die Ehe streben, und nur sekundär werden dann, sobald die Eheschließung erfolgt ist, durch die notwendigen, besondern Pflichten und die entsprechenden besondern Rechte des Weibes, die Gleichheitsprinzipien eingeschränkt und Mann

und Frau sozial ungleich gemacht. Auf diesem Hintergrunde muß der Selbstbehauptungsgeist der amerikanischen Frau der Ehe feindlich werden. Er gibt der verheirateten Frau mehr Inhalt, aber er vermindert das Verlangen der Jungfrau nach der Ehe. Er beraubt die Gesellschaft des ehestiftenden Gefühls, daß für die Frau die Ehe die Vollendung sei.

Hier wirken nun aber wieder die verschiedensten Umstände zusammen. Vergegenwärtigen wir uns zunächst, daß jene soziale Freiheit des Verkehrs, jene harmlose Sicherheit des Umgangs mit Männern, jene selbständige Bewegungsfreiheit, die der Mädchenerziehung eigen, der unverheirateten Amerikanerin schließlich alle Rechte und alle Genüsse einräumt, die auf dem europäischen Kontinent erst durch die Ehe gewonnen werden. Sie sieht eigentlich nur neue Pflichten vor sich, häusliche Mühen, und da das junge Paar sich wirtschaftlich auf eigne Füße stellen muß, vielleicht ungewohnte Einschränkungen. Äußerlich hat sie da nichts zu gewinnen; zur großen Leidenschaft hat die Natur sie nicht geboren. Wohl flirtet sie von Jugend auf und bleibt unvergleichliche Meisterin auf diesem Gebiet der sozialen Kleinkunst, aber der große Aufschwung wird darüber versäumt, und man kann fragen, ob all dies schelmische Tändeln und graziöse Spielen nicht eigentlich im wesentlichen nur eine Gesellschaftsfunktion, wie Tanzen und Schlittschuhlaufen und Golfspielen ist, ohne daß das Herz ernsthaft beteiligt würde. Es ist Zerstreuung aber nicht Lebensinhalt

Dazu kommt ein Gefühl geistiger Überlegenheit, das meistens nicht trügerisch ist. Das europäische Mädchen wird auferzogen im Glauben an die Überlegenheit des Mannes. Sie ist selbst daran gewöhnt, ihre besondern Gaben als unselbständige zu empfinden, die erst in der Anlehnung an den Mann Kulturbedeutung gewinnen, und ihre minderwertige Wissensbildung suggeriert ihr unbewußt, daß sie geistig gehoben wird, wenn sie in der Ehe innere Gemeinschaft mit einem Mann erlangt: erst dann ist ihre geistige Persönlichkeit vollendet. Für die Amerikanerin ist auch von diesem Motiv zur Ehe im typischen Fall nicht die Rede. Sie

hat im gemeinsamen Schulzimmer frühe herausgefunden, wie töricht die Jungen sind, wie faul und albern; und sie hat ihre höhere Schulbildung noch vielleicht jahrelang fortgesetzt, als der Mann bereits ins praktische Leben übertrat. Haben doch viele Oberschulen nur ein Drittel Knaben und zwei Drittel Mädchen, und immer mehr verschiebt sich das Verhältnis zugunsten des weiblichen Teils. Vor allem aber ist alles darauf angelegt, im Mädchen, unabhängig vom Mann, selbständigen Wesensinhalt zu wecken, der in der Ehe dann vielleicht eine äußerliche Verdoppelung, aber keine notwendige Ergänzung zu suchen hat. Amerikanerinnen machen sich gern darüber lustig, wie deutsche Frauen, wenn das Gespräch im Frauenkreis zu abstrakten Fragen geführt wird, ihre Sätze damit einleiten: „Mein Mann denkt", aber durch Nichts verraten, daß sie selber denken. Die geistige Persönlichkeit der Amerikanerin muß um so mehr vom männlichen Einfluß sich unabhängig entwickeln, als die Verschiebung, die schon in den Schuljahren einsetzt, in den reifern Jahren immer deutlicher hervortritt. Je älter der Mann wird, desto mehr konzentriert er sich auf Beruf und Politik, während die Frau dauernd gewissermaßen in der Schule bleibt, dauernd alle geistigen Anregungen in sich aufnimmt. Die Frau liest Bücher, wenn der Mann Zeitungen liest. Kein Zweifel, daß in der amerikanischen Durchschnittsehe die Frau den geistig bedeutendern Eindruck macht, und stetig wächst die Zahl der Frauen, die instinktiv fühlen, daß eine solche Ehe kein Gewinn für sie ist, und lieber allein bleiben, als eine Ehe zu schließen, in der sie sich geistig überlegen fühlen.

Wenn so weder neue soziale Genüsse, noch große Leidenschaft, noch geistige Anregung in die Ehe locken, so drängen andre Umstände geradezu von der Ehe fort. Zunächst kann die Selbständigkeit des Lebensinhalts unmittelbar zum Hindernis werden. Die Frau, die einen äußern Beruf nur deshalb ergriffen hat, weil sie sich vor Hunger schützen will, wird die Ehe, in der der Mann genug verdient, um die Familie zu erhalten, fast wie Erlösung begrüßen. Die Frau, die einen Beruf ergriff, weil sie das Leben nur lebenswert

fand, wenn sie etwas Nützliches in der Welt leisten konnte, sich mit Ernst und Hingabe in den Beruf einlebte, selbständiges Interesse und Ehrgeiz empfand, wird lange zögern, bevor sie eine Ehe schließt, die ihre Berufstätigkeit vernichtet. Vielleicht wird sie lieber eine leichte Herzensneigung opfern, als daß sie die tiefe Neigung zu ihrer Arbeit aufgibt. Dazu kommt die amerikanische Abneigung gegen Hausarbeit. Es wäre ungerecht, zu sagen, daß die Amerikanerin eine schlechte Wirtschafterin sei. Die Zahl der Hausfrauen, die sich ganz ohne Dienstbotenhilfe zurechtfinden müssen, ist unverhältnismäßig viel größer als in Deutschland, und wenn auch die Wirtschaftsführung selbst im einzelnen anders ist, so läßt sich doch nicht bestreiten, daß die Amerikanerin ihre wirtschaftlichen Pflichten ernst nimmt, tüchtig Hand anlegt und sich gründlich um alles kümmert. Trotzdem ist die Stellungnahme zur Hauswirtschaft eine ganz andre.

Für die deutsche Hausfrau ist das Wirtschaftliche selbst eine Quelle der Freude, für die Amerikanerin ein notwendiges Übel. Die Amerikanerin liebt es, ihr Heim zu schmücken, und sucht es nicht weniger als die Deutsche zum Ausdruck ihrer Persönlichkeit zu machen, aber alles, was darüber hinausgeht, die bloße Technik des Wirtschaftsführens, das Ausbessern und Reinhalten und Verhandeln mit Dienstboten, dünkt ihr im Grunde als unwürdig und niederdrückend. Die junge Frau, die das College besucht hat, stürzt sich mit Eifer und Gewissenhaftigkeit in die Pflichten ihres neuen Haushalts, aber doch nur mit dem Gefühl, mit dem sie etwa eine anstrengende Krankenpflege übernehmen würde. Dabei hat die raffinierte Technik dem amerikanischen Haushalt bereits tausend Sorgen erspart, die auf der deutschen Hausfrau noch lasten; aber vielleicht gerade deshalb gilt der Rest als eine Plackerei, bei der Menschen tun müssen, was eigentlich die Maschine besorgen sollte. Diese Abneigung gegen den wirtschaftlichen „Quark" geht durch die ganze Nation, nur die ältere Generation der Landbevölkerung setzt ihren Stolz in die Bewirtschaftung des Hauses, die jüngere Generation folgt bereits der städtischen Tendenz,

die Wirtschaftsarbeit abzuschütteln. Die Bauerntochter will zur Fabrik, weil es ihr so viel anregender und aufregender erscheint, als wenn sie zu Hause die Wäsche zu flicken, die Teller zu waschen und die kleinen Geschwister zu beaufsichtigen hätte. Von hier aus kommt auch ein großer Teil der Abneigung gegen die Dienstbotenstellung, und so wirkt von den untersten bis zu den obersten Schichten die Abneigung gegen die Wirtschaft als Hemmung für den Entschluß zur Ehe.

Aber der Widerwille gegen Hausarbeit greift noch in andrer Weise in die Ehe hinein; immer mächtiger wird die Bewegung, die vom Einfamilienhaus zum Familienhotel führt und in kleinern Verhältnissen zum Boardinghouse. Gewiß wirkt dabei die Teuerung der Bedienung mit, aber die Hauptsache bleibt doch die Ersparnis an wirtschaftlicher Arbeit für die Hausfrau. Das notwendige Ergebnis ist eine Verflüchtigung des intimern Familienlebens. Wenn Dutzende von Familien die Mahlzeiten jahraus jahrein im gemeinsamen Speisesaal einnehmen, so muß das Zusammengehörigkeitsgefühl der einzelnen Familie eine neue Schattierung erhalten. Und so arbeitet denn der geistige Selbstbehauptungsdrang der Frau auf den verschiedensten Wegen der Eheschließung und dem Familienbewußtsein entgegen.

Nur ein Argument, das bei den Gegnern der Frauenemanzipation noch immer eine Rolle spielt, sollte füglich verschwinden, wenigstens gilt es für Amerika nicht: das Schreckgespenst des Blaustrumpfs, das reizlos gewordene Unweib, fehlt unter den amerikanischen Produkten der höhern Frauenbildung. Für so manche junge Amerikanerin mag durch den Collegebesuch, der die höhere selbständige Persönlichkeit geweckt hat, die Durchschnittsehe an Reiz verloren haben, aber sicherlich hat keine Amerikanerin durch ihren Collegebesuch an Reiz für den Mann verloren.

Die familienfeindliche Tendenz der Selbstbehauptung der Frauen scheint in ihren Wirkungen noch weiter zu gehn. Man hat das arg übertreibende Wort vom Rassen-Selbstmord in die Massen getragen. Daß die Vermehrung

der eingeborenen weißen Bevölkerung gerade in den fortgeschrittensten Landesteilen bedrohlich gering ist, ist nicht zu bestreiten. Sicherlich handelt es sich da um die Zusammenwirkung sehr verschiedener Faktoren, und es fehlt nicht an Ärzten, die daran festhalten, daß die geistige Verfeinerung des Weibes, die nervöse Überreizung, die sich aus der selbständigen Ausbildung der Amerikanerin ergeben, die Hauptschuld daran trügen und noch viel wichtiger seien als die willkürliche Beschränkung der Familie, die sich aus der Genußsucht und Bequemlichkeit ergibt. Aber auch hinter dieser Genußsucht steht im letzten Grunde der Drang nach Selbstbehauptung. Die Frau will sich selber ausleben, und ihr individualistischer Drang wirkt dem Familienwachstum entgegen. Für die Gesamtnation liegt ja freilich nicht die geringste Bedrohung vor. Von der ungeheuren Einwanderung abgesehn, die zahlreiche gesunde, kinderreiche, widerstandskräftige Elemente ohne Unterlaß zuführt, übertrifft auch die Eigenleistung des Gesamtlandes fast alle europäischen Länder. In dem Jahrzehnt von 1890 bis 1900 wurden in Deutschland jährlich auf 1000 Einwohner 36,2 Kinder geboren, gegenüber 22,5 Todesfällen. Der Überschuß der Geburtsziffer betrug somit 13,7. In England betrugen die Geburten 30,1; die Todesfälle 18,4; der Überschuß war somit nur 11,7. In den Vereinigten Staaten dagegen war die Geburtsziffer 35,1; die Todesziffer 17,4; der Überschuß somit 17,7.

Diese Ziffer würde natürlich jede Klage sinnlos erscheinen lassen, wenn sie für alle Teile des Landes und alle Bevölkerungsbestandteile gleichmäßig gelten würde. Tatsächlich bestehn aber die weitestgehenden Unterschiede. Wenn wir z. B. Massachusetts betrachten, so lassen sich drei Bestandteile sondern. Diejenigen Weißen, deren Eltern selbst im Lande geboren sind; diejenigen, deren Eltern eingewandert sind, und schließlich die Farbigen. Für diese letzte Gruppe, die Negerbevölkerung, gilt dieselbe Zahl, die für das ganze Land galt; die Geburten betragen auf 1000 Personen 17,4 mehr als die Todesfälle; für die zweite Gruppe,

die im Lande geborenen Kinder eingewanderter Eltern, schwillt der Geburtenüberschuß auf 45,6, während schließlich für die Weißen, deren Eltern im Lande geboren waren, der Überschuß auf 3,8 herabsinkt. In andern, nordatlantischen Staaten sind die Verhältnisse aber noch schlimmer. In New-Hampshire beispielsweise ist der Geburtenüberschuß derer, die von Eingewanderten abstammen, 58,5, während unter der von Einheimischen abstammenden Bevölkerung die Geburten überhaupt bei weitem nicht mehr die Zahl der Todesfälle erreichen, vielmehr um 10,4 hinter den Todesfällen zurückbleiben. So kommt es denn, daß für die Gesamtheit der Neu-Englandstaaten bei der weißen einheimischen Bevölkerung im engern Sinne die Todesziffer um 1,5 auf 1000 die Geburtsziffer überragt, in dem geistig höchststehenden Teile des Landes die Abkömmlinge der im Lande Geborenen sich also tatsächlich nicht mehr vollzählig fortpflanzen.

So hat denn auch eine interessante Universitätsstatistik in Harvard kürzlich erwiesen, daß sich die Studentenschaft nicht selbst fortpflanzt. Von 881 Studenten, die vor 25 Jahren die Harvard-Universität verließen, haben sich 634 verheiratet und heute haben sie 1262 Kinder; unter der wahrscheinlichen Voraussetzung, daß diese zur Hälfte männlich sind und daß sie kaum weitere Kinder zu erwarten haben, würden den 881 Männern vom Jahre 1877 nur 631 Söhne im Jahre 1902 nachfolgen. Die klimatischen Verhältnisse können an alledem nicht die Schuld tragen, da seltsamerweise der Geburtenüberschuß der von Einwanderern abstammenden Bevölkerung nicht nur viel größer ist als der bei der strengheimischen, sondern auch weit größer als in irgend einem der europäischen Länder, von denen die Einwanderer kamen. Den größten europäischen Geburtsüberschuß hat Ungarn mit 40,5, gegenüber Deutschland mit 13,7. Die von Deutschen, Irländern, Schweden, Franzosen und Italienern abstammende Bevölkerung Amerikas hat aber selbst in den Neu-Englandstaaten einen Überschuß von 44,5. Die allgemeinen Verhältnisse des Landes scheinen somit der Fruchtbarkeit

günstig, und das lenkt in noch höherm Maße die Anklage gegen die sozialen Lebensbedingungen und Anschauungen. Darf doch sogar der Umstand nicht übersehn werden, daß der wachsende Zudrang der Frauen zu den Erwerbsberufen notwendig die Erwerbsgelegenheiten des Mannes einschränkt und somit indirekt beiträgt, den Mann an der frühzeitigen Gründung eines Haushalts zu hindern. Kurz, gleichviel von welcher Seite wir es betrachten, der Selbstbehauptungsgeist der Frau hebt die Frau, aber drückt die Familie herab, vervollkommnet das Individuum, aber schädigt die Gesellschaft, macht die Amerikanerin vielleicht zur feinsten Blüte der Kulturmenschheit, aber erweckt gleichzeitig die ernstesten Gefahren für die physische Fortpflanzung des amerikanischen Volkes.

Drohende Wolken ziehen aber auch in andrer Himmelsgegend am Horizont herauf. Die vielerörterte Rückwirkung der weiblichen Selbstbehauptung auf die Familie darf die Aufmerksamkeit nicht von der Rückwirkung auf die gesamte geistige Kultur ablenken.

Der Unterschied von den deutschen Verhältnissen ist auch hier offenbar. Die deutsche Frauenbewegung will der Frau bedeutsameren Anteil am öffentlichen Kulturleben sichern, aber darüber bleibt kein Zweifel, daß selbstverständlich die Zielsetzung in der Kulturarbeit von Männern beherrscht wird. So wie es für Deutschland dogmatische Voraussetzung bleibt, daß von allen Frauenberufen die Ehe der begehrenswerteste ist, so gilt auch das als stillschweigende Voraussetzung, daß die geistige Kultur ihren eigentlichen Stempel durch den Mann erhält. Für Amerika ist nicht nur das Ehedogma, sondern längst auch das Kulturdogma von Zweifeln angegriffen worden, und das Volk handelt, als wenn beide veraltete Märchen eines Glaubens seien, der zur einseitigen Bequemlichkeit der männlichen Machthaber erfunden war und der, bei einer Umwertung der Werte im Interesse des ganzen zweigeschlechtlichen Volkes, fallen muß.

Ja, wer den Tatsachen fest ins Gesicht sieht, kann kaum

daran zweifeln, daß alles dahin drängt, nicht nur das entscheidende Übergewicht des Mannes preiszugeben und der Frau gleichen Einfluß zu sichern, sondern es durch ein ebenso einseitiges Übergewicht der Frau zu ersetzen. In Geschäft, Recht und Politik herrscht auch heute noch der amerikanische Mann souverän; trotz des ungeheuren Andrangs zu den kaufmännischen Berufen bleibt die Frau für Handel und Industrie lediglich in dienender, nirgends in entscheidender Stellung, und es ist sehr charakteristisch für die sittliche Reinheit des Volkes, daß, trotz der unvergleichlichen gesellschaftlichen Machtstellung der Frau, sie auch nicht eine Spur von persönlichem Einfluß auf die höhere Politik gewonnen hat. Dagegen gehören ihr nun Unterricht und Religion, Literatur und Kunst, soziale Probleme und öffentliche Sittlichkeit. Für die Frau wird gemalt und gedichtet, Musik gemacht und Theater gespielt, die Stadt verschönt und die Stadt sittlich gereinigt; ob sie es selber ausführt, ist unwesentlich, aber ihr Geschmack und ihr Gefühl entscheiden, ihre Auffassung setzt das endgültige Urteil fest, ihre Bewertung verteilt die Prämien. Wird das Familienproblem aufs grellste von jener Ziffer beleuchtet, die uns den Geburtsniedergang der einheimischen Bevölkerung in den Neu-Englandstaaten angab, so fällt auf das Kulturproblem das volle Licht erst von einer andern Ziffer, die uns bereits in der Berufsstatistik begegnete: es gibt 327 614 Lehrerinnen gegenüber 111 710 Lehrern.

Drei Viertel des amerikanischen Unterrichts werden also von Frauen erteilt, und selbst in der Oberschule, in der die Knaben meist bis zum achtzehnten oder neunzehnten Jahre bleiben, bilden die Lehrerinnen 57,7 %, und in den Seminarien, wo die künftigen Lehrer sich mit den Lehrerinnen zusammen für den Schulberuf vorbereiten, machten die Dozentinnen 71,3 % aus. Die jungen Männer des Landes empfangen somit in den Jahren, in denen der Knabe sich zum Jüngling ausreifen soll, den größern Teil der geistigen Anregungen von weiblichen Lehrern, und alle die, welche selbst als Schullehrer hinausziehn sollen, um die jungen

Seelen der Nation zu formen, erhalten zunächst ihrerseits die entscheidenden Einflüsse von Frauen. In den Colleges und Universitäten ist es ja vorläufig noch anders, aber auch das kann ja nicht lange so bleiben, wenn die Prinzipien selbst nicht revidiert werden. Die große Zahl junger Mädchen, die zum Doktorexamen vordringen und sich als wissenschaftliche Spezialistinnen ausbilden, muß in wachsendem Maße Beschäftigung auf den Kathedern suchen, sonst ist ihre Arbeit nutzlos. Und auch da werden dann, genau wie in der Schule, die ökonomischen Verhältnisse ein wichtiges Wort zugunsten der Frau mitsprechen. Da die Frau keine Familie zu unterhalten hat, kann sie mit so viel geringerm Gehalt das Amt übernehmen, daß der Mann immer mehr aus dem Felde geschlagen werden muß. Läßt es sich doch deutlich voraussehn, daß, wenn die übrigen sozialen Faktoren unverändert bleiben sollten, in jedem Gebiet, in dem die Frau als wirtschaftliche Mitbewerberin auftritt, ihr schließlich jede Stelle zufällt, die nicht spezifisch männliche Kraft verlangt; so ist es in den Fabriken gewesen, so ist es in den Schulen, so kann es in ein paar Jahrzehnten in den Universitäten oder in den Kirchen sein.

Aber selbst wenn heute das Hochschulkatheder noch im wesentlichen dem Mann gehört, so kann die Anwesenheit der zahlreichen Frauen im Auditorium nicht ganz ohne Einfluß auf die gesamte Arbeit sein; der Dozent paßt sich notwendig an, so wie der Redner bei jedem öffentlichen Vortrag im voraus weiß, daß wenigstens zwei Drittel seiner Zuhörerschaft ihm den erfreulichen Anblick schicker Frauenmode darbieten werden. Daß so die geistige Kultur und die Öffentliche Meinung in unpolitischen Fragen mehr und mehr von der Frau beherrscht werden, sehen nicht wenige mit klarem Auge. Die meisten unter ihnen begrüßen diese in der Weltgeschichte einzig dastehende Wendung der Dinge als einen Fortschritt in der Differenzierung der Nation. Der Mann sorgt für den wirtschaftlichen und politischen Ausbau, die Frau für den moralischen und religiösen, künstlerischen und intellektuellen. Wenn ein Zweifel entsteht,

ob sie dieser Aufgabe gewachsen ist, so genügt ihnen ein Blick auf den strengen Ernst und die Gewissenhaftigkeit, mit der die amerikanische Frau ihren öffentlichen Pflichten nachgeht, auf den Eifer und den Erfolg, mit dem sie sich ihrer Studien befleißigt, und auf den Triumph, den sie überall im Wettbewerb über den Mann davonträgt.

Dieser und jener aber — und ihre Gemeinde wächst täglich — empfindet denn doch, daß Ernst allein noch nicht Kraft ist, daß Eifer noch nicht Beherrschung ist, daß Erfolg wenig bedeutet, wenn nur Gleichgesinnte die Prämien verteilen, und daß Triumph im Wettbewerb keine Ehre ist, wenn er im Grunde auf wirtschaftlicher Unterbietung beruht. In Wahrheit handelt es sich eben nicht um bloße Teilung der Arbeit, sondern um grundsätzliche Veränderung im Charakter der Arbeit selbst. Wer unparteiisch die Leistungen der Amerikanerinnen als Lehrerin oder als Universitätsstudentin, als Trägerin der Fachberufe oder der sozialen Reform oder in irgend einer Funktion öffentlicher Art würdigt, der mag und muß die Vollbringerin solcher Leistung bewundern, er mag selbst die besondern Vorzüge der Arbeit anerkennen, aber er muß unbedingt zugeben, daß es eben eine besondere Sorte der Arbeit ist und durchaus nicht gleichartig der Leistung des Mannes. Die amerikanische Frauenemanzipation und das Frauenstudium bieten heute, auf der Höhe der Entwicklung, noch immer nicht den geringsten Beweis, daß die Frau imstande ist, auf geistigem Gebiete das Gleiche wie der Mann zu leisten; was sie schafft, ist nicht minderwertig, aber durchaus anders, und die Arbeit, die in allen übrigen Kulturländern vollbracht wird, kann auch in den Vereinigten Staaten nicht in die Hand der Frau übergleiten, ohne ihr Wesen einzubüßen.

Es bleibt nun einmal dabei, daß in der Seele der Frau die Tendenz besteht, den gesamten Bewußtseinsinhalt zu einer Einheit zu verschmelzen, während der Mann unabhängige Vorstellungsgruppen leichter getrennt hält. Jede der beiden Seelenanlagen hat ihre Vorzüge und ihre Fehler. Das unmittelbare Ergebnis des weiblichen Seelentypus sind

der Takt und das ästhetische Gefühl der Frau, ihr sicherer Instinkt, ihr Enthusiasmus, ihre Sympathie, ihre Reinheit; aber dem entspricht auf der andern Seite ihr Mangel an logischer Konsequenz, ihre Tendenz zu überhastender Verallgemeinerung, ihre Unterschätzung des Abstrakten und des Abwesenden, ihre Neigung, dem Gefühl und der Gemütsbewegung zu folgen. Selbst diese Fehler und Schwächen können das häusliche Leben verschönern, können unsrer sozialen Umgebung neue Reize verleihen und das harte, scharfe Leben des Mannes mildern, aber sie verleihen nicht die Kraft, die öffentlichen Kulturpflichten ohne die härtere Logik des Mannes zu erfüllen. Wird die gesamte nationale Geisteskultur verweiblicht, so muß sie schließlich kraftlos bleiben und ohne entscheidenden Einfluß auf den Fortschritt der Welt.

Das geistige Höhenleben in den Colleges und Universitäten, das scheinbar am deutlichsten für die intellektuelle Gleichberechtigung der Frau spricht, bezeugt gerade den Unterschied. Was etwa die besten Frauencolleges leisten, ist vorbildlich und bewundernswert, aber deshalb bleibt ihre Welt doch schließlich eine kleine, künstliche Welt, in der alle Ecken abgestumpft sind und in der bengalische Flammen leuchten statt Sonnenlicht. Und wenn in den gemischten Universitäten die Frauen oft mehr leisten als die Männer, so muß nicht vergessen werden, daß das amerikanische College-System mit den vielen Prüfungen mehr Prämien für Fleiß, Aufmerksamkeit und guten Willen hat, als für kritische Schärfe und schöpferische Logik. Ja, es läßt sich nicht leugnen, daß bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit die amerikanische Universität in jeder Beziehung mehr den Geist des Lernens als den des Forschens pflegte, mehr reproduktiv als produktiv war, und daß die neuere Entwicklung, die den Schwerpunkt auf die produktive Forschung legt, im wesentlichen sich an jenen führenden östlichen Universitäten vollzog, wie Harvard, Johns Hopkins, Columbia, Yale, Princeton, in denen die Frauen ausgeschlossen bleiben, während die westlichen Universitäten, und vor allem die auf den

Westen beschränkten Staatsuniversitäten, wo die Frauen vorherrschen, in vielem noch den ältern Typus darstellen. Gewiß gibt es einige Amerikanerinnen, deren wissenschaftliche Arbeit vortrefflich ist und den besten Fachleistungen Amerikas beigezählt werden kann, aber das bleiben doch ganz seltene Ausnahmen. In der großen Masse verrät sich doch überall die reproduktive Tendenz. Mit ungewöhnlichem Eifer wird das Studium gerade bis zu dem Punkt geführt, wo die kritische Produktion einsetzen sollte, und da versagt es gar zu leicht. Und wer nicht immer an die paar Ausnahmen denkt, der wird kaum behaupten, daß der wahre Geist der Wissenschaft sich entfalten könnte, wenn amerikanische Doktorinnen allein zu seinen Hütern bestellt wären.

Viel offenkundiger zeigt sich der Unterschied natürlich auf der niedrigern Stufe der großen Masse. Der halbgebildete amerikanische Mann enthält sich des Urteils über das, was außerhalb seiner Sphäre liegt, aber selbst jede viertelgebildete amerikanische Frau sucht vergeblich nach einem Gebiet, über das sie nicht ihr Urteil fertig hätte, und ihre Souveränität über die Öffentliche Meinung, soweit nicht Politik in Frage ist, überspannt so die ganze Kultur mit einem Spinngewebe von Trivialitäten und Verkehrtheiten. Spinngewebe sind keine Stränge, die binden, und jeder feste Besen kehrt sie leicht zur Seite, aber das aufdringliche Erscheinen dieser öffentlichen Frauenunweisheit bekundet eben symptomatisch einen wesentlichen Zug der Frauenseele und weist auf die Gefahren hin, die aus der Frauenherrschaft im Geistesleben erwachsen. In keinem andern Kulturland wird etwa die wissenschaftliche Medizin so systematisch durch Quacksalbereien, Patentmedizinen und Gesundbeterei gehindert: die Phalanx der viertelgebildeten Frauen kämpft für sie. In keinem andern Kulturland wird die ethische Weltanschauung der Nation durch so viel Aberglauben und spiritistische Kunststücke durchlöchert: hysterische Frauen führen da das Wort. In keinem andern Kulturlande wird der gleichmäßige, sichere Fortschritt der sozialen und pädagogi-

schen Reformen so durch Modelaunen und Tagestorheiten durchkreuzt und das Werk gründlicher Arbeit durch die Anhängerschaft an konfuse Schrullen aufgehalten: da werden Weiber zu Hyänen und treiben mit sozialem und pädagogischem Entsetzen Spott.

Das alles soll nicht heißen, daß nicht vielerlei in der amerikanischen Frauenarbeit von den Frauen wirklich besser gemacht wurde, als Männer es hätten leisten können. In erster Linie unterliegt es keinem Zweifel, daß die Beteiligung der Frau am Lehramt ungeheure kulturelle Bedeutung für Amerika besessen hat. Als es galt, „den wilden Westen“ von der Pionierrauheit zu feinerer Sitte überzuführen, da war der mildere Fraueneinfluß im Schulzimmer bei weitem der Männerarbeit überlegen, und wenn es gilt, die eingewanderte Volksschulmasse der Großstädte zu jungen Amerikanern umzuschmelzen, so ist die Geduld der Lehrerin von unvergleichlichem Werte. Und das Schauspiel des Schulzimmers wiederholt sich in der Öffentlichkeit. In tausend Formen hat die Teilnahme der Frau am öffentlichen Leben die amerikanische Kultur gemildert und verfeinert, verschönert und bereichert, aber vertieft und gekräftigt hat sie die Kultur nicht. Ihr eingeborener Dilettantismus wirkte zu oft in die Richtung der Oberfläche statt hin zum Grunde.

Auch darüber kann kein Zweifel sein, daß diese Übernahme der geistigen Kultur durch die Frau für den Fortschritt des Landes notwendig war. Es war eine Form der Arbeitsteilung, die schlechthin geboten wurde durch die ungeheuren wirtschaftlichen und politischen Aufgaben, die vom Manne erheischt wurden. Kein europäisches Land hat je in so kurzer Zeit wirtschaftlich, technisch und politisch zu vollbringen gehabt, was die Vereinigten Staaten in den letzten fünfzig Jahren vollbracht, um ihre Kulturaufgabe zu erfüllen. Da war die Kraft des Mannes so vollkommen in Anspruch genommen, daß die geistige Kultur nur dann sich erhalten und entwickeln konnte, wenn der Eifer und der Ernst der Frau vorübergehend da die Arbeit übernahmen. Wird es wirklich vorübergehend sein? Wird der Mann sich

wieder darauf besinnen, daß seine politisch-wirtschaftliche Einseitigkeit schließlich doch der Nation zum Schaden gereichen muß? Hier liegt eine der größten Fragen für die Zukunft des Landes. Davon darf ja keine Rede sein, daß die herrlichen Fortschritte der Frau wieder rückgängig gemacht werden sollen. Niemand kann es wünschen, daß diese feingeistige Entwicklung, dieser weibliche Ernst, dieser Drang nach wertvollem Lebensinhalt leichtfertig wieder zerstört werde, daß die Schwestern und Mütter der Nation wieder zu Spielpuppen und Hauswirtschaftsmaschinen würden. Nichts darf verloren gehen, aber absolut nötig wird die Gegenbewegung des Mannes, um der dilettantischen Oberflächlichkeit, dem unkritischen Autoritätsglauben, dem Gefühlseinfluß der Unlogik entgegenzuwirken.

In sich selbst würde weibliche Geistesherrschaft die Tendenz haben, sich immer mehr zu befestigen, da, je mehr die geistigen Erscheinungen den weiblichen Stempel tragen, desto weniger der Mann sich zu ihnen hingezogen fühlt; so wird denn auch etwa die Zahl der männlichen Schullehrer stetig kleiner, weil durch die weibliche Mehrheit der Lehrerinnen die Schule mehr und mehr ein Platz wird, in dem der Mann sich nicht heimisch fühlt.

Aber andre Faktoren im öffentlichen Bewußtsein wirken denn doch stark in der entgegengesetzten Richtung. Eines vor allem: das Wirtschaftsleben hat den Sättigungspunkt erreicht, das Land ist erschlossen, die Zerrüttung des Bürgerkrieges ist endlich endgültig überwunden, die innern Gegensätze sind gering geworden gegenüber der innern Einheit, eine Weltmachtstellung ist errungen und der Reichtum der Nation hat sich in kurzer Zeit vervielfacht. Da ist es eine naturgemäße Reaktion, daß die Kraft des Mannes von Wirtschaft und Industrie, von Krieg und Politik sich wieder mehr der geistigen Kultur zuwendet. Von der Stärke dieser Gegenbewegung wird es abhängen, ob die Selbstbehauptung der Amerikanerin schließlich ein uneingeschränkter Segen für das Land oder ein Übel sein wird: in geistigem Cölibat wird die Frau niemals entscheidende Kulturwerte zur Welt bringen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die aristokratischen Tendenzen.

In den Karikaturbildern, in denen der Europäer so gerne den Amerikaner zeichnet und die er so harmlos für Ernst nimmt, steht neben dem hemdsärmeligen Gleichheitsflegel und dem Barbaren, der dem Dollar nachjagt, meist auch die reiche Erbin, die ihre Millionen gegen eine Fürstenkrone eintauscht; die Sehnsucht nach bankerotten Freiern höchsten Adels gilt als das einzige Symptom dafür, daß der Yankee sich nach etwas sozial Höherem sehne. Der Amerikaner gestattet sich auch darüber eine etwas andre Meinung. Daß die junge Amerikanerin der bessern Kreise, mit ihrer feingeistigen Frische und ihrem sichern Anpassungsinstinkt, von Männern aller Nationen umworben wird, gilt ihm nicht als überraschend, und daß mancher Freier mit historischem Namen in der Menge ist, wundert ihn nicht. Die Zeit aber, in der solche Eheschließung wie eine beneidenswerte Erhöhung der bürgerlichen Tochter Amerikas galt, ist längst vorüber. Selbst die Zeitungen behandeln nur mit leisem Lächeln heute solche Herzogsehen, die immer seltener in den wirklich besten Kreisen der amerikanischen Gesellschaft auftreten, und am allerwenigsten kann solche Parvenu-Bewegung als Symptom aristokratischer Tendenzen gelten. Ein Hineindrängen in die internationale historische Aristokratie Europas liegt dem Amerikaner grundsätzlich fern, und eine künstliche Nachahmung aristokratischer Institutionen im Sinne des Kontinents wird nirgends versucht und wird auch niemals versucht werden.

Es ist ein gänzliches Mißverständnis, zu glauben daß der Amerikaner in der Berührung mit europäischem Fürstentum seine Demokratie vergessen oder verbergen will. Die aristokratischen Einrichtungen, ganz besonders die von England, interessieren ihn zunächst wie ein Stück Geschichte. Er sucht die soziale Berührung wie er die alten Ruinen der Schlösser aufsucht, ohne deshalb zu wünschen, daß sein eigenes Land-

haus am Hudson sich in eine verfallene Ritterburg verwandelte. Dann aber fesselt ihn die ästhetische Freude am Glanz der Höfe, am militärischen Prunk, der Reichtum der Symbole, und ganz unabhängig schließlich von alledem empfindet er ein lebhaftes Interesse an einzelnen faszinierenden Gestalten der europäischen Politik, vor allem am deutschen Kaiser. Aber gleichviel ob es ein historisches, ein ästhetisches oder ein persönliches Interesse ist, von einem Gefühl der Unterordnung unter die Persönlichkeit als Träger der aristokratischen Institution ist keine Rede. Als Prinz Heinrich bei seinem Besuch in der Neuen Welt als Mensch die Herzen der Amerikaner im Fluge gewann, mischte sich in die Begrüßungsreden nirgends ein Ton, der mit dem Grundklang sozialer Demokratie disharmonierte. Die Tischredner gaben nach demokratischer Art dem präsidierenden Wirte den Vorrang vor dem königlichen Gast und begannen: „Herr Bürgermeister, Königliche Hoheit."

Dabei verschwindet gleichzeitig immer mehr die demokratische Spielart der Monarchenverachtung; immer deutlicher empfindet der gebildete Amerikaner, daß die besondere Staatsform aus historischen Bedingungen erwächst und die eine an sich nicht besser sei als die andre. Er empfindet, daß er der republikanischen Staatsidee und seinem Vaterland nicht untreu wird, auch wenn er, fern von Fürstenschmeichelei, gekrönten Häuptern seinen Respekt bezeugt. Er bekundet vor allem seine Achtung für die monarchische Staatsform, weil gerade der freundlichgesinnte, nachbarliche Verkehr ein Verhältnis wechselseitiger Anerkennung ermöglicht, die Demokratie somit selbst steigt, wenn sie die lächerliche Pose aufgibt, als blicke sie mit Verachtung auf die Aristokratie herab. So kommt es denn, daß neuerdings auch eingeborene Amerikaner nicht selten europäische Orden annehmen; sie wissen genau, daß sie den Knopfloch-Schmuck auf amerikanischem Boden nie anlegen können, aber es dünkt ihnen unzart, das liebenswürdig Gebotene abzuweisen, falls es sich nicht um Politiker handelt, die das Prinzip selbst energisch betonen wollen. Die Demokratie fühlt sich sicher genug, um die Höflichkeiten der

andern Seite mit Höflichkeit empfangen zu können; aber niemand träumt davon, daß europäische Monarchie-Symbole die Kraft hätten, über die demokratische Gleichheit hinauszuheben. Das Gefühl vollkommenster Gleichwertigkeit, ja selbst der Glaube an die wechselseitige Anerkennung solcher Gleichwertigkeit ist geradezu die Voraussetzung für die modernere Zeit, die nur noch in Wahlversammlungen vor irischem Pöbel über die europäische Tyrannenwirtschaft poltert. Das also steht fest: Amerika hat nicht die geringste Tendenz, sich dadurch aristokratisch zu differenzieren, daß es bei der historischen Aristokratie Europas äußerlich Anleihe macht.

Nicht wenigen dünkt es, als wenn damit gesagt ist, daß die einzige Aristokratie, die Amerika kennt, die „Clique der Multi-Millionäre" sei. In Newport und in der fünften Avenue halten sie Hof, auf ihre Launen und Exzentrizitäten blickt das ganze Land, ihre Familienfeste werden von der Presse ausführlicher behandelt als irgendwelche Hoffestlichkeiten von Europas Zeitungen, und in ihre Kreise aufgenommen zu werden gilt als der Lebensehrgeiz für strebsame Millionäre. Mancher Amerikaner, der unter dem Suggestions-Einfluß der Sensationspresse steht, würde da kaum widersprechen. Wer nur nach den äußerlichsten Symptomen urteilt, der könnte in der Tat glauben, daß die Krösusse am Newporter Felsenweg die soziale Führung des amerikanischen Volkes übernommen haben. Unter denen, die nur von weitem zuschauen, müßte das Unwillen erregen, denn was die Zeitungen über deren Leben in alle Winde tragen, klingt ja wie Hohn auf gesundes, wirklich amerikanisches Empfinden. Die Parfüm-Springbrunnen, die Diners zu Pferde, die Kotillon-Touren mit Sternen von echten Juwelen, kurz, die sinnlose Vergeudung des Reichtums, die durch Überbietung prickelt, ohne auch nur ästhetischen Genuß zu gewähren, die kann nicht Eindruck auf ein Volk von Pionieren machen.

Wer näher zusieht, weiß, daß die Verhältnisse nicht so im argen liegen und daß der sensationelle Aufputz mehr von den „Pfennig-Schreibern" als von den Millionenspendern herrührt. Tatsächlich herrscht in jenen Kreisen, trotz mancher

Übertreibung, doch ein erlesener Geschmack; viel Sinn und Freude an echter Kunst, frische Lust am Sport im großen Stile, kosmopolitische Gewandtheit, vollendete Eleganz in der Kleidung der Frau und bei der Tafel, und eine Geselligkeit, die das reichste Land der Erde stolz repräsentiert. Im Feld der Mode und der Eleganz sind sie wirklich die Führer und verdienen es zu sein. Ihre Kreise sind sicherlich weniger interessant als manche, bei weitem schlichtere Gesellschaftsgruppen, aber das gilt ja überall in der Welt in den Kreisen derer, bei denen das Vergnügen zur einzigen Lebensarbeit wird. Und ihre Vergnügungen und Prunk-Entfaltungen haben sicherlich weniger Individualität, sind mehr nach einer maßgebenden Schablone gearbeitet, als die der europäischen Kreise, die in vergleichbarem Luxus leben, aber das ergibt sich ja aus dem gesamten Modezwang des amerikanischen Lebens, das für die malerische Eigenart der Individualität zu wenig Duldung hat. Trotzdem aber kann weder das diplomatische Washington, noch das intellektuelle Boston, noch das wohlspeisende Baltimore, weder das kulturalte Philadelphia, noch das kulturfrische Chicago, noch das kosmopolitische San Francisco auf irgendwelche Gruppen weisen, die in der Welt, in der man sich um jeden Preis kostspielig amüsieren will, zur Führung besser berufen wären, als jene „Vierhundert“ von Newyork.

Und dennoch steckt ein Grundfehler in der gesamten Rechnung. Es ist einfach nicht wahr, daß diese Kreise auch nur irgendwie leitenden Einfluß auf die Nation besäßen und somit zum Ausgangspunkt aristokratischer Neu-Ordnung geworden wären. Der Durchschnitts-Amerikaner liest, wenn er noch das echte Puritanerherz hat, mit stillem Ärger, daß da an einem Hochzeitsfest für die Maiglöckchen zur Kirchenschmückung mehr bezahlt wurde als wie das Jahresgehalt von dreißig Schullehrern beträgt, und daß die Söhne genialer Industrie-Wegweiser ihre Tage mit Cocktail-Trinken und Automobil-Wettfahren vergeuden. Ist er dagegen ein rechtes Großstadtkind, so macht es ihm im Gegenteil Spaß in seiner Zeitung den Bau der neuesten Yacht, die Ballsaalschmückung

des neuesten Palastes, oder die Verhandlungen des neuesten Scheidungsprozesses in jenen erlesensten Kreisen zu verfolgen: Nur in einem stimmen beide Lesersorten, die Ärgerlichen und die Belustigten, überein, es kommt beiden überhaupt nicht in den Sinn, unter dem Gesichtswinkel der Nation derlei ernst zu nehmen. Der eine ist empört, daß in seinem großen, gesunden, ernst ringenden Heimatsland solch Firlefanzerei und Sündhaftigkeit geduldet und begafft wird, und der andre freut sich, daß sein Vaterland nun so groß und reich und stark geworden, daß es sich auch solche Luxusspielerei gestatten darf. Er sieht dem schmunzelnd zu wie in einem Vaudeville-Theater, aber die Schauspieler auf dieser Vaudeville-Bühne nimmt doch im Grunde auch er nicht ernsthaft. Der eine betrachtet diese Clique als sittlichen Schlamm, der andre als flüchtigen, ästhetischen Schaum, und beide Parteien überschätzen dabei die exzentrischen Launen, und unterschätzen bei weitem den stetigen Einfluß, den diese Kreise auf die Hebung des Kunstsinnes und auf die echte Verfeinerung der Sitten haben. Als wirkliche Aristokratie gilt jene Clique lediglich bei sich selbst und ihren Hoflieferanten, einschließlich der Redaktion des Newyork Herald.

Aber trotz alledem beginnt die amerikanische Gesellschaft sich ernsthaft zu differenzieren. Es ist nicht die, nur in der Phantasie bestehende Aristokratie, die europäischen Monarchiegeist nachahmen will, und es ist nicht die Pseudo-Aristokratie, die sich vereint hat zum Tanz um das goldne Tafel-Service. Es ist eine echte Aristokratie der führenden Kreise, die sich langsam aus dem sozialen Leben der Nation heraushebt und dadurch den Anlaß zu einer sich stetig mehr abstufenden Sonderung sozialer Schichten bietet. In ihr fehlt keineswegs der Einfluß des Reichtums, nur ist es nicht der Reichtum als solcher, der in den Adelstand erhebt. In ihr fehlt auch nicht das geschichtliche Prinzip der Familien-Vererbung; nur ist es nicht die Länge der Ahnenreihe bloß, die heraushebt, und zum Einfluß von Besitz und Familie gesellt sich vor allem die Bedeutung der tieferen Bildung und des persönlichen Talentes, und aus der Verbindung dieser Fak-

toren und aus ihrer Durchdringung geht eine neuweltliche Führergruppe hervor, die in der Tat nationale Bedeutung besitzt.

Gilt es, einen einzelnen Namen zu nennen, der diese neue Aristokratie typisch vertreten kann, so sei Roosevelt genannt. Im Jahre 1649 kam Claes Roosevelt nach New-Netherland, dem jetzigen Newyork, und von Generation zu Generation wirkten die männlichen Sprossen zum Besten des Gemeinwohls. James Roosevelt, der Urgroßvater des Präsidenten, gab seine Dienste unentgeltlich der Kontinental-Armee im Unabhängigkeitskriege; der Großvater verschenkte den größten Teil seines Vermögens für wohltätige Zwecke, der Vater war an der Spitze patriotischer Unternehmungen während des Bürgerkrieges unermüdlich tätig. Und wie der Gemeinsinn vererbten sich der Wohlstand und die Freude an Sport und glänzendem Leben. Die Roosevelts fuhren schon lange vierspännig durch den Park.

Dieses unter dem Einfluß von Traditionen herangebildete Bürgertum wurde nun von der besten geistigen Kultur Neu-Englands durchdrungen: Theodore Roosevelt ist in erster Linie ein Harvardschüler. Die ganzen Wurzeln seines Wesens senkten sich in den klassischen Grund der Harvard-Welt; die Geschichte des eignen Volkes wurde sein Lieblingsstudium; er schuf historische Arbeiten von weitem Ausblick. Aber dazu gesellte sich das starke Talent für den Verwaltungsdienst; wirkliche Leistung führte ihn unvergleichlich schnell von Stufe zu Stufe. Und so verschmolzen Bildung und öffentliche Leistung, Reichtum und Familientradition zu einem Kulturwert, der diesen Mann sozial sehr viel stärker emporhebt, als es das Präsidentenamt als solches vermöchte. Mac Kinley war ihm in mancher Beziehung vielleicht überlegen, aber in der Welt Mac Kinleys fehlten die Tiefendimensionen der aristokratischen Verschiedenheit; sie war ein Flächenbild, bei dem es keinen Sinn hatte, nach der ungleichen Abhebung in der andern Dimension überhaupt zu fragen. Erst mit Roosevelt zog ein Aristokrat ins Weiße Haus und neben ihm stehen als Aristokraten in diesem Sinne viele andre,

die nie an ein weit sichtbares politisches Amt denken würden.

Aristokratische Differenzierung kann sich in einem Lande, das auf so breiter und fester demokratischer Grundlage ruht, nur dann ausbilden, wenn die Bewegung von beiden Seiten, von oben und von unten, einsetzt und vor allem von beiden Seiten in kulturfördernder Weise verläuft. Würde es sich darum handeln, auf der einen Seite Vorrechte zu verlangen und den Anspruch durch aufdringlichen Prunk glaubhaft zu machen, auf der andern Seite aber von den weniger Begünstigten in irgend einer Form Unterwürfigkeit zu fordern, so wäre jeder solcher Versuch aussichtslos. Anspruch auf Vorrecht mit hypnotisierendem Prunk und entsprechende Unterwürfigkeit der Schwächern können allein sehr wohl eine Aristokratie aufrecht erhalten, wenn lange historische Gewöhnung vorangeht, aber solche Form der Entartung kann sich nicht auf frischem Boden als Anfangszustand entwickeln. Soll sich ein Neues gestalten, so muß oben nicht von Vorrechten, sondern von Verpflichtungen die Rede sein, und unten muß nicht das Gefühl der Erniedrigung, sondern das des Vertrauens antworten. Und gerade diese Stimmung wächst von Tag zu Tag.

Am deutlichsten lassen sich solche Verpflichtungen äußerlich für den Reichtum erkennen; der Reichtum hat denn auch vielleicht am meisten dazu beigetragen, daß sich die amerikanische Gesellschaft aristokratisch zu differenzieren beginnt. Aber hier ist nun eben nicht mehr vom Reichtum als Hülfsmittel verschwenderischen Prunkes oder gar aufdringlichen Protzens die Rede, sondern von dem Reichtum, der für die Kulturaufgaben der Nation arbeitet. So sehr es auch den Vorurteilen der Alten Welt widersprechen mag, Reichtum allein gibt in der Neuen Welt keine soziale Stellung. Daß der Besitz überall Abhängigkeiten erzeugt, ist selbstverständlich, aber solange es sich nur um die Macht handelt, andre verdienen zu lassen, ist natürlich von sozialer Differenzierung keine Rede. Bei Ladenbesitzern und Grundstückmaklern in hohem Ansehen stehen, erhöht nicht, ja der Amerikaner trennt

den Besitz und den Besitzer in ungewöhnlichem Maße. Er ist in seinem Geschäftsleben so sehr daran gewöhnt, mit unpersönlichen Korporationen zu verhandeln, daß die Verfügung über Geldmittel in seinen Augen dem Verfüger kein persönliches Ansehen gibt. Gerade in den westlichen Städten, wo sich das Leben, sehr viel mehr als im Osten, um Geldfragen dreht, ist der Begriff einer persönlichen Differenzierung der Menschen selbst, im Sinne einer Scheidung von Ständen, am allerwenigsten entwickelt. Der bloße Umstand, daß der eine glücklich, der andre vergeblich spekuliert hat; daß der Landbesitz des einen im Wert gestiegen, der des andern entwertet ist, kann keinen Glauben an eine innere Verschiedenheit der Besitzträger entstehen lassen. Die Beziehungen bleiben rein wirtschaftliche, ohne jeden sozialen Beigeschmack.

Es mischt sich höchstens eine gewisse Neugierde hinzu; da der Besitz eine Fülle von Möglichkeiten eröffnet, so wird die Erwartung der Umlebenden gespannt und die Einbildungskraft wach gehalten. In diesem Sinn ist besonders in den kleinen und mittlern Städten die Gruppe der Vermögenden im Zentrum des öffentlichen Interesses, und ähnliches wiederholt sich mit den Allerreichsten in den Großstädten. Aber Objekt solcher Zeitungsneugier sein heißt durchaus nicht im Respekt der Zeitgenossen erhöht sein. Der Millionär steht in dieser Beziehung nicht anders da als der Bühnen-Tenor, und im letzten Grunde nicht anders als der Held des letzten unenthüllten Giftmordes. Es handelt sich dabei um so mehr um einen bloßen Phantasiereiz, als die Wirklichkeit solche Unterschiede mit verhältnismäßig matten Farben ausmalt.

Wenn man nämlich von den verschwenderischen Exzentritäten kleinerer Kreise absieht, so tritt nach außen hin der Unterschied in der Lebenshaltung im ganzen nur wenig und nirgends aufdringlich in die Erscheinung. Die vielen, die in der amerikanischen Großstadt ihre zwanzig Millionen Mark zum Hintergrund haben, leben nach außen hin kaum verschieden von den viel zu vielen, die sich mit ein paar Millionen durch-

schlagen müssen. Anderseits spannt gerade der kleine Mann mit bescheidener Einnahme alle seine Kräfte an, um nach außen hin, in Wohnung und Kleidung, so reich zu erscheinen wie nur irgend möglich. Er verzettelt auch nichts mit Mitgiften und sammelt wenig, da es ihn nicht reizt, den Rentier zu spielen, er vielmehr arbeiten will bis zu seinem letzten Tag, und er die Kinder frühzeitig lehrt, sich auf eigne Füße zu stellen. So kommt es, daß die Verschiedenheiten, die man auf der Straße sieht, nur wenig in die Augen springen. Der Bankier hat seinen Palast und seine Karosse, und seine Frau trägt Sealskin, aber sein Schuster hat ebenfalls ein eignes Haus und ebenfalls Buggie und Pferd, und seine Frau trägt eine Sealskin-Imitation, die man schon befühlen muß, um den Unterschied zu erkennen.

Ganz anders ist es nun aber, wenn der Reichtum nicht als Quelle der Befriedigung persönlicher Bedürfnisse, sondern als Maßstab der persönlichen Tüchtigkeit, die ihn hervorgebracht hat, in Frage kommt. Da konzentriert sich nun die ganze Bedeutung des Besitzes auf den Besitzer. Wir müssen immer wieder betonen, daß gerade in dieser Rückbeziehung der eigentliche Impuls zum amerikanischen Wirtschaftsleben liegt. Der Reichtum wird das Kriterium der Selbstbetätigung, und wenn die ganze Nation ihre Kräfte anspannt, diese Selbsttätigkeit rastlos zu bekunden, so muß notwendig instinktive Bewunderung sich dem zuwenden, der erfolgreicher war als die andern. Der Reichtum des Börsenspiels und der ererbte Besitz, das Vermögen, das durch zufällige Wertsteigerung, durch zufälliges Monopol, in den Schoß fiel, zählt nun nicht mehr mit, aber der Besitz, der durch geniale Berechnung und Voraussicht, durch sichere, die Welt zwingende Energie und Rastlosigkeit, durch glänzende, neue Ideen und unerschütterlichen Mut, in sicherm Anstieg erobert wurde, der zählt voll. In solchem Schöpfer materieller Werte sieht der Amerikaner das Vorbild für seine Pioniertugenden, den geborenen Führer seiner wirtschaftlichen Kultur, und in aufrichtiger Bewunderung blickt er zu ihm empor und stellt ihn bei weitem höher als seinen Nachbar im Palastviertel, dem der Zufall

vielleicht ein zehnfach größeres Vermögen geschenkt hat. Nicht die Kraft, die der Reichtum verleiht, wird respektiert, sondern die Kraft, die den Reichtum geschaffen hat.

Und damit verschmilzt nun das Wichtigere, der Respekt vor der Kraft, die den Reichtum, ja selbst das bescheidene Vermögen, höhern Zielen dienstbar macht. Nicht jeder soll jedes wollen. Wer Krankenhäuser baut, mag ohne Verständnis für die Förderung der Künste sein; wer Universitäten unterstützt, mag wenig in den Klingelbeutel der Kirche tun; wer Skulpturen sammelt, mag für die Erziehung der Neger kein Interesse haben, aber daß nur das Geld Würde verleiht, das irgend einem idealen Ziele dienstbar gemacht wird, das ist das Grund-Dogma der amerikanischen Gesellschaft. Ja, vielleicht ist neben der rein wirtschaftlichen Macht die Möglichkeit, gerade diese Würde zu erringen, der wichtigste Antrieb für den Erwerbsdrang, wirksamer als der Wunsch des Genusses, den das amerikanische Leben durch äußere Uniformierung ohnehin einschränkt. Wie weit die soziale Anerkennung der idealen Betätigung folgt und wie weit die ideale Betätigung der sozialen Anerkennung nachläuft, läßt sich natürlich im Einzelfalle schwer entscheiden. Tatsächlich aber hat sich ein Gesellschaftszustand herausgebildet, in dem das „noblesse oblige“ des Vermögens so ziemlich von allen Seiten anerkannt wird, und bei dem das öffentliche Bewußtsein über die Leistungen und die gebührende soziale Bewertung genauer Buch führt, als wenn es gälte, Orden und Titel mit feinsten Abschattierungen zu verleihen.

Das Recht des Einzelnen, sich nach besonderer Richtung zu spezialisieren, sich vielleicht auf erblindete Katholiken oder auf Studierende der Insektenkunde zu konzentrieren, auf Kirchenfenster oder auf Tonzylinder mit Keilinschriften, das wird im vollsten Maße anerkannt. Ja, es treten im Vertrauen auf den guten Willen der Vermögenden so unverhältnismäßig viele Anforderungen hervor, daß es dem Einzelnen ganz unmöglich wäre, aus bloßem Sympathiegefühl unterschiedslos überall mitzuhelfen. Der Amerikaner würdigt gerade die Sorgsamkeit, mit der der Einzelne prüft, ob die

Verwertung der Mittel seinen persönlichen Ideen entspricht. Erst dadurch gewinnt das Geben den tieferen, persönlichen Inhalt und trennt sich grundsätzlich von der sentimentalen Opfergabe und der renommistischen Prunkgabe. Es wird eine ernsthafte Arbeit, die bei den reichsten Männern täglich stundenlange, gewissenhafte Anstrengung verlangt. Ein Mann wie Carnegie, dessen gemeinnützige Schenkungen bereits über hundert Millionen Dollars betragen, würde selbst seines Milliarden-Vermögens sofort ledig sein, wenn er auch nur eine einzige Woche lang alle einlaufenden Gesuche bejahen würde. Er erhält jeden Tag Hunderte solcher Briefe und widmet tatsächlich fast seine ganze Kraft der Durchführung seiner sozialen Pläne.

Und das wiederholt sich nun im verkleinerten Maßstab in allen Schichten. Wer ein echter Amerikaner ist, empfindet seinen Besitz wirklich als öffentliches Vertrauensamt, und die Intensität, mit der diese Auffassung sich bekundet, entscheidet über die soziale Bewertung des Reichtums. Die wirklichen Aristokraten des Reichtums in der Neuen Welt sind diejenigen Männer, für die das öffentliche Bewußtsein Bewunderung in bezug auf den Erwerb und in bezug auf die Verwertung zugleich empfindet. Beide Faktoren müssen gewissermaßen verschmelzen. Die vorbildlichen persönlichen Kräfte, die großen Besitz erobern, und die hohen Anschauungen, die zur edelsten Verwertung des Besitzes führen, scheinen ja zunächst voneinander ganz unabhängig, und sicherlich schließen sie zuweilen einander aus. Das aristokratische Ideal verlangt aber ihre Verbindung und wechselseitige Durchdringung, und die amerikanische Gesellschaft kann nicht darüber hinwegsehn, wenn in dem Gesamteindruck das eine oder das andre fehlt; wenn der Reichtum etwa mit imponierender Größe erworben wird, dann aber kleinlich und selbstisch verwertet wird, oder wenn umgekehrt die Verwaltung den höchsten sittlichen Anforderungen entspricht, der Erwerb aber im Kreise der Sachverständigen ungünstig beurteilt wird. Fühlt sich die öffentliche Meinung doch immer mehr berufen, die Blendlaterne auf die Geschäftswege derer zu lenken, die ihren

Reichtum verschenken wollen. Das non olet erkennt der Amerikaner durchaus nicht an, und nicht selten haben lebhafte Kämpfe eingesetzt, wenn anrüchiges Vermögen sich in öffentliche Schenkungen umsetzen wollte.

Der Reichtum, in dessen Erwerb sich hervorragender Betätigungsgeist bekundet und in dessen Verwertung sich ernstes Verantwortlichkeitsgefühl ausspricht, hat nun in der Tat sozial hervorhebende Kraft, und doch ist es nur ein Faktor neben andern. Die Familientradition, der bürgerliche alte Adel des angestammten Namens steht zunächst als ein zweiter Faktor daneben. Der Europäer hat nur eine dürftige Vorstellung davon, welch große Bedeutung die Genealogie im amerikanischen sozialen Leben spielt, und ist vielleicht verwundert, wenn er in den großen Bibliotheken ganze Wände mit Bücherregalen bedeckt sieht, die nichts anderes enthalten als Werke über die Genealogie amerikanischer Familien. Der bloße Stammbaum der Familie Whitney aus Connecticut füllt drei dicke Bände mit 2700 Seiten, und da steht sogar ein dicker Prachtband mit der Genealogie amerikanischer Familien von königlicher Abstammung. Ja nicht nur eigene Zeitschriften dienen der Stammbaumwissenschaft, sondern selbst manche große Tageszeitung hat ihre genealogische Abteilung. Nun ist das alles ja zum großen Teil Sport und Spielerei, eine Modelaune, bei der das Vorfahrensammeln oft nicht anders betrieben wird als ein Münzen- oder Briefmarkensammeln. Und sicherlich widerspricht die Wahrung von Familientraditionen und die Entwicklung historischen Familienstolzes durchaus nicht den demokratischen Prinzipien; aber gewinnt das Interesse am Stammbaum im Volksbewußtsein lebhaftere Geltung, so wird sich die soziale Differenzierung doch leicht daraus ergeben.

Gewiß wird auch daraus zunächst nur eine sehr äußerliche oberflächliche Scheidung entspringen. Werden etwa zu einem Tanzstundenkränzchen nur Abkömmlinge von Mayflower-Einwanderern zugelassen, so ist damit eine Sorte Exklusivität gekennzeichnet, die wirklich undemokratisch ist; aber dieser Typus hat auch tatsächlich nur spielerische Bedeutung

für Amerikas Gesellschaft. Die großen Vereinigungen, die sich auf die Abstammung von gewissen Gruppen beziehen, beanspruchen keine Sonderrechte; zum Teil dienen sie geradezu der Wohltätigkeit. Dabei wäre die Familienaristokratie, die Sonderrechte für sich beansprucht, an und für sich nichts Neues auf amerikanischem Boden, denn in der Kolonialzeit spiegelte sich auf amerikanischer Seite naturgemäß so mancher soziale Unterschied der englischen Gesellschaft, und der englische Klassengeist starb eigentlich erst aus, als die Revolution es mit sich brachte, daß die Söhne der englischen „Gentlemen" nicht mehr hinüberkamen. Auch dann blieb noch im Süden bis zum Kriege viel von dem alten Aristokratengeist bestehn.

Diese äußerliche Differenzierung ist nun heute im wesentlichen verschwunden. Der bloße äußere Flitter der sozialen Familienaristokratie ist abgestreift, aber um so mehr ist nun das wirklich Bedeutsame der Familienzusammenhänge hervorgetreten. Die Träger der alten Familiennamen sind im öffentlichen Bewußtsein zu Trägern des öffentlichen Vertrauens geworden, und je mehr die amerikanische Nation sich bewußt wird, daß eine Geschichte hinter ihr liegt, desto mehr blickt sie auf die Männer, in denen die Familientraditionen von sechs oder acht oder zehn Generationen auf amerikanischem Boden lebendig sind.

Freilich haben diese Traditionen noch durchaus provinzialen Charakter. Es gibt sozusagen keine nationale Familienbedeutung. Die Namen der führenden Familien von Virginia — Namen, die im Süden für jeden mit einem Strahlenkranz umleuchtet sind — sind im Norden fast bedeutungslos. Die Abkömmlinge der Knickerbockerfamilien, deren Name in Newyork nie ohne eine gewisse Feierlichkeit genannt wird, müssen sich in Baltimore oder Philadelphia bescheiden hinter ganz andre Namen zurückstellen lassen. Der Westen des Landes ist naturgemäß noch zu jung, um solche Traditionen zur vollen Entwicklung zu bringen; aber Ansätze dafür sind auch dort schon vorhanden. Wie es aber im Osten steht, dafür mag ein typisches Beispiel genügen.

Die Harvard-Universität wird von sieben Männern verwaltet, die durch das Vertrauen der Gesamtheit berufen sind, die verantwortliche Stellung auszufüllen. Um ihrer Tüchtigkeit und um ihres weiten Blicks wegen sind sie in dieses Ehrenamt gestellt, und dennoch ist es wohl kein Zufall, daß unter den sieben Männern auch nicht ein einziger ist, dessen Familie nicht seit sieben Generationen dem Staate Massachusetts Dienste geleistet hat. Da bedeuten denn in solchem vorbildlich demokratischen Gemeinwesen, wie es die puritanischen Staaten von Neuengland sind, die Namen der Familien, die in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in den Gemeindeangelegenheiten mitwirkten, durchaus dasselbe, was etwa der alte märkische Adel in Preußen bedeutet, und ohne Adelsprädikat klingt für jeden Kundigen der ganze Ruhm der Vergangenheit in solchen Eigennamen weiter.

Der wichtigste Faktor in der Differenzierung ist aber doch und wird täglich mehr die höhere Bildung. Wir haben, als wir von den Universitäten sprachen, ausführlich verfolgt, warum die Begriffe der höhern Bildung und des Gelehrtenberufs in Amerika weniger als in europäischen Ländern zusammenfallen. Wir sahen, wie die Gelehrtenberufe sich zunächst nur auf praktische Fachschulen stützten, die den Arzt, den Anwalt und den Prediger vorbereiteten, ohne breite, gediegene Schulung vorauszusetzen, und wie sich anderseits das College als das Institut für höhere Bildung mit eignen Schulen unabhängig entwickelte, und wie erst langsam im Lauf der Geschichte beide Teile zusammenwuchsen, das College somit die Nebenfunktion erhielt, Vorbereitung für die Fachschule zu werden. Soll die höhere individuelle Kultur soziale Bedeutung erlangen, so kann es sich daher in erster Linie nicht um die Gelehrtenberufe handeln, sondern vor allem um die allgemeine „College"-Bildung, und in dieser Beziehung haben sich nun zweifellos die allgemeinen Anschauungen langsam verschoben. Die soziale Bedeutung des „College Graduate" ist in stetem Wachstum begriffen.

Lange Zeit überwogen die ungünstigen Vorurteile. Die Kräfte, welche die Nation stark gemacht, mußten da Illusion

erzeugen. Man sah im Vordergrunde der öffentlichen Wirksamkeit so viele charaktervolle, einflußreiche Männer, die nicht über die Mittelschule hinausgekommen waren, vielleicht nur mit Volksschulbildung ihren Weg gemacht, und instinktiv glaubte daher die Masse, daß der natürliche Scharfblick, die stille Energie, der freie Unternehmungsgeist sich am besten entfalte, wenn er in der Schule des Lebens sich entwickelt, ja, daß die Bücherschule ihn eher verkümmere. Der Collegestudent galt gewissermaßen als ein Weichling, der sich über die Dinge vielleicht manch feinen Gedanken macht, aber nicht fest Hand anlegen kann, wenn es gilt, die großen Nationalaufgaben zu lösen, als ein akademischer „Mugwump", aber nicht als ein Führer. Das Bankhaus und die Fabrik, das Landgut und das Bergwerk, das Anwaltsbureau und die politische Amtsstube, schienen viel bessere Plätze für den zwanzigjährigen Amerikaner als die Hörsäle der philosophischen Fakultät, und dabei fürchtete man sich nicht nur vor dem unpraktischen Charakter der Studien, sondern vielleicht mehr noch vor der sozialen Unwirklichkeit der College-Welt. Man empfand, daß da eine idealistische Atmosphäre künstlich geschaffen war, an die der geistige Organismus sich in den besten Entwicklungsjahren zu leicht gewöhnt, so daß er im höhern Sinne ungeschult in die rauhe Wirklichkeit des großen Lebens hinaustritt. Für die Politik galt das seit der Präsidentschaft von Andrew Jackson fast als Dogma, und im Wirtschaftsleben sah es nicht anders aus.

Das hat sich nun alles durchaus geändert und verschiebt sich von Jahr zu Jahr mehr. Nicht darum handelt es sich, daß die deutsche Gleichsetzung von Gelehrtenberuf und akademischer Bildung sich einbürgert. Dafür liegt kein Bedürfnis vor, und solche Anschauung hat sich nur aus besondern historischen Bedingungen in Deutschland entwickelt. Dabei bleibt es für den Amerikaner im wesentlichen auch heute, daß wer ein führendes College durchgemacht und somit etwa das Niveau eines deutschen Philosophiestudenten im dritten oder vierten Semester erreicht hat, an Bildung niemandem nachsteht, gleichviel ob er Fabrikant oder Bankier oder Offizier

geworden ist, oder aber sich dem ärztlichen oder juristischen oder philologischen Fachberuf hingegeben hat. Das, was sich verändert hat, ist die Erwartung, die man an den College-Studenten knüpft. Die Befürchtungen sind verscheucht. Man weiß, daß die geistige Zucht, die er in der künstlichen Idealwelt bis zu seinem 22. Lebensjahr durchgemacht, im letzten Grunde doch die beste Vorschule für die großen Aufgaben der Öffentlichkeit ist, und daß die akademische Bildung nicht durch den Wissensstoff, wohl aber durch ihre Methode jeder andern Vorbereitung für das große Leben überlegen ist.

Nur der akademisch Geschulte sieht die Dinge in der richtigen Perspektive und ist gewöhnt, das Große groß und das Kleine klein zu sehen. Selbst das Großkaufmannhaus weiß heute, daß der junge Geschäftsmann, der bis zum 22. Jahr im „College" blieb, mit 27 Jahren gemeinhin den Altersgenossen überflügelt hat, der mit 17 Jahren die Schule verließ, um ins Kontor einzutreten. Die großen „Self-made-men" mögen wohl Reden halten, die allen, welche nur Volksschulbildung haben, ein Trost und zugleich ein Sporn sind, ihre eignen Söhne aber schicken sie trotzdem ins College. Tatsächlich sind die führenden Stellen, welche die Nation zu vergeben hat, ringsum in den Händen von Männern von akademischer Bildung, und das Mißtrauen gegen den zu theoretischen Hochschulgeist ist einer Situation gewichen, in der Universitätspräsidenten und Hochschulprofessoren in den praktischsten Fragen des öffentlichen Lebens energisch mitsprechen und die „Graduates" — die Alten Herren der großen Universitäten — den eigentlichen Resonanzboden für jede Reformbewegung und jedes Kulturverlangen bilden.

Wird alles das nun zusammengefaßt, so läßt sich doch nicht mehr bestreiten, daß sich tatsächlich eine Klasse nationaler Führer herausgebildet hat, die sich im sozialen Leben von der Masse abhebt und nicht, wie es die Demokratie eigentlich verlangt, nur durch persönliche Begabung herausgehoben wird. Der Reiche hat einen gewissen Vorsprung durch den Besitz, der Abkömmling alter Familien durch seine Abstammung, der akademisch Gebildete durch die

Tatsache, daß seine Eltern imstande waren, ihn auf die Universität zu schicken. Das ist keine Plutokratie, keine Adelsherrschaft und kein Gelehrtenstolz. Wir sahen, daß der Reichtum erst durch seine sittliche Verwertung die rechte Kraft gewann, daß die alte Abstammung keinerlei ererbte Standesvorrechte und Privilegien mit sich brachte und daß die akademische Bildung nicht mit fachlicher Gelehrsamkeit gleichzusetzen war. Und auch der persönliche Faktor fehlte bei alledem nicht, da wir sahen, daß der Reichtum vor allem dann wirksam wurde, wenn er durch eignes Planen errungen war, daß die Vorrechte der Abstammung sich erst dann voll bekundeten, wenn die persönliche Leistung dahinter stand, und daß akademische Bildung jedem zugänglich ist, der durch eigne Kraft vorwärts schreiten kann. Die Grundlagen der Demokratie sind somit durchaus nicht zerstört, aber sie sind doch modifiziert. Der Selbstbehauptungsgeist, der vollständige Gleichwertigkeit verlangt, findet da überall Höherstehende, deren Ansprüche nicht verbrieft sind und denen doch alle Vorrechte einer höhern Klasse, eines führenden Standes stillschweigend eingeräumt werden.

Dazu kommt nun aber ein andres: die Differenzierung bereitet sich nicht nur von oben, sondern auch von unten vor, nicht nur dadurch, daß sich soziale Führer erheben, sondern zugleich auch dadurch, daß in dem breitern Kreise das Bedürfnis nach Unterordnung unter die Führer wächst. Nicht von Unterwürfigkeit ist die Rede, wohl aber von dem Vertrauen, das sich mit Bewußtsein dem Bessern unterordnet. Darüber kann keiner im Zweifel sein: nicht die Demokratie, wohl aber die für die Pionierzeit notwendigen Konsequenzen der Demokratie rufen heute überall im amerikanischen Lande eine kräftige Reaktion hervor. In weiten Kreisen empfindet man instinktmäßig, daß die Zeit reif sei, den Einseitigkeiten der Massenherrschaft entgegenzuwirken. Man ist sich zu deutlich bewußt, wie auf allen Gebieten in der Politik und in der Verwaltung, in der Literatur und in der Kunst, die große Leistung durch den Masseneinfluß herabgezogen wird,

der individuelle Geist zum Schablonentypus erniedrigt wird, der Dilettantismus und die Mittelmäßigkeit zum Triumph gelangen und die besten Kräfte vom öffentlichen Leben abgedrängt werden müssen. Man sieht die Tyrannei der Boßwirtschaft, die Schmach der städtischen Korruption, man sieht den ungesunden Einfluß der Sensationspresse und des gewissenlosen Kapitals, man sieht, wie das öffentliche Leben bombastisch, launenhaft, vulgär werden muß und Autorität und Respekt verloren gehn müssen, wenn die Demokratie ungehindert alle ihre Konsequenzen ziehen darf.

Die Zeit ist gekommen, so empfindet man in den weitesten Kreisen, in der der sittliche Einfluß der Unterordnung und der Autorität, und der erziehende Einfluß alles dessen, was sich zunächst an den ästhetischen Geschmack der wenigen wendet, den demokratischen Werten zugemischt werden müssen. Der Fachmann muß sprechen, wo die Masse nur zu Zufallsentscheidungen kommen kann. Der geschulte Geist muß führen, wo der Dilettantismus in Sackgassen einbiegt. Die feinsten Geister müssen zum Wort kommen und Gehör muß für sie erzwungen werden, damit endlich nicht nur die lauten, tönenden Stimmen zur Geltung kommen, die noch mitten im Straßenlärm vernehmbar bleiben. Das Erlesene muß siegen über das, was nach jedermanns Geschmack, das innerlich Vornehme über das, was die Majorität gewählt, das Tiefe über das gefällig Breite. Nur dann, so empfindet man, kann Amerika über seine heutige Entwicklungsstufe sicher emporsteigen: es hat eine neue ethische Welt geschaffen, nun muß die ästhetische Kultur sie durchdringen. Und diese Reaktion kam nicht heute und gestern; in den letzten Jahrzehnten hat sie sich stetig vorbereitet, und heute spricht sie bereits mit jener Entschiedenheit, gegen die es keinen Widerstand gibt. Das Verlangen nach schöner Form und nach Autorität, nach dem Einfluß von Würde und Gründlichkeit tritt in jedem Winkel des amerikanischen Lebens hervor.

Schon liegen die Schrullen jener Zeit, welche Disziplin und Unterordnung aus dem Schulleben und aus dem Familien-

leben am liebsten verbannen wollte, im wesentlichen hinter uns. Schon verlangt man wieder nach festerer Zucht, und das öffentliche Leben bringt überall den Fachmann zu wachsendem Einfluß. Der Widerwille gegen alles Vulgäre in den Sitten des täglichen Lebens, wie in den Erscheinungen des Straßenbildes geht energisch vor. Der Schönheitssinn ist überall bei der Arbeit, und nicht die Stadtväter, die der politische Pöbel gewählt hat, sondern Männer von Geschmack und Bildung und Tradition sind überall schließlich zur Leitung berufen. Vom demokratischen Geiste soll da nirgends etwas abgebröckelt werden und sicherlich soll die Vorherrschaft der Masse nicht durch eine Vorherrschaft von Ästhetikern und Besserwissern abgelöst werden. Es soll nur die Demokratie gewissermaßen zu ihrem höchsten Typus erhoben werden, indem sie zur Vertretung wirklich aller im sozialen Organismus lebendigen Kräfte wird und nicht erlaubt, daß die zarten Regungen durch Massenkräfte unterdrückt sind. Die Nation ist zu jener Reife vorgedrungen, in der die Masse wirklich bereit ist, sich von den Bessern als Führern leiten zu lassen.

Gewiß beherrscht ihr Geschmack noch gar zu viele Gebiete des sozialen Lebens, gewiß gibt es noch zu viel des Trivialen und Dilettantischen, gewiß sind noch viel zu viel Institutionen auf dem Irrwahn aufgebaut, daß jeder am besten wissen müßte, was für ihn gut ist, und noch zu viele Unternehmungen schmeicheln dem Geschmack, den sie erziehen sollten. Aber nirgends fehlt es an der Gegenbewegung, und je mehr die wirtschaftliche Erschließung des Landes im wesentlichen vollendet ist, desto mehr wächst dieses Verlangen nach sozialer Differenzierung, nach ungleicher Bewertung der Kräfte und Einflüsse, nach feinerer Organisierung, nach Unterordnung. So wie das Wirtschaftsleben längst mit der sogenannten freien Konkurrenz aufgeräumt hat und die Riesenkorporationen vorbildlich zeigen, wie Unterordnung allein zum Ziel führt und wie die Arbeiterwelt sich in eine Armee verwandelt hat mit strengster Disziplin und blindem Gehorsam, so tritt auch in der nicht-

wirtschaftlichen Welt das Verlangen nach Unterordnung, nach Sonderung, nach Aristokratisierung immer fühlbarer hervor.

Dem entspricht aber auch eine neue Auffassung vom Staate. Die Demokratie ist zunächst individualistisch. Überall sahen wir als Grundkräfte in diesem Gemeinwesen den Glauben an die eigne Persönlichkeit und an die Persönlichkeit des andern. Der Staat war die Summe der einzelnen, der Staat als überindividuelle Einheit war eine leere Abstraktion; die Persönlichkeit, die sich selbst behauptet, sich selbst betätigt, sich selbst vervollkommnet, sich selbst bestimmt, war die einzige Wirklichkeit. Und dieser Glaube an die Persönlichkeit verliert auch heute nicht an seiner Kraft, und doch ist langsam ein Neues hinzugetreten. Der Glaube an die sittliche Wirklichkeit des Staats ist heute erst in langsamem Entstehen, und das öffentliche Bewußtsein fürchtet sich wohl noch, daß, wenn dieser Glaube wachsen wollte, das zuversichtliche Vertrauen in den Wert der Persönlichkeit und damit alle Grundtugenden der amerikanischen Demokratie erschüttert werden mögen. Der Glaube aber wächst von Tag zu Tag und bringt langsam eine Wandlung in den öffentlichen Anschauungen hervor. Es vollzieht sich da in der Politik dieselbe Entwicklung, die wir auf so vielen andern Gebieten verfolgten. Die Bewertung strahlt vom Individuum auf die Gesamtheit aus. So wie wir sahen, daß der Amerikaner zuerst sein Haus schmückt, lange ehe er daran denkt, die öffentlichen Gebäude schön zu gestalten, in direktem Gegensatz zum europäischen Kontinent, so gab er politischen Wert dem millionenfachen Einzelwillen, lange ehe er die Bewertung auf den einheitlichen Gesamtwillen der Staatsseele übertrug. Wer lieber alles preisgegeben hätte, als daß er den Nachbar betrog, fand sich vielleicht mit seinem Gewissen ab, wenn er den Staat zu hintergehen versuchte.

Das ist heute anders geworden. Immer wieder klingt als der Grundton durch, daß die Ehrlichkeit gegen den Staat, das Opfer für den Staat, das Vertrauen in den Staat noch wichtiger sei als der selbstverständliche Respekt vor

der Summe der einzelnen Persönlichkeiten. Solche Gefühle können sich aber nicht siegreich durchsetzen, ohne weitgehende Konsequenzen mit sich zu bringen. Der Staat wird greifbar und sichtbar nur in Symbolen, und auch seine Vertreter gewinnen ihre Bedeutung erst dadurch, daß sie symbolische Vertreter nicht der Volksmasse, sondern des objektiven Staatswillens sind. Der einzelne Staatsvertreter erfährt dadurch eine Erhöhung seiner Persönlichkeit, die ihn aus dem demokratischen Niveau heraushebt. Ein Amt auszufüllen bedeutet dann nicht nur eine Arbeitsleistung, sondern bedeutet eine Neubewertung der Persönlichkeit, ähnlich wie es beim Priesterberuf der Fall ist; eine symbolische Steigerung, die auf der andern Seite Respekt und Ehrfurcht verlangt. Auch diese Differenzierung ist ja nur in Andeutung vorhanden und wird niemals die Stärke europäischer Anschauung annehmen, weil der Selbstbehauptungsgeist zu lebhaft entwickelt ist. Aber daß diese mitklingenden Vorstellungen heute unvergleichlich lebhafter sich hineinmischen als vor zehn Jahren, darüber ist kein Zweifel möglich.

An Impulsen, die dem Selbstbehauptungsgeist entgegenwirken, ist somit kein Mangel. Trotz des lebhaftesten Gleichwertigkeitsgefühls vollzieht sich dadurch eine stetig wachsende soziale Differenzierung im gesamten amerikanischen Leben. Die Scheidung nach Berufsständen ist dabei verhältnismäßig am wenigsten bedeutsam. Ein Stand, der in solchem Maße soziales Übergewicht beansprucht, wie etwa der Offiziersstand in Deutschland, existiert in den Vereinigten Staaten sicherlich nicht. Am ehesten würde vielleicht der Anwaltsstand sich selbst als den ersten Stand des Landes betrachten, und sicherlich absorbiert er in unverhältnismäßig hohem Maße viele der besten Kräfte der Nation. Die hohe Wertung, die der Jurist in der amerikanischen Gesellschaft findet, hat wohl nicht wenig damit zu tun, daß er im Gegensatz zu seinem kontinentalen Kollegen wirklich Rechtsschöpfer ist, wie wir es ausführlich dargelegt. Unter anderm Gesichtswinkel erfreut sich der Prediger ungewöhnlicher Achtung, aber die Anziehungskraft des Berufs für die besten

sozialen Kräfte ist doch in stetigem Abnehmen begriffen. Dafür wächst die Anziehungskraft des akademischen Berufes, und zwar wächst sie naturgemäß mit der schärfern Scheidung zwischen dem bloßen Collegelehrer und dem wirklichen Universitätsprofessor. Die überwiegend reproduktive Tätigkeit des einen hat naturgemäß geringere soziale Anziehungskraft als die produktive Arbeit des andern, und diese Anziehungskraft für die besten Kräfte setzt sich rasch in höhere Leistung um, und die höhere Leistung bedingt wieder die größere soziale Bewertung. Der politische Beruf als solcher steht tief in der Skala. Nur die Gouverneure, Senatoren und höchsten Ministerialbeamten spielen eine bedeutsame soziale Rolle. Von einer besondern sozialen Bewertung der kaufmännischen oder industriellen Berufe kann natürlich erst recht nicht die Rede sein, da sie in einer tausendfachen Abstufung sich darbieten. Sicherlich aber sind ihre einflußreichen Vertreter keinem einzigen Stande sozial untergeordnet.

Eine scharfe Berufsscheidung liegt also der sozialen Differenzierung nicht zugrunde, und doch ist die Sucht der sozialen Behauptung und gesellschaftlichen Scheidung überall fühlbar, von den obersten bis zu den niedersten Schichten, und zwar in einer Weise, wie sie etwa vor einem halben Jahrhundert dem gesamten nördlichen Volkscharakter widerstrebt hätte. In Washington ladet die exklusive Wirtin nur Senatorinnen und nicht Repräsentantinnen zu ihrem Fest, und in der Bowery von Newyork dürfen, dem Berichte zufolge, die Kinder des „Peanut"-Verkäufers nicht mit den Kindern des sozial niedriger stehenden Orgelspielers spielen. Die „Vierhundert" in der Großstadt lehnen höflich, aber beharrlich die Dinereinladung zum frischgebackenen Millionär ab, und die Näherin, die zur Aushilfe ins Haus kommt, um die Wäsche zu flicken, weigert sich, sich mit den Dienstboten zusammen an den Tisch zu setzen. Schon wird in den großen Städten die öffentliche Schule von den bessern Kreisen vermieden und die Gesellschaft schickt ihre Kinder nur in Privatschulen. Die Eisenbahnen kennen in dem demokratischen Lande kein Dreiklassensystem: sie haben nur eine Klasse;

die bessere Gesellschaft aber benutzt sie nicht, sondern fährt im Parlorwagen oder im Pullmancar. Dieselbe Sonderung gilt für alle Gelegenheiten ähnlicher Art, und dabei handelt es sich durchaus nicht nur um den größern Luxus und die größere Bequemlichkeit des Reichen, sondern wirklich um eine soziale Scheidung. Wer sozial im Theater ins Parkett gehört, nimmt lieber mit dem schlechtesten Parkettplatz vorlieb, als daß er sich auf den zweiten Rang begibt, wo er nicht hingehört, auch wenn der Platz dort besser und bequemer ist.

Ganz besonders typisch ist die schnell zunehmende Sympathie mit Abzeichen, mit Kostümen und Uniformen, kurz mit den Symbolen der Differenzierung. Es gab eine Zeit, in der der freie Amerikaner es von sich gewiesen hätte, besondere Livreen zu tragen. Heute will keiner mehr — vom Elevatorjungen bis zum Richter hinauf — der neuern Tendenz widerstreben. Die Festaufzüge der Arbeiter und der Veteranen werden immer bunter. Wer aber etwa in den letzten Jahren die Einführung der neuen Universitätspräsidenten in Yale oder Columbia mitgemacht, der hat Paraden gesehn mit Hunderten bunter, zum Teil phantastisch dünkender akademischer Kostüme, wie sie heut zu jedem großen Hochschulfest in Amerika gehören, symbolische Zurschaustellungen, wie sie noch vor zwanzig Jahren der demokratischen Farblosigkeit unmöglich erschienen wären.

Auch das innere Leben der Universitäten gibt lebhaftes Zeugnis von der sozialen Schichtung. In Harvard und in Yale etwa gibt es enge Klubs der sozialen Führer unter den Studenten. Gewiß gehen viele Hunderte jährlich durch die Universität, ohne sich um deren Existenz zu kümmern. Nicht kleiner aber ist die Zahl derer, die kein andres Sehnen und keine andre Leidenschaft haben, als in solchen engern Kreis hineingewählt zu werden, und denen kein wissenschaftlicher Erfolg die Verbitterung mildern könnte, wenn sie in dieser künstlichen Klubwelt soziale Enttäuschung erlebten. In gleicher Weise siedelt so manche reich gewordene Familie des Westens vielleicht nach Boston über und verzehrt

sich Jahre hindurch in dem vergeblichen Ehrgeiz, sich in die Gesellschaft einzudrängen. Viel stärker sogar als in Europa ist die soziale Scheidung der Stadtgegenden. Eine Straße, in die sich sozial niedriger stehende Elemente eingepflanzt, verliert schnell ihren Wert; die Residenzgegenden verlangen ein gleiches soziales Niveau ihrer Bewohner.

Sehr charakteristisch sind auch die Wandlungen, die sich in Bezug auf die Stellung des Präsidenten im Volksbewußtsein vollzogen haben. Fast mit monarchischem Pomp zieht heute der neuerwählte Präsident ins Amt ein und hält Flottenrevuen ab, wie sie früher nicht denkbar gewesen wären; bei Tisch setzt er sich zuerst, ihm wird zuerst serviert, und eine Einladung ins Weiße Haus gilt als ein Befehl, der alle vorhergehenden gesellschaftlichen Verpflichtungen löst. Das ist erst das Ergebnis der allerletzten Jahre; noch vor nicht langer Zeit sagte man in Washington Einladungen zum Präsidenten ab, weil man schon andre Einladungen angenommen hatte. Im sozialen Leben gab es eben zunächst nur „Gentlemen", deren Funktion in den Bureaustunden keine soziale Abschattierung im Salon mit sich brachte, so daß rein gesellschaftlich das erste Anrecht dem zustand, der zuerst einlud; das alles ist nunmehr anders geworden.

Selbst das Titelwesen nimmt langsam zu. Vor zwanzig Jahren redeten die Studenten ihre Professoren stets nur beim Namen an; heute wird der Professorentitel selten ausgelassen, und der Überschwang militärischer Bezeichnungen, der im Westen üblich ist, wird überall im Land belacht. Im Heere selbst bekundet sich die aristokratische Tendenz in immer neuen Symptomen, die nur hie und da zufällig an die Oberfläche dringen. Dem Geiste der offiziellen Bestimmung entgegen wird die Beförderung von Männern unterdrückt, die aus sozial niedrigem Niveau sich emporarbeiten, und die soziale Elite wird bevorzugt. Täglich wächst auch das Bedürfnis nach Etikette im sozialen Leben, nach symbolischer Form, nach Schmückung des gesellschaftlichen Verkehrs. Eine Nation, die jährlich mehr als 25 Mill. Mark dem Gärtner für abgeschnittene Rosen und 18 Mill. für Nelken zahlt,

hat es gelernt, das gesellschaftliche Leben mit dem Reiz der Zartheit und der Erlesenheit zu umgeben. Noch schneller entwickelt sich die Etikette im Gebiet des Berufslebens. Die Standesvorschriften, die für den Anwalt, den Arzt, den Gelehrten gelten, entwickeln sich von Jahr zu Jahr mehr und oft mit einer Schärfe, die über europäische Gewohnheiten hinausgeht. So würde es in dem kommerziellen Amerika für unmöglich gelten, wenn ein Professor an einer führenden Universität sich nach deutscher Art ein medizinisches Heilmittel patentieren lassen wollte. Die Etikette des Berufs verlangt, daß, was er entdeckt, nur der Wissenschaft gehört. Überall die gleiche Tendenz, den engern Kreis zusammenzuhalten und sozial zu heben durch absondernde Bestimmungen, um die sich die freie Masse nicht kümmern würde. Auch in diesen Beziehungen der Berufsetikette geht der Osten noch weit dem Westen voran.

Wer aber den Blick auf das Große und Ganze richtet, der sieht das Walten dieses neuen Geistes nun doch vor allem nicht in diesen kleinen Symptomen, sondern in der großen Richtung und in den bedeutsamen Bewegungen, von denen wir in den verschiedensten Zusammenhängen ausführlich gesprochen haben. Es ist der Geist des Imperialismus in der äußern Politik, der aus diesen Gefühlsregungen gewachsen ist und der seine stolze Kraft nicht entfalten kann, ohne den urdemokratischen Tendenzen entgegenzuwirken. Es ist der Geist des Militarismus, der mit Flotte und Heer Triumph sucht, der stramme Disziplin verlangt und dem Befehlshaber blind gehorchen will. Es ist der Geist des Rassenstolzes, der undemokratisch den Neger und den Chinesen verfolgt und die Einwanderung der Osteuropäer und Südeuropäer verhindert. Es ist der Geist des Zentralismus, der die Allmacht des Staats über das wirre Widerspiel der einzelnen erhebt, der auch in wirtschaftlichen Bewegungen vom planmäßigen Vorgehen des Staatsganzen mehr erhofft als von dem freien Konkurrenzkampf der Menge, und große neue Aufgaben, wie die Bewässerung des Westens und die Durchbohrung des Isthmus unmittelbar vom Reiche verlangt. Es ist der

Geist der Aristokratie, der mehr und mehr die akademisch Gebildeten und die Reichen in die politische Arena lockt. Es ist der Geist der sozialen Differenzierung, der auf Kunst und Wissenschaft hindrängt und das ganze Leben der Nation mit einer den höchsten Idealen und nicht den Durchschnittsideen angepaßten Schönheit und Weisheit durchdringen will. Es gilt, dem erlesenen Geschmack gegenüber dem Massengeschmack zum Sieg zu verhelfen. Es gilt, im nationalen Bewußtsein das Urteil der Unterrichtetsten, das Feingefühl der Erzogensten, die Gesinnung der Reifsten zur Vorherrschaft zu bringen. Wie dieser neue Geist wächst und sich entfaltet, wie er die Einseitigkeiten und Auswüchse der politischen, der wirtschaftlichen, der intellektuellen, der künstlerischen Demokratie täglich mehr beseitigt, und das Amerika der Rooseveltzeit den westeuropäischen Kulturländern immer ähnlicher gestaltet, das haben wir eingehend betrachtet.

Nicht jedermann sieht diese Entwicklung mit ruhigem Gemüte. Das, was Amerikas Größe ausgemacht, was seine Mission in der Welt zu sein schien, die Kultur, die vom Glauben an den sittlichen Wert des Individuums getragen wird, die Kultur, die auf Selbstbestimmung, Selbstbetätigung und Selbstbehauptung beruht, die hatte nichts von der sozialen Differenzierung und vom Imperialismus zu hoffen gehabt und mancherlei zu fürchten. Die aristokratischen Tendenzen scheinen da die Grundfesten der ethischen Demokratie zu untergraben, und die Symbole einer imperialistischen Gegenwart erscheinen da wie ein Hohn auf die Ehrbarkeit der Vergangenheit. An Reaktionen wird es daher sicherlich nicht fehlen. Vielleicht werden es nur die kleinen Gegenbewegungen sein, die durch Wort und Wahlzettel dem Anschwellen des amerikanischen Ständegeistes und dem Überwuchern der Klassenideen entgegenarbeiten und die den aristokratischen Neigungen das Spiel verderben werden, wenn sie sich gar zu weit von den Gewohnheiten der Massen entfernen wollen. Vielleicht wird auch noch einmal eine ganz große Reaktion kommen, und die ungeheure Macht, welche der Arbeiterstand im Lande besitzt, mag dann im

Interesse ethischer Prinzipien zu Kämpfen führen, bei denen die ästhetische Neuentwicklung zertrümmert werden mag. Es wäre nicht das erste Mal, daß auf amerikanischem Boden die ethische Reform ein soziales Sinken des Niveaus hervorgebracht hat, denn die „Reform“ bedeutet stets den Sieg der nackten, gleichmachenden Logik über die konservativen Kräfte, in denen die historische Differenzierung sich ausspricht. So vernichtete einst die Revolution jenen neuenglischen Patrizierstand, dessen aristokratische Mitglieder in der Kolonialzeit sich von Copley malen ließen; vielleicht kommt der Tag, da die Arbeiterunionen über jene neue Aristokratie siegen werden, die sich heute von Sargent malen läßt. Auch die Reform der Sklavenbefreiung hat seinerzeit im Süden eine wahre, echte, ritterliche Aristokratie zerstört.

Wahrscheinlicher aber ist die stetige gleichmäßige Entwicklung im harmonischen Zusammenwirken der demokratisierenden Grundkräfte und der aristokratisierenden Nebenkräfte. Daß die Demokratie, deren wahren seelischen Sinn wir immer neu zu zeichnen versuchten, im Bereich der amerikanischen Verfassung in der Tat die Grundkraft bleiben wird, darüber ist kein Zweifel möglich. Und mag die Disziplin noch so militärisch werden, die Differenzierung noch so aristokratisch, die Politik noch so imperialistisch, mögen Kunst und Wissenschaft noch so sehr auf den Geist der Feinsten zugeschnitten werden, das letzte Wort wird doch stets bleiben: „Was bist du selbst als freie Persönlichkeit wert?“ Das sittliche Recht und die sittliche Pflicht der individuellen Persönlichkeit wird der letzte Maßstab bleiben, und alle aristokratische Pracht wird in Amerika stets zerfallen, wenn irgendwo und irgendwann die Leidenschaft für Gerechtigkeit und Selbstbestimmung sich beleidigt fühlt.

Das ist ja die eigentliche Tantalusqual der besten Amerikaner: an tausend Stellen sehn sie deutlich, wie ein bestimmter Erfolg leicht gewonnen werden könnte, wenn sie sich nur irgendwie über die Massenbetätigung hinwegsetzen wollten, sie sehen, wie sie die kommunalen und nationalen Ziele mit den vollen Mitteln des Landes fast spielend er-

reichen würden, wenn sie nach europäischer Art von oben herab dirigieren wollten, sie ersehnen das Ziel aufs innigste, und doch können sie es nicht erreichen, weil sie im tiefsten Herzen es selber nicht wollen und nicht wollen dürfen. Sie empfinden zu tief, daß der Gewinn nur ein Scheingewinn wäre, daß die sittliche Kraft der Nation in ihrem Besten geschädigt würde, wenn auch nur ein einziger in der Millionenmasse das Vertrauen verlieren würde, daß er selber verantwortlich sei, daß er selber mitzuentscheiden und mitzubestimmen habe. Die Glätte des Erfolges lockt erst in zweiter Linie, die Reinheit des individuellen Wollens steht voran: damit steht und fällt die amerikanische Kultur. Die Wirklichkeit ist zunächst eine sittliche Aufgabe, und gerade weil die Welt unvollendet, hart, unschön ist und überall umgestaltende Arbeit verlangt, gerade deshalb ist sie unerschöpflich wertvoll: das ist der Grundton und wird es bleiben, solange die Neue Welt ihren Idealen treu bleibt. Nur als Oberton klingt der feinere Laut in dem Vollklang mit: die Welt ist wertvoll, wenn sie schön, wenn sie ausgearbeitet, wenn sie bemeistert, wenn sie vollendet ist.

In diesem Widerspiel des Ethischen und Ästhetischen, des Demokratischen und Aristokratischen wird Amerika niemals seine Grundüberzeugung preisgeben, sondern stets nur so weit den aristokratischen Tendenzen folgen, wie es not tut, um den gefährlichen Einseitigkeiten und Auswüchsen der individualistischen Demokratie entgegenzuwirken, oder wenigstens nur soweit, wie keine Gefahr vorliegt, daß die Demokratie dadurch verkümmere. Ist doch für alle Zeit der Stolz des wahren Amerikaners nicht das amerikanische Land und nicht die amerikanische Leistung, sondern durchaus die amerikanische Persönlichkeit.

Wer die historische Wirklichkeit nicht im zeitlichen Ablauf von Ereignissen sucht, sondern in der Wechselwirkung menschlichen Wollens, der wird dieser Selbstbeurteilung des Amerikaners beistimmen müssen. Auch wenn er von außen her das Volk der Neuen Welt betrachtet, wird er nicht in dem, was der Amerikaner vollbracht, sondern in dem, was

der Amerikaner will und wollen will, das Fesselnde, das Große, das eigentlich Neue seiner Weltaufgabe finden.

Jedoch dem Deutschen, der dieses neuweltliche Wollen ernst versteht, wird es nicht wie ein Fremdes dünken: in seiner tiefsten Seele lebt ein verwandtes Kräftespiel. Im historischen Werdegang hat sich im deutschen Volke die Ehrfurcht und die Treue zunächst stärker entwickelt als der individualistische Drang zur Selbstbestimmung und zur Selbstbehauptung, der aristokratische Schönheitssinn lebhafter als der demokratische Geist der Selbstbetätigung und Selbstvervollkommnung. Aber heute, im neuen Deutschland, erwachen gerade diese Triebe wieder und werden lebendig, so wie im amerikanischen Volksbewußtsein das neue Gegenspiel jener andern Kräfte erwuchs, die in der deutschen Seele seit langem gefestigt sind.

Noch bewertet der Amerikaner mehr das Persönliche, der Deutsche mehr das Überpersönliche, noch glaubt der Amerikaner mehr an den Selbstwert des Schaffenden und der Deutsche mehr an den Selbstwert des Geschaffenen. Aber jeder Tag gleicht die Einseitigkeit voller aus und führt beide näher zu verwandter Seelenlage; vor allem beide Grundtendenzen sind gleichermaßen idealistisch. So sind die beiden Nationen berufen, einander zu verstehen, einander zu würdigen, einander die Freundschaft zu wahren, voneinander zu lernen und miteinander dahin zu wirken, daß in dem wirren Spiel der geschichtlichen Kräfte das schlechthin Wertvolle über das Vergängliche siegt, das Ideale über das Zufällige. Denn beide fühlen gemeinsam im tiefsten Grunde ihres Wollens, daß der Sinn des Daseins im Glauben an zeitlose Werte ruht.



Sachregister.

(Die römischen Zahlen I und II hinter den Stichworten bezeichnen den Band, die arabischen die Seiten.)

C.

D.

E.

F.

G.

H.

I.

Y.

Z.

E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW, Kochstraſse 68—71.


U.C. BERKELEY LIBRARIES
C031830951



